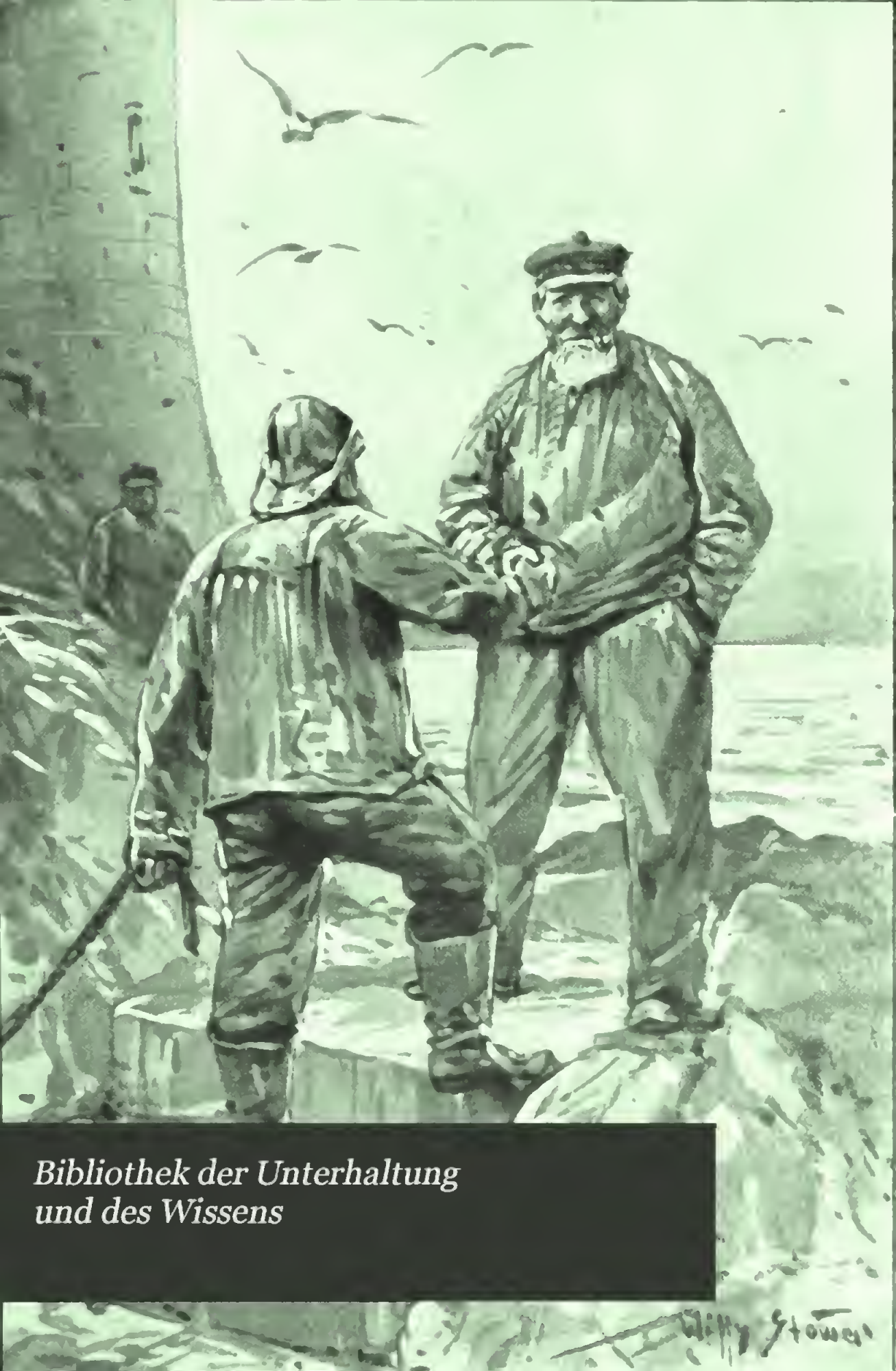


Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Eine der wichtigsten Neuerscheinungen des Jahres ist das Werk:

Fürst Bismarck 1890–1898.

Nach persönlichen Mitteilungen des Fürsten und eigenen Aufzeichnungen des Verfassers, nebst einer authentischen Ausgabe aller vom Fürsten Bismarck herrührenden Artikel in den „Hamburger Nachrichten". Von **Hermann Hofmann**, früher leitender politischer Redakteur der „Hamburger Nachrichten". Mit einem Porträt des Fürsten Bismarck. Zwei Bände. In Leinen gebunden 16 Mark.

Von ganz besonderem Interesse und geradezu sensationellem Charakter für das große Publikum ist die Darstellung der Erlebnisse und Eindrücke, die der Verfasser im Verkehr mit dem Fürsten in den Jahren nach dessen Entlassung hatte, ferner die Wiedergabe wichtiger Ereignisse und politischer Gespräche, markanter Aussprüche über Personen und Dinge, insbesondere aus dieser Zeit, die bei Lebzeiten Bismarcks aus naheliegenden Gründen nicht veröffentlicht werden konnten. Mitteilungen aus dem Leben des Fürsten und Anekdotisches ergänzen das reiche, ungemein bedeutsame Material. Vor dem geistigen Auge des Lesers entsteht ein vollkommenes Bild des eisernen Kanzlers in seiner [redacted] deutschen Volke um so wichtiger wirken wir[redacted]de der weitschauenden Politik Bismar[redacted] Das Werk „Fürst Bismarck 1890—1898" [redacted]utschen Hause.

:: Zu beziehen [redacted]en. ::

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin S 61, Blücherstraße 31.

Infantina.

(Dr. Theinhardt's Kindernahrung.)

Zuverlässiger Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztefamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern usw. seit über 24 Jahren ständig im Gebrauch.

Preis der 1/1 Büchse à 500 gr. M. 1.90.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet", welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

Hygiama.

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 24 Jahren als vorzügliche „Bereicherung der Krankenkost" geschätzt und vorzugsweise verordnet.

Preis der 1/1 Büchse à 500 gr. M. 2.50.

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle Diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel mit 20 Doppeltabletten M. 1.—.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und unter Berufung auf die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" gratis erhältlichen Broschüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen"

und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung".

Eine rationelle Körperpflege

bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

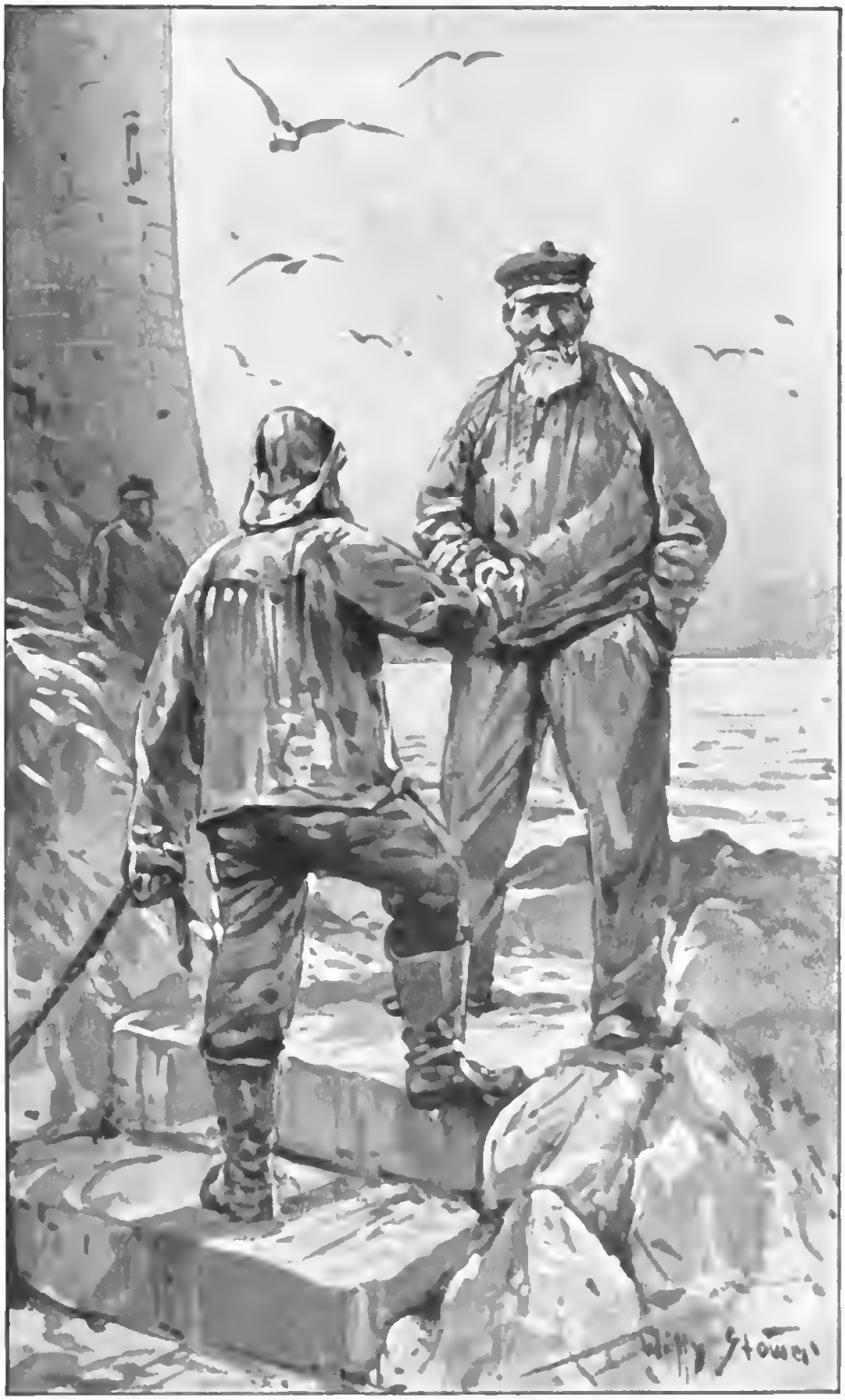
Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
wo obige Plakate ausliegen.

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Die Leuchtturmwärter von Skerryvore“
von Reinhold Ortmann. (S. 13)
Originalzeichnung von Willy Stöwer.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 ✦ Vierter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ✦ Berlin ✦ Leipzig

Digitized by Google

Copyright 1913 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Leuchtturmwärter von Skerryvore.
Erzählung von Reinhold Ortmann. Mit Bildern von Willy Stöwer 5

Kupplerinnen.
Der Roman eines Leutnants. Von Horst Bodemer (Fortsetzung und Schluß) 37

Das Rosazimmer.
Venezianischer Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem 60

Von der Verwertung des Wertlosen.
Von Max Nentwich. Mit 9 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers 106

Die Sommerkellnerin.
Novelle von A. Noël 117

Aus der Geschichte der Polizei.
Von Wilhelm Fischer. Mit 15 Bildern nach alten Originalen 168

Auf der Wohnungssuche.
Humoreske von Carl Schüler 193

Deutsche Baumwolle.
Von Th. v. Wittenbergk. Mit 10 Bildern . . . 204

Mannigfaltiges:
Der Bruder des Königs 216
Allerlei über Frauenschönheit aus alter Zeit . . . 220

Seite

Ein Fernsprecher mit zwei Mikrophonen 222
Mit 3 Bildern.

Der beförderte Fremdenlegionär 223

Eine Schlangenprozession 224

Das Taschengeld der Kinder 226

Frau Lihungtschang 230

Das älteste Bildnis Till Eulenspiegels 231
Mit Bild.

Fürst Heinrich und seine Kanone 233

Die gute und die böse Kröte 234

Kochkunst und Weltgeschichte 235

Die Handschuhe des Admirals 236

Ein praktischer Fischschupper 236
Mit Bild.

Die Rachel auf der Pfaueninsel 237

Der bekehrte Philosoph 240

Die Leuchtturmwärter von Skerryvore.

Erzählung von Reinhold Ortmann.

Mit Bildern von Willy Stöwer.

(Nachdruck verboten.)

In einer stürmischen Oktobernacht war das norwegische Barkschiff „Maria“ in der gefährlichen Durchfahrt zwischen den Hebrideninseln Tiree und Mull aus dem Fahrwasser geraten und auf eine Klippe nahe dem Lande geworfen worden. Die Bewohner von Dervaig auf Mull erblickten in der Morgenfrühe das seiner Masten beraubte Wrack, über dessen Hinterteil beständig die Wellen hinweggingen und das in jedem Augenblick von der wütenden Brandung völlig zerschlagen werden konnte.

Aber sie sahen auch, daß sich auf dem hoch aus dem Wasser ragenden Vorderteil lebendige Menschen befanden, und trotz der Gefahr, mit der die hochgehende See die Retter bedrohte, zögerten die wackeren schottischen Fischer nicht, das Hilfswerk zu versuchen. Zwei starke Boote, von den besten Männern gerudert, gingen zu Wasser, und nach schwerem Bemühen gelang es in der Tat, dem Wrack der unglücklichen „Maria“ so nahe zu kommen, daß von einem der Boote ein Seil hinübergeworfen und es von den Schiffbrüchigen ergriffen werden konnte.

Bis auf den Kapitän und einen Schiffsjungen, die die nämliche Sturzsee über Bord gespült hatte, wurde die ganze Mannschaft glücklich in den beiden Rettungsbooten geborgen.

Bei einem aber war das nur wie durch ein Wunder möglich geworden, denn dem Manne, einem Riesen von Gestalt, hatte in der grausigen Sturmnacht die stürzende Fockrahe den Unterschenkel zerschmettert, und seine Kameraden verzweifelten daran, ihn in das auf den Wellen tanzende Boot hinüberzuschaffen. Aber der Verletzte — es war der Steuermann der „Maria“ und hieß Iver Halvorsen — wies von vornherein jeden Versuch der Hilfeleistung entschieden zurück. Er bestand darauf, daß die Gesunden sich vor ihm in Sicherheit brachten, und als der letzte kroch er mit seinem zerschlagenen Bein bis an den Rand des Schiffsdecks, um mit eisernen Fäusten das festgebundene Tau zu erfassen und sich dann mit dem unverletzten Fuße vom Wrack abzustoßen.

Als die Fischer den Triefenden in ihr Fahrzeug zogen, waren seine Augen geschlossen und seine Lippen fest zusammengepreßt, aber kein Laut der Klage, kein Ächzen oder Wimmern kam aus seiner Brust. Die harten Männer betrachteten mit achtungsvollen Blicken den Tapferen, der seine gräßlichen Leiden so heldenhaft ertrug. So behutsam, als sie's eben vermochten, schafften sie ihn nach glücklich erfolgter Landung in das nächstgelegene Fischerhaus.

„Zu mir!“ hatte der alte John Maclean gesagt, und breitbeinig schritt er voraus, um die einfachen Vorbereitungen für die Aufnahme des Verwundeten zu treffen. Mit Hilfe seiner alten Wirtschafterin schnitt Maclean die fest anliegenden, durchnäßten Kleidungsstücke von dem furchtbar geschwollenen Bein. Einer

der jüngeren Fischer aber hatte sich unterdessen bereits auf den Weg nach Tobermory gemacht, um den Arzt zu holen, denn wenn auch die Fischer von Oervaig ihre Krankheiten und Leiden meist ohne Doktor kurierten, einer solchen Verletzung gegenüber versagte doch ihre Kunst.

Die Geretteten der „Maria", deren Wrack inzwischen spurlos von der Klippe verschwunden war, hatten sich innerhalb einiger Stunden so weit erholt, daß sie sich auf den Weg nach Oban, jenseits des Firth of Lorne, machen konnten, von wo aus sie die Landreise nach Leith anzutreten gedachten. Ihren Steuermann freilich mußten sie in der Fischerhütte zu Oervaig zurücklassen. Iver Halvorsen lag im heftigsten Fieber, und der Doktor von Tobermory hatte wenig Hoffnung auf seine Wiederherstellung gegeben. Geschient und verbunden hatte er natürlich trotzdem das zerschlagene Bein nach bestem Vermögen.

Schon nach wenigen Tagen aber begannen Fieber und Schmerzen sich zu verringern, und Iver Halvorsen blickte aus seinen treuherzigen, hellblauen Augen wieder so klar und ruhig in die Welt wie einer, der noch nicht im mindesten daran denkt, sie zu verlassen.

Da der Alte fast den ganzen Tag mit seiner Stummelpfeife bei ihm saß, konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich trotz beiderseitigem Hang zur Schweigsamkeit des öfteren unterhielten. Schwierigkeiten hatte es nicht, denn ein skandinavischer Seemann versteht immer genug Englisch, um sich mit einem anderen Seemann zu verständigen, und wenn Iver Halvorsen auch aus seinem eigenen jungen Leben nicht viel zu erzählen hatte, so hörte er doch um so lieber zu, wenn der Alte sein Garn zu spinnen begann.

John Maclean, der seine wohlgezählten siebzig auf

dem breiten Rücken hatte, war zwar heute kein Seefahrer und auch kein Fischer mehr, aber die wohlverdiente Ruhe des Alters war ihm trotzdem noch nicht

vergönnt. Er war gleich seinem um fünf Jahre jüngeren Bruder Robert Leuchtturmwärter auf Skerryvore, jener weit draußen im Meere liegenden Felsenklippe, deren Feuer ein wichtiges Merkzeichen ist für die Schiffe,

die den gefährlichen Skerryvoredurchgang passieren oder in den Firth of Lorne einfahren wollen.

Sechs Monate im Jahre, immer zwei aufeinanderfolgende Monate hindurch, mußte er da draußen auf dem einsamen Riff inmitten der unendlichen Meereswüste hausen, und es war obendrein nicht immer mit Sicherheit auf das pünktliche Eintreffen der Ablösung zu rechnen, denn die Hebridensee ist reich an Stürmen, und bei starker Brandung kann kein Fahrzeug bis in die unmittelbare Nähe der Skerryvoreklippe gelangen.

„In meinen jungen Jahren," berichtete er, „schickte man nur zwei Männer hinaus. Aber seit die Geschichte mit Tom Macbride passierte, müssen's stets ihrer drei sein."

Was für eine Geschichte das gewesen sei, wollte der Norweger wissen, und Maclean erzählte, was er selber freilich nur vom Hörensagen wußte. Denn zu jener Zeit — sie lag beinahe vierzig Jahre zurück — war er weit entfernt gewesen von seiner schottischen Heimat, in die er erst vor einem Jahrzehnt zurückgekehrt war. Damals also war es in einem ungewöhnlich schlimmen und stürmereichen Jahre geschehen, daß man durch volle zwei Monate nach dem Tage, an dem die beiden Wärter hätten abgelöst werden sollen, den Leuchtturm nicht hatte erreichen können, wie viele vergebliche Versuche auch von beherzten Männern unternommen worden waren. Denn man wußte, daß der Proviant auf Skerryvore nur für drei Monate berechnet war, und nach Ablauf des dritten Monats fürchtete man an jedem Abend, das weiße Drehfeuer am fernen Horizont nicht mehr aufleuchten zu sehen. Aber es erschien immer wieder, und es erlosch erst in der Nacht vor dem Tage, da die beiden Boote mit der Ablösung und dem neuen Proviant glücklich die Skerryvoreklippe erreichten.

Niemand hatte vom Turm herab den Ankömmlingen zugewinkt, und in dem Vorratsraum, der das unterſte Stockwerk bildet, bot ſich den durch die Türluke Hereinſchlüpfenden ein grauenhaftes Bild. Bill Macpherſon, der eine der beiden Wärter, lag mit eingeſchlagenem Schädel als Leiche am Boden, Tom Macbride, der andere, kauerte mit wirrem Haar und eingefallenem, gräßlich verzerrtem Geſicht an der Wand. Er gab keine Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen, und er nahm auch nichts von den Stärkungsmitteln, die man ihm bot. Gewaltſam mußte man ihm ein paar Schluck Whisky einflößen. Sobald er den Feuertrank im Blute hatte, verfiel er in Tobſucht und ging ſeinen Befreiern zu Leibe, ſo daß er nur mit Mühe überwältigt und gefeſſelt ans Land geſchafft wurde. Nie hat man erfahren, was ſich zwiſchen den beiden abgeſpielt, die viele Jahre hindurch in enger Freundſchaft verbunden geweſen waren, denn Tom Macbride, der zwei Jahre ſpäter im Irrenhauſe ſtarb, blieb unveränderlich ſtumm. Die Seebehörde aber beſtimmte, daß der Leuchtturm von Skerryvore fortan nicht mehr mit zwei, ſondern mit drei Wärtern beſetzt werde, und bis auf den heutigen Tag war es bei dieſer Beſtimmung geblieben.

„Es ſind jetzt vierzehn Tage, daß ich von meinem Bruder und den beiden anderen abgelöſt wurde," ſagte der alte John. „In ſechs Wochen wird die Reihe wieder an mir ſein. Wer aber außer George Lynn als dritter mit mir gehen wird, weiß der Himmel."

„Iſt denn der dritte inzwiſchen geſtorben?" fragte Halvorſen.

Der Alte aber ſchüttelte den Kopf. „Er hat geſchworen, nie mehr hinauszufahren. Es ſind nicht viele, die's öfter als zwei- oder dreimal aushalten. Der Leuchtturm iſt das ſchlimmſte von allen Gefängniſſen

auf der Welt, und namentlich die Jungen möchten immer am liebsten ins Waſſer, noch ehe der erſte Monat herum iſt.“

„So iſt der George Lynn, von dem Ihr ſprecht, auch ſchon alt?“

„Nein. Aber ein Tagedieb iſt er und ein Schwächling, der zu nichts anderem taugt. Er hat's auf der Bruſt. Und er ſagt, der Leuchtturm täte ihm gut.“

Es war in der nächſten Zeit zwiſchen ihnen noch des öfteren von dieſen Dingen die Rede, denn Iver Halvorſens Wißbegierde war durch die Erzählung des Alten geweckt worden, und er begehrte immer aufs neue etwas von dem Leben draußen im Leuchtturm zu hören. Eines Tages hatte er auch Gelegenheit, den von Maclean erwähnten George Lynn kennen zu lernen, denn er kam, um ſich zu erkundigen, ob die Seebehörde ſchon einen dritten Mann für den Dienſt auf der Skerryvoreklippe beſtellt habe. Er war von mehr zierlicher als kräftiger Geſtalt, aber wie ein Bruſtkranker ſah er nicht eigentlich aus. Er hatte ein hübſches junges Geſicht mit mehr geröteten als gebräunten Wangen und faſt unnatürlich glänzenden Augen, die beſtändig hin und her fuhren, als wäre es ihnen unmöglich, lange an einem Punkte haften zu bleiben.

Nachdem er von Maclean eine mürriſch verneinende Antwort erhalten, ging er wieder ſeines Weges, ohne daß er für den Norweger etwas anderes als ein paar neugierige Seitenblicke gehabt hatte. Gefallen hatte er Iver Halvorſen nicht; aber der behielt ſeine Meinung für ſich, denn was kümmerte ihn dieſer George Lynn.

Etliche Tage ſpäter kam der Doktor von Tobermory, um ſich nach ſeinem Patienten zu erkundigen. Wenn er ſchon ſichtlich überraſcht war, ihn noch unter den Lebenden zu finden, ſo kannte ſein Erſtaunen ſchier

keine Grenze, als er den Verband abnahm und sich überzeugte, daß das zerschlagene Glied in bester Heilung begriffen war.

„Der Mann hat eine Natur wie ein Walroß," sagte er beinahe ärgerlich zu dem ironisch lächelnden Alten. „Was jeden anderen umgebracht hätte, kostet ihn nur ein steifes Knie."

Von dieser Äußerung verriet John Maclean seinem Gaste nichts. Aber als der dann eine Woche darauf seine ersten mühseligen Gehversuche anstellte, merkte er's freilich selber, daß er fortan ein steifes Bein werde durchs Leben schleppen müssen. Diese Erkenntnis traf ihn viel härter, als ihn der Schlag der Fockrahe getroffen hatte. Zwei Tage lang saß er in dumpfem Hinbrüten da, verschmähte Whisky und Tabak und betrachtete nur immer sein hilflos ausgestrecktes Knie, das sich durch keine Anstrengung und keine Gewaltanwendung beugen lassen wollte.

Endlich brummte er: „Also aus ist's! Ein Krüppel ist als Steuermann nicht mehr zu brauchen. Und was soll ich draußen in der Welt, wenn ich nicht mehr auf See gehen kann!"

John Maclean schob ein frisches Stück Kautabak zwischen die Zähne und schwieg. Wohl eine Stunde lang saßen sie stumm beieinander, bis der Alte gleichmütig sagte: „Meint Ihr nicht, daß Ihr's bei einiger Übung doch noch lernen würdet, eine eiserne Leiter hinauf- und hinunterzusteigen?"

„Im Leuchtturm — meint Ihr? Ja, das wird wohl das einzige sein, was mir noch bleibt."

Sie hatten es in diesen Wochen engen Zusammenlebens vortrefflich gelernt, einander zu verstehen — auch dann, wenn sie gar nicht sprachen. Ohne daß von der Sache vorher noch einmal die Rede gewesen

wäre, verabschiedete sich John Maclean eines Morgens von seinem jungen Freunde mit der kurzen Eröffnung, daß er nach Tobermory gehen und die Angelegenheit bei der Leuchtturminspektion ins reine bringen wolle.

Halvorsen nickte und drückte ihm die Hand.

Am Nachmittag aber ging er, auf seinen Stock gestützt, dem Alten ein gut Stück Weges entgegen. Und wieder bedurfte es nur eines Kopfnickens und eines Händedrucks für die Mitteilung, daß alles in Ordnung sei. In John Macleans Blick aber war eine Wärme, die Iver Halvorsen im innersten Herzen wohltat. Und an diesem Abend ließ der Norweger zum ersten Male wieder sein kurzes Lachen vernehmen, das so selten war und so hübsch, weil es die liebenswürdige Frische und Natürlichkeit eines Kinderlachens hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Das Glück war diesmal den Leuchtturmwärtern von Skerryvore günstig, denn die Ablösung konnte pünktlich am bestimmten Tage erfolgen. Bei verhältnismäßig ruhiger See legte das schwerbeladene Boot an der Klippe an, und die Ausschiffung der Vorräte an Lebensmitteln wie an Petroleum und anderem Brennmaterial ging ohne besondere Schwierigkeiten vor sich. Die beiden bejahrten Brüder, die das nämliche Häuschen bewohnten und einander doch nur sechsmal im Jahre auf wenig mehr als eine Stunde sahen, schüttelten sich zum Abschied die Hände*).

Die neue Bedienungsmannschaft blieb allein auf dem im weiten Meere schier verlorenen, einsamen Felsen.

Iver Halvorsen hatte sich mit der inneren Einrichtung des Turmes rasch vertraut gemacht. Da war zu unterst

*) Siehe das Titelbild.

der Vorratsraum, zu deſſen Türluke man bei niedrigem Waſſerſtande auf eiſernen Tritten, die in das äußere Mauerwerk eingelaſſen waren, emporklimmen mußte. Aus ihm gelangte man auf einer ſteilen, leiterartigen eiſernen Stiege in das Magazin für die zur Speiſung der rieſigen Lampe beſtimmten Petroleumbarrels und von da weiter in die darüber gelegene Küche, die ſich in ihrer blitzblanken Sauberkeit ganz behaglich und anheimelnd ausnahm. Wieder mußte man eine beinahe ſenkrechte Leiter erklimmen, um in den höchſtgelegenen Raum unter der Laterne, die luftige Schlafkammer der drei Wärter, zu gelangen. Die einzelnen Stockwerke waren durch Falltüren miteinander verbunden, und durch eine ſolche Falltür erreichte man ſchließlich auch den wichtigſten Teil des ſteinernen Bauwerks, die mit acht mächtigen Linſen verſehene Laterne, die nach dem Entzünden der in ihrem Mittelpunkt angebrachten Lampe durch ein Uhrwerk in drehende Bewegung verſetzt wurde. Einmal in jeder Minute wurde dadurch ein meilenweit ſichtbarer Lichtkegel in die Dunkelheit hinausgeworfen, langſam an Helligkeit zunehmend und während derſelben Zeitdauer mählich wieder verſchwindend.

Ein paar Tage lang hatten alle dieſe bisher unbekannten Dinge für Iver Halvorſen den Reiz der Neuheit. Dann aber, nachdem er ſich eingelebt hatte, begann auch er mehr und mehr die bedrückende Eintönigkeit dieſes Daſeins zu empfinden, von dem John Maclean geſagt hatte, daß außer dem Tagedieb George Lynn noch kein junger Mann es länger als für wenige Monate habe aushalten können.

Die beiden erſten Wochen hindurch war das Wetter überraſchend ſchön und gleichmäßig geblieben. Am ſechzehnten Tage aber hing der Himmel voll düſterer

Wolken, die See hatte sich schwärzlich verfärbt, und der Gischt der Brandung spritzte bis zu der Fensterluke des ersten Stockwerks empor. Gegen Abend steigerte sich der Sturm zum Orkan, sodaß der massive Turm unter seinen Stößen erzitterte und daß die Männer ihre Stimmen erheben mußten, um sich inmitten der pfeifenden, brüllenden, brausenden Geräusche, von denen sie umtobt waren, noch zu verstehen.

John Maclean hatte vor Eintritt der Dunkelheit die Lampe entzündet, und es währte lange, ehe er sich den beiden anderen wieder zugesellte, die in der Küche stumm vor ihren Groggläsern saßen. Seine Miene war finster, und es klang merkwürdig rauh, als er sagte: „Es ist eine Schonerbark draußen, und sie treibt auf uns zu. Wenn nicht der Himmel mit ihr ist, geht sie verloren.“

Schweigend stand Halvorsen auf und kletterte in seiner mühseligen Art zu dem Ausguck unterhalb der Laterne empor. Aber er sah nichts, denn der Lichtkegel über seinem Haupte fiel erst in weiter, weiter Ferne auf das Meer herab und ließ in der nächsten Umgebung des Turmes die Finsternis nur noch schwärzer erscheinen. Lange bohrte er seinen scharfen Seemannsblick vergeblich in die Dunkelheit, dann wandte er sich wieder zum Abstieg. Was wäre denn auch für das kämpfende Schiff gewonnen gewesen, wenn er es wirklich erspäht hätte!

Als der Norweger bei Tagesanbruch wieder zu dem Ausguck emporklomm, stand John Maclean schon oben und starrte düster auf die erregte See hinaus.

„Ich hab's wohl gewußt, daß die Bark verloren war,“ sagte er. „Sie gehorchte dem Steuer nicht mehr, oder der Schiffer hat das Fahrwasser nicht gekannt. Gott sei ihren armen Seelen gnädig.“

Nun, in der rasch wachsenden Helligkeit des an-

brechenden Morgens, sah auch Iver Halvorsen die Trümmer, mit denen die hochgehenden Wogen da unten ihr übermütiges Spiel trieben: Planken, ein paar Fässer und einen langen Gegenstand, der zuweilen wie ein gefällter Baum über den Kamm einer Welle hinausragte, den gebrochenen Mast eines Schiffes.

„Da treibt noch einer von ihnen," fuhr der alte Schotte nach einer Weile fort. „Oder — bei meiner Seele — ich glaube, es ist ein Weib."

„Ich unterscheide es nicht. Aber wenn noch Leben in dem Menschen wäre, müssen wir nicht versuchen, ihn zu bergen?"

„Da ist nicht zu helfen. Soll etwa einer von uns durch die Brandung schwimmen?"

Aber der Norweger brachte die Augen nicht mehr los von dem weißlichen Fleck, der zuweilen verschwunden schien und der doch immer wieder zum Vorschein kam, fast auf der nämlichen Stelle, kaum mehr als eines Steinwurfs Weite vom Rande der Leuchtturmklippe entfernt.

„Wenn's aber ein lebendiger Mensch wäre!" wiederholte er. „Ich will ihn nicht auf dem Gewissen haben, John! Mit einem Tau um den Leib, an dem ihr mich wieder hereinziehen könnt, getraue ich mich wohl hinaus."

Er schritt der Falltür zu, und der Alte folgte ihm wortlos nach.

In der Küche trafen sie auf George Lynn, und ein befehlendes Wort des Alten bedeutete den verdrossen Blickenden, sich ihnen anzuschließen. Im untersten Stockwerk stieß John Maclean die Türluke auf, durch die ihnen der nasse Wellenschaum in die Gesichter spritzte, und deutete hinaus.

„Willst du wirklich da hinunter, Halvorsen?"

„Ja — in Gottes Namen.“

„Mit deinem ſteifen Bein?“

Der Norweger hob ſeine muskelſtrotzenden Arme. „Das iſt zum Schwimmen genug. Und was hilft es, lange zu ſchwatzen!“

Wenige Minuten ſpäter kletterte er, durch ein ſchwaches Seil mit den in der Luke ſtehenden Männern verbunden, ſchwerfällig und mit vorſichtiger Langſamkeit an der Außenſeite des wellenumbrandeten Turmſockels hinab. Ob eine Woge ihn weggeſpült hatte oder ob er ſich aus freien Stücken hatte fallen laſſen — jedenfalls tauchte ſein Oberkörper plötzlich mitten in der Brandung auf, und man ſah an den Bewegungen ſeiner Arme, daß er es verſtand, ſich gegen den Andrang der Wellen zu behaupten. Und dann war er mit einem Male wirklich draußen, jetzt hoch emporgehoben, und jetzt für eine lange Weile verſchwunden wie auf Nimmerwiederſehen.

Aber er tauchte doch wieder auf — ganz nahe dem treibenden Körper, den zu erſpähen und zu erreichen ihm freilich nur durch die wunderbarſte Glücksfügung möglich werden konnte. Minuten vergingen, ohne daß der Abſtand zwiſchen ihm und jenem ſichtlich geringer geworden wäre, und dann ſah es aus, als ob der nämliche Wellenberg im Niederſtürzen ſie beide zugleich unter ſich begraben hätte.

„Zieh an!“ brüllte John Maclean dem hinter ihm ſtehenden George zu. Und das lockere Seil ſtraffte ſich unter ſeinen nervigen Fäuſten. Sie ſpürten den Widerſtand, der ſich ihrem vereinten Bemühen entgegenſtemmte, aber noch immer ſahen ſie nichts von ihrem Kameraden. Entweder hatte er das Bewußtſein verloren, oder es wollte ſelbſt ſeiner Rieſenkraft nicht gelingen, ſich vorwärts zu arbeiten. Das Seil bedeutete

unter solchen Umständen für ihn vielleicht nur eine Steigerung der Gefahr.

„Laß nach!“ schrie der Alte und beugte sich so weit vor, daß er in Gefahr war, selbst hinabzustürzen. Jeder Muskel seines verwitterten Gesichts war bis aufs

äußerste angespannt, und so viel von Seelenangst diese harten Züge ausdrücken konnten, so viel war jetzt in ihnen zu lesen.

Da kam es mit einer Brandungswelle heran, schwer und unförmig, ein seltsamer Knäuel. Ein Arm aber reckte sich aus, um nach einem Halt in dem zackigen Gestein zu tasten, und aus der zurückflutenden Woge hob sich sieghaft Iver Halvorsens mächtiger Oberkörper.

Über seinem linken Arm hing etwas, das wie ein Bündel durchnäßter Frauenkleider aussah. Damit arbeitete er sich zu den Felsen hinauf, unerschüttert durch die nachdrängenden Wogen, die ihn mit ihrem ungestümen Anprall zurückzureißen suchten in das nasse Grab. Ein Wink nach oben, und die Männer in der Türluke begannen aufs neue anzuziehen — behutsam und ohne Ungestüm, denn das Tau, das die doppelte Last kaum getragen hätte, sollte ihm ja nur als ein Halt und eine Erleichterung dienen beim Hinaufklimmen über die in das Mauerwerk eingelassenen Eisentritte.

Er rastete oft und lange, an die Griffe in der Turmwand geklammert. Aber er kam doch hinauf, und er ließ das triefende Bündel nicht aus dem Arm, bis der alte John mit kräftigem Griff zupackte, ihn davon zu befreien.

— — — — — — — — — — — — — —

Die da mit geschlossenen Augen regungslos auf dem Boden des Vorratsraumes lag, war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Ihr hübsches, jetzt wachsbleiches Gesicht gleich dem einer ruhig Schlafenden. Ihre von einem Korkgürtel umschlossene Brust aber atmete nicht mehr.

„Verlorene Mühe!“ hatte John Maclean gesagt. Aber er wies die beiden anderen doch in die oberen Räume hinauf, weil er das Rettungswerk nicht unversucht lassen wollte, und weil's ihn nicht schicklich dünkte, dabei die Hilfe der Jungen in Anspruch zu nehmen.

Erst eine Stunde später steckte er den weißen Kopf durch die Bodenöffnung der Küche. „Schafft Decken herunter, daß wir ihr ein Lager richten, denn nach oben können wir sie noch nicht bringen.“ —

Die Leuchtturmwärter taten für die Gerettete, was

sie nur zu tun vermochten. Noch ehe sie aus ihrem tiefen Schlafe erwacht war, hatten Iver Halvorsen und George Lynn, der plötzlich einen bei ihm merkwürdigen Arbeitseifer entwickelte, aus Segeltuchstücken und den Brettern zertrümmerter Vorratskisten einen Verschlag hergestellt, der dem behaglichsten Raum des Turmes, der immer angenehm durchwärmten Küche, ein hinlänglich geräumiges, halbrundes Kämmerchen abgewann. Und diese Kammer statteten sie mit allem aus, was sich an Gegenständen des Komforts in ihrem Bereich befand. Ein weibliches Wesen, das an Bord einer gewöhnlichen Schonerbark auf See geht, konnte ja auch keine verwöhnte junge Dame aus der vornehmen Gesellschaft sein.

Einstweilen noch mußte man sie in dem Vorratsraum belassen, wo allein der alte Maclean um ihr Wohl besorgt war.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch lag sie in tiefem Schlaf; am nächsten Morgen aber erwachte sie mit klaren Augen und klarem Verstande. Sich auf ihrem Lager aufrichtend, blickte sie mit verstörtem Gesicht umher und fragte den Alten, wo sie sei.

„Unter rechtschaffenen Leuten," sagte John Maclean, „und wohlgeborgen."

„Aber die anderen? Wo sind die anderen? Mein Schwager Andrew und —"

Sie unterbrach sich, und ihre Augen wurden groß und starr. Denn John Maclean war kein Meister in der Kunst der Verstellung, und sein Achselzucken bedeutete nichts weniger als eine schonende Vorbereitung auf das, was die Ärmste früher oder später freilich erfahren mußte.

„Tot!" schrie sie auf. „Sie sind alle, alle ertrunken?"

„Wenn sie nicht vielleicht in einem Boote —"

Wild schüttelte das junge Weib den Kopf. „Die ‚Alice' hatte nur ein einziges Boot an Bord, und das riß eine Sturzsee fort. Aber wenn man mich aufgefischt hat, warum nicht auch die anderen?"

„Wir haben sonst keinen gesehen."

Das Mädchen brach in heftiges Weinen aus, und in Ermanglung wirksamer Trostgründe ließ der Alte sie ungehindert gewähren. Er versorgte die Jammernde, und dann ließ er sie vorerst für eine gute Weile allein. Am Mittag erst brachte er ihr ihre getrockneten Kleider und fragte, ob sie sich schon kräftig genug fühle, um aufzustehen.

Die Gerettete, deren Tränen inzwischen wirklich versiegt waren, bejahte. „Aber wo bin ich?" fragte sie. „Dies ist kein Haus. Ich habe vorhin versucht, die Tür dort zu öffnen, aber es ist mir nicht gelungen. Die runden, feuchten Wände und all diese Kisten und Büchsen — sagt mir doch um des Himmels willen, wo ich bin?"

„Wo anders sollt Ihr sein als im Leuchtturm von Skerryvore?"

Ein Atemzug der Erleichterung hob ihre Brust. „Oh! Ich glaubte schon, daß es ein Gefängnis sein müsse. Ihr seid also in einem Boote hinausgefahren, mich aufzufischen?"

„Etwas Ähnliches. Aber da Ihr Eure Kräfte wieder so ziemlich beisammen habt, wollt Ihr mir nicht auch sagen, wer Ihr seid? Euer Schiff hieß ‚Alice'? Von woher?"

„Von Stornoway."

„Wohin?"

„Nach Cardiff."

„Der Schiffer?"

„Die ‚Alice' ist das Eigentum meines Schwagers Andrew Gillard. Ich habe zwei Jahre bei meiner

Schweſter und ihm in Stornoway gelebt, und ich wollte jetzt mit ihm nach Cardiff fahren.“

„Wart Ihr auf dem Schiffe, bis es ſank?“

„Ich weiß nicht. Seitdem der furchtbare Sturm ausgebrochen war, hatte mein Schwager mir nicht mehr erlaubt, die Kajüte zu verlaſſen. Aber beim Einbruch der Nacht ſchickte er einen Matroſen hinunter, der mir den Rettungsgürtel anlegen mußte. Und nach einer Weile kam er ſelbſt, um mich an Deck zu bringen. Oh, es war ein ſchrecklicher Orkan! Die Seen gingen fortwährend über uns hin.“

Der alte Seemann nickte. „Will's glauben. Aber wer nimmt um dieſe Jahreszeit auch ein Weib an Bord zwiſchen Stornoway und Cardiff! — Als er Euch aus der Kajüte heraufholte, wußte der Schiffer, daß die Bark nicht mehr ſteuerfähig war — nicht wahr? Und er gab ſich verloren?“

„Er rief mir nur zu, ich ſolle mich an irgend etwas feſthalten und ſolle beten. Dann habe ich ihn nicht mehr geſehen, und ich kann nicht ſagen, wie ich ins Waſſer gekommen bin, oder was aus dem Schiffe geworden iſt.“

„Andrew Gillard alſo hieß der Schiffer. Und Euer eigener Name?“

„Mary Wilſon.“

„Ich vermute, daß Ihr unverheiratet ſeid?“

Sie nickte, während ein feines Rot in ihre blaſſen Wangen ſtieg. Der Alte fuhr fort: „So will ich Euch etwas ſagen: Wir ſind unſerer drei hier im Turm: ich, dann der Mann, der Euch aus der Brandung gefiſcht hat, und noch einer, der Euch nicht zu kümmern braucht. Daß Ihr von mir nichts zu fürchten habt, wißt Ihr; für Euren Retter Iver Halvorſen ſtehe ich ein, und wenn der dritte Euch mit einem Wort oder mit einem Blick zu nahe tritt, ſo werdet Ihr mir's

ſagen. Denn ſolange Ihr auf der Klippe von Skerryvore bleiben müßt, ſollt Ihr mich wie einen Vater oder einen Großvater anſehen, und ich will Euch behüten,

wie ich meine Tochter behüten würde, ſo mir eine geſchenkt wäre.“

Es mochte eine der längſten Reden geweſen ſein, die John Maclean jemals gehalten, und er ſchnaufte wie nach einer ſchweren Anſtrengung.

Das Mädchen aber sah mit Verwunderung und Besorgnis zu ihm auf. „Ja — aber ich will doch gar nicht hier bleiben. Ich will doch auf das Land hinüber — am liebsten noch heute.“

Der Alte lächelte. „Wenn wir's vermöchten, wir brächten Euch wohl hinüber. Aber dazu müßten uns erst Flügel wachsen. Und eh' nicht die Zeit unserer Ablösung da ist, kommt kein Boot nach Skerryvore.“

„Mein Gott!“ rief sie erschrocken. „Wie lange wird denn das währen?“

„Nicht mehr als sechs Wochen, wie ich hoffe.“

Das Mädchen sank fassungslos zurück.

John Maclean aber wies noch einmal auf die mitgebrachten Kleider und verließ seine Schutzbefohlene mit der Erklärung, daß er in einer halben Stunde wiederkommen werde, um sie in einen besseren Raum zu bringen, als es diese Vorratskammer sei.

Droben wiederholte er dem gespannt aufhorchenden Halvorsen, was er von der Geretteten erfahren hatte, und mit einem Stirnrunzeln fügte er hinzu: „Es ist hart für sie, daß sie so lange keine bessere Gesellschaft haben soll als mich und dich. Aber wir können's ihr nicht ersparen, und ich denke, sie ist unter sicherem Schutz.“

„Das ist sie,“ erwiderte der Norweger, und es klang, als wäre es mehr denn eine bloße Versicherung, als wäre es ein feierliches Gelöbnis.

„Wohl!“ brummte Maclean. Und nachdem eine Weile keiner von ihnen gesprochen hatte, sagte er noch: „Wirf ein Auge auf den da oben!“ Und er wies mit dem ausgestreckten Daumen nach oben, wo George Lynn um diese Stunde seinen Reinigungsdienst in der Laterne versah. „Er taugt nichts. Und wenn er vergessen sollte, was —“

Iver Halvorsen reckte seinen eisernen Arm. „Er könnte es nur einmal vergessen, John — nur ein einziges Mal.“

„Wohl!“

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Weile hatte das Bewußtsein ihrer Gefangenschaft in dem Leuchtturm von Skerryvore die Gerettete der Verzweiflung nahe gebracht, aber nach Ablauf einer Woche schien es nicht anders, als hätte sie sich die einsame Klippe aus freien Stücken zum Aufenthalt gewählt. Bald hatte sie die Führung des eigenartigen Hauswesens übernommen, und von diesem ersten weiblichen Wesen, das der Leuchtturm von Skerryvore je in seinen Mauern gesehen, ging etwas aus, das den düsteren Koloß mit einer bisher ungekannten Wärme und Helligkeit zu erfüllen schien. Ihr Verkehr mit den drei Männern war von jener Unbefangenheit, die nur aus einem Gefühl vollkommenster Sicherheit entspringen konnte. Zwischen ihr und dem alten John hatten sich rasch Beziehungen von wirklicher Herzlichkeit angesponnen. Mit einer fast töchterlichen Sorgfalt war sie auf seine Bequemlichkeit bedacht, und dem vereinsamten Greise, den das Leben nie verwöhnt hatte, mochte zuweilen ganz eigen zumute sein, wenn er einer liebevollen Aufmerksamkeit für seine unausgesprochenen Wünsche begegnete, wie er sie bis dahin bei keinem Menschen gefunden und wohl auch von keinem Menschen erwartet hatte.

Den beiden Jüngeren stand sie um vieles zurückhaltender gegenüber. Dem einen, obwohl er sich auf alle erdenkliche Weise bemühte, ihr Wohlgefallen zu erregen, und dem anderen, weil er sich im Verkehr mit ihr so unbeholfen zeigte, als hätte er noch nie mit einem jungen Weibe zu schaffen gehabt.

George Lynn überbot sich in Ritterlichkeiten und Dienstfertigkeiten, die dem sonst allezeit trägen Burschen keiner zugetraut hätte. Aber es mußte etwas in seinem Wesen sein, das Mary Wilson abstieß, oder das ihr geradezu unheimlich war. Vielleicht war es seine schleichende Art oder das eigentümliche Glitzern, das in seine Augen kam, wenn er sie ansah. Iver Halvorsens Benehmen dagegen dünkte sie fast allzu fremd und steif. Zwar, um sie von seiner Herzensgüte und von der Lauterkeit seines Charakters zu überzeugen, brauchte er nicht viele Worte zu machen, denn die standen ihm leserlich auf dem Gesicht geschrieben. Aber es tat ihr beinahe weh, daß er nie eine besondere Freundlichkeit für sie hatte, daß er nach Möglichkeit vermied, mit ihr allein zu sein, und daß er oft mitten in der Rede verstummte, wenn ihr Blick zufällig dem seinen begegnet war.

Die Tage und Wochen schienen jetzt viel schneller dahinzugehen als vor jenem Morgen, der den unerwarteten Gast in den Leuchtturm von Skerryvore gebracht hatte, und schon neigte sich der zweite Monat seinem Ende zu. Mary Wilson fing bereits an, die Stunden zu zählen, die sie noch von dem Augenblick ihrer Befreiung aus der seltsamen Gefangenschaft trennten.

In den letzten Tagen des Januar aber setzte eine neue Sturmperiode ein, viel schlimmer und vor allem viel hartnäckiger, als es die vom Dezember gewesen war. Der für die Ablösung festgesetzte Tag ging vorüber, ohne daß man von Mull aus auch nur den Versuch hätte machen können, an den Leuchtturm zu gelangen.

Jetzt fragte Mary Wilson an jedem Morgen und an jedem Abend, wie lange denn diese entsetzlichen

Stürme noch währen könnten, und nie wußte John Maclean, der in siebzig langen Jahren das Lügen noch nicht gelernt hatte, ihr mit etwas anderem zu antworten als mit einem Achselzucken oder einem ausweichenden Wort. Nach Verlauf einer weiteren Woche zeigte sich in der Ferne ein Boot, von dem der Alte wußte, daß es seinen Bruder mit der Ablösungsmannschaft und den neuen Vorräten an Bord hatte. Aber es kam nicht einmal bis auf Rufweite heran, und sie sahen, daß es hart genug kämpfen mußte, um sich überhaupt zu halten. Fast zwei Stunden lang blieb es in Sicht, dann verschwand es wieder in der Richtung nach dem Lande hin.

Immer häufiger konnte man jetzt den alten Leuchtturmwärter vor dem Barometer sehen, und immer finsterer wurde seine Miene. Eines Morgens — es waren noch immer nicht die geringsten Anzeichen für eine Besserung des Wetters vorhanden — trat er zu Iver Halvorsen, der droben in der Galerie unter der Laterne stand, und nachdem er gleich ihm längere Zeit stumm in die aufgeregte See hinausgeblickt hatte, sagte er: „Wir haben noch für drei Wochen Proviant, wenn wir uns von heute an mit halben Rationen behelfen. Aber das Trinkwasser reicht nicht länger mehr als für höchstens vierzehn Tage.“

Iver Halvorsen, der sich bisher wenig um die Vorräte gekümmert hatte, schien nicht sonderlich besorgt.

„Sagtest du nicht, daß wir für vier Monate versorgt wären, John?“

„Ja — wenn wir unserer drei geblieben wären.“

„Ja so! Aber dieses Wetter kann doch auch keine vierzehn Tage mehr anhalten! Du meinst doch nicht, daß wir wirklich in Not kommen könnten?“

„Macpherson und Macbride waren vier Monate auf

dem Turm, ohne daß man ihnen helfen konnte. Warum sollte es uns nicht ergehen können wie ihnen?“

„So müssen wir Notsignale geben, damit sie bei ihrem nächsten Versuche sehen, daß es ernst ist.“

„Wohl — so denke ich auch. Aber dem Mädchen dürfen wir vorläufig nichts sagen. Sie ist ohnedies niedergeschlagen genug.“

In derselben Stunde noch zogen sie das Zeichen auf, das jedem vorüberkommenden Schiffer ihre Bedrängnis verkündete. Die Rationen wurden auf die Hälfte herabgesetzt — die der Männer wenigstens, denn für Mary Wilson war man nie vorher ängstlicher besorgt gewesen als eben jetzt. Es gelang auch in der Tat, sie vorläufig noch über den eigentlichen Grund dieser Maßnahme zu täuschen und die Angst um das Leben von ihrem Herzen fernzuhalten.

Und wieder war eine Woche vergangen, ohne den Gefangenen von Skerryvore die ersehnte Erlösung zu bringen. Die wackeren Männer von Oervaig hatten ihre Kameraden nicht vergessen; abermals hatten sie, diesmal sogar mit zwei Booten, den Versuch gemacht, zu ihnen zu gelangen, und es war kein Zweifel, daß sie das Notsignal gesehen haben mußten. Aber sie hatten wiederum unverrichteter Sache umkehren müssen, und in der Nacht desselben Tages noch hatte der Sturm derart an Heftigkeit zugenommen, daß nur ein Wahnwitziger das Wagnis hätte unternehmen können, sich der Klippe zu nähern.

Keiner der drei Leuchtturmwärter konnte sich jetzt noch den furchtbaren Ernst ihrer Lage verhehlen. John Maclean und Iver Halvorsen fingen an, ihre Nahrungsaufnahme auf das denkbar geringste Maß zu beschränken, und das Trinkwasser wurde sozusagen tropfenweise zugeteilt. Aber der geringe Rest der Vorräte schmolz

nichtsdestoweniger zusehends zusammen. Es waren sehr trübe Gespräche, die der alte Schotte und der junge Norweger führten, wenn sie sich unbelauscht wußten.

— — — — — — — — — — — — — —

In einer jener grausigen Nächte, da der Orkan an dem steinernen Bauwerk rüttelte, wie wenn er durch die Widerstandskraft des Menschenwerkes zu rasendster Wut aufgestachelt worden wäre, tat John Maclean droben an der Laterne seinen Dienst, während Halvorsen in das Magazin hinabgestiegen war, um aus einem der Barrels die große Petroleumkanne zu füllen.

Da war es ihm, als vernähme er einen Aufschrei, einen Angstruf aus weiblichem Munde. Er horchte gespannt, denn inmitten all der tosenden Geräusche, die den Turm umbrausten, war er nicht sicher vor einer Sinnestäuschung.

Aber da drang der Schrei zum zweiten Male an sein Ohr, ängstlicher noch als zuvor.

In demselben Augenblick schon hatte er die Kanne fallen lassen und war auf der eisernen Stiege, die zur Küche emporführte. Die Falltür war geschlossen; aber unter dem ersten Fauststoß des Riesen flog sie zurück, und sein blonder Kopf fuhr durch die Öffnung der Luke. Er sah, daß Mary Wilson sich mit allen Kräften gegen George Lynn wehrte, der sie mit beiden Armen umfaßt hielt und sie zu küssen suchte.

Mit einem Satz war er droben, und bei seinem Anblick ließ der junge Schotte sogleich von der Angegriffenen ab. Das Mädchen aber eilte auf den Norweger zu und klammerte sich an seinen Arm.

„Helft mir!“ flehte sie. „Schützt mich vor ihm! — Ich kann nicht länger in seiner Nähe leben.“

Sanft wehrte Iver Halvorsen sie von sich ab. Der Griff aber, mit dem er im nächsten Augenblick den

Schotten gepackt hatte, war von nichts weniger als ſanfter Art. Er hob den ſchmächtigen Burſchen empor, daß ſein Kopf dumpf gegen die Decke des niederen Raumes ſtieß; dann ſchüttelte er ihn, wie wenn er nichts als ein Bündel Lumpen geweſen wäre, und endlich,

ohne auch nur ein einziges Wort zu ſprechen, trug er ihn zu der offenen Luke im Fußboden, um ihn in das Magazin hinabzuwerfen, daß drunten die Dielen krachten.

Sein Geſicht aber war ſchon wieder ganz ruhig, als er ſich der an allen Gliedern zitternden Mary zuwandte und mit ſeiner tiefen Stimme ſagte: „Fürchten Sie

nichts, Miß Wilson! Er wird Sie nicht mehr belästigen."

Leise vor sich hin weinend, ging das Mädchen in ihre Kammer. Iver Halvorsen aber ließ sich neben dem Herd nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Als John Maclean nach einer Weile herunterkam, raunte er ihm ein paar Worte ins Ohr und stieg, nachdem der andere ihm zum Zeichen des Verständnisses mit finsterem Stirnrunzeln zugenickt, zu seiner Ablösung in die Laterne empor.

Für zwei Stunden sollte er die Wache haben, und da nach dieser Zeit die Reihe an George Lynn gewesen wäre, gedachte er, ihrer vier droben zu bleiben, denn er hatte John Maclean zugeflüstert, daß man dem Burschen nicht mehr gestatten dürfe, die unteren Räume des Turmes zu verlassen.

Aber die erste Stunde war noch nicht zu Ende gegangen, als er plötzlich den Alten neben sich sah. Sein Gesicht war von fahler Bläße unter der gebräunten Haut, seine Züge, die sonst so unveränderlich schienen, wie wenn sie in altes Eichenholz geschnitten wären, waren unheimlich entstellt, und seine Mundwinkel waren in einer beständig zuckenden und zitternden Bewegung.

Mit ausgestrecktem Arm deutete er nach unten. „Geh hinab!" schrie er, um sich verständlich zu machen, mit dumpf klingender Stimme dem Kameraden ins Ohr. „Ich glaube, ich hab' ihn erschlagen."

„George?"

Der Alte nickte. „Ich habe ihn dabei erwischt, wie er unseren letzten Proviant ins Meer warf. — Der Hund! Rächen wollte er sich damit offenbar. Verstehst du, weshalb ich ihn niederschlug?"

Der Norweger bejahte mit stummer Kopfbewegung

und griff nach der Hand des Alten. „Wenn er tot ist, John — ich nehm's auf mich, denn ich hätt' ihn vorhin schon erschlagen sollen."

„Geh hinab," wiederholte John Maclean statt aller anderen Antwort. „Und daß sie nichts erfährt — hörst du? — Wir dürfen ihr das Ende nicht noch schwerer machen."

— — — — — — — — — — — — — —

Neben der offenen Fensterluke des Proviantraumes, durch die der Gischt der Wogen hereinsprühte, hatte Iver Halvorsen den leblosen Körper gefunden. Und das Grauen hatte ihn geschüttelt, als er beim Anblick des blutüberströmten Hauptes der Erzählung seines alten Freundes von dem Ende der beiden unglücklichen Leuchtturmwärter Macpherson und Macbride gedacht hatte. Neben dem Hingestreckten niederknieend, hatte er sich bemüht, noch eine Spur von Leben in ihm aufzufinden. Aber das schwere Eisenstück, nach dem der Alte in seinem ersten rasenden Zorn gegriffen, hatte zu furchtbar gewirkt. George Lynn war tot, daran konnte kein Zweifel bestehen, und alles, was Iver Halvorsen tun konnte, war, daß er den Leichnam mit einem Stück Segeltuch bedeckte und daß er die Hände faltete, um für das Heil seiner Seele zu beten. —

Von den aufgesparten Vorräten war nichts mehr vorhanden als eine einzige Büchse Zwieback, ein winziges Fäßchen Salzfleisch und ein kleiner Rest Rum und etwas Trinkwasser in der letzten noch ungeleerten Tonne. Das mochte eben ausreichen, um drei Personen zwei oder drei Tage lang vor dem Verschmachten zu schützen. Iver Halvorsen aber hoffte nicht mehr darauf, daß innerhalb dieser drei Tage die Ablösung kommen würde.

Als John Maclean auf Iver Halvorsens dringendes Verlangen aus der Laterne herabstieg, war er so alt

und verfallen wie ein Neunziger. Es war nicht anzunehmen, daß er die gräßliche Tat des Jähzorns bereute, aber das Bewußtsein, ein Totschläger zu sein, hatte dennoch seine scheinbar so unverwüstliche Lebenskraft gebrochen. Er fiel auf einen Schemel neben dem Herde nieder und sprach kein Wort, auch dann nicht, als Mary Wilson aus ihrer Kammer trat und ihn, durch seinen Anblick aufs äußerste erschreckt, fragte, ob ihm etwas fehle. Er schüttelte nur den Kopf, ohne daß diese stumme Verneinung sie hätte beruhigen können, und in ihrer Herzensangst wußte sie sich schließlich nicht anders zu helfen, als daß sie in die Spitze des Turmes hinaufstieg, wo sie Iver Halvorsen wußte, und daß sie ihn zu dem anscheinend schwer Erkrankten rief.

Er kam, und mit seiner Hilfe richtete das junge Mädchen dem Alten, der ganz apathisch geworden war und widerstandslos alles mit sich geschehen ließ, eine Lagerstätte neben der warmen Feuerstelle. Sie bereitete ihm einen dampfenden Grog, aber als sie das Glas seinen farblosen Lippen näherte, machte er eine heftig abwehrende Bewegung, und kein Zureden konnte ihn bestimmen, auch nur einen Tropfen über die Lippen zu bringen. Gegen Morgen verfiel er in einen tiefen Schlummer, der recht wohl auch eine Ohnmacht sein konnte, und als das Licht auf dem Turme von Skerryvore erloschen war, saßen Mary Wilson und Iver Halvorsen neben dem Lager des Kranken und blickten voll tiefen Kummers in sein verfallenes, sichtbar schon von der Hand des Todes gezeichnetes Gesicht.

Endlich erhob sich das junge Mädchen, um aus den letzten Vorräten, die ihr der Norweger aus dem Proviantraum heraufgebracht hatte, einen Morgenimbiß zu bereiten. Sie bot Iver Halvorsen davon an, aber er wies den Teller zurück mit dem Bemerken, daß er nichts

eſſen könne. Sie aber wußte, daß er ſchon ſeit vielen Stunden nichts mehr genoſſen hatte, und ſie glaubte

nicht an das Unwohlſein, das er auf ihr wiederholtes Drängen vorſchützte. Mit ungewöhnlicher Energie beſtand ſie darauf, daß er äße, und als er abermals den Kopf ſchüttelte, ging ihr plötzlich mit der Grellheit eines

Blitzstrahls die Erkenntnis auf, und sie rief: „Ihr wollt nicht essen, weil unsere Lebensmittel zu Ende sind! Damit ich nicht verhungern soll, wollt Ihr selbst fasten!“

Und nun hatte er den Mut nicht mehr, sie zu belügen. „Wenn es so wäre, Miß Wilson — ich bin stark und gesund. Ich kann es wohl länger aushalten als Sie.“

„Und wenn noch Tage oder Wochen vergehen, ehe man kommt, uns zu holen, werden wir dann sterben müssen?“

„Der Himmel kann nicht wollen, daß Sie sterben, Miß Mary! Nein — nein — Sie müssen leben — leben — —“

Da brach seine Stimme, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den Augen. Und ehe er noch begriffen hatte, was ihm geschah, streckten sich ihm zwei weiche Arme entgegen, und eine süße, zärtliche Stimme flüsterte ihm, vom Schluchzen halb erstickt, in das Ohr: „Ich fürchte mich nicht, mit dir zu sterben — nein, ich fürchte mich nicht.“

Zwei warme Mädchenlippen suchten seinen Mund, und über der ersten wahren Glückseligkeit seines Lebens vergaß Iver Halvorsen, daß schon die Fittiche des Todes über seinem Haupte und über dem des heißgeliebten jungen Weibes rauschten.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Ablösungsmannschaft, die achtundvierzig Stunden später in zwei stark bemannten Booten an der Klippe von Skerryvore anlegte, da ein plötzlicher Wetterumschlag die Landung gestattete, fand viel Trauriges und viel Erstaunliches in dem alten Leuchtturm vor. Sie fand einen Toten, einen Schwerkranken und außer dem gesunden dritten Leuchtturmwärter ein junges Weib, über dessen Herkunft die Fischer von Oervaig freilich schnell genug aufgeklärt werden konnten.

Da George Lynn ohne allen Zweifel eines gewaltsamen Todes gestorben war, hielten es die Männer für ihre Pflicht, auch die Leiche mitzunehmen, wie schwer auch immer ihre abergläubischen Gemüter sich dazu entschlossen. Aber eine gerichtliche Untersuchung war unvermeidlich, und dazu mußte vor allem der Totenbeschauer seines Amtes walten.

John Maclean erholte sich nach der Ankunft in Oervaig noch einmal so weit von seiner Schwäche, daß er eine ausführliche Darstellung des Vorgangs geben konnte, und die Leichenschaujury setzte keinen Zweifel in die Richtigkeit seiner Erzählung. Der gewaltsame Tod Lynns wurde als hinlänglich aufgeklärt angesehen, und einer Sühne durch die irdische Justiz bedurfte es nicht mehr, da John Maclean eine Woche nach seiner Ablösung aus dem Leuchtturm von Skerryvore sanft und kampflos zur ewigen Ruhe einging.

Unter denen, die auf dem kleinen Fischerfriedhof von Oervaig an dem offenen Grabe standen, waren auch Mary Wilson und Iver Halvorsen, und keiner aus dem spärlichen Trauergefolge weinte dem alten schottischen Seemann Tränen eines ehrlicheren Schmerzes nach als sie.

Am Morgen des folgenden Tages aber grüßten sie von dem Schiffe aus, das sie südwärts trug, zum letzten Male den fern aufragenden Leuchtturm von Skerryvore. Sie waren jung genug, um die furchtbaren Erinnerungen verwinden zu können, die sich für sie an die auf der einsamen Klippe verlebten Tage knüpften.

Kupplerinnen.

Der Roman eines Leutnants. Von Horst Bodemer.

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Maria hatte den Schleier nicht wieder heruntergezogen. Es war ihr ganz gleich, ob einer spöttisch die Lippen verzog, weil sie von der Kartenlegerin kam. Wer kannte sie denn? Und sie war ja so glücklich! Heute gab Heller seine Jagd. Wenn das Wetter in Thüringen so gut war wie hier in Berlin, würde er einen reinen Genuß haben, und den gönnte sie ihm von Herzen.

Und heute, um Mitternacht, war sie wieder bei ihm! Bei ihm! — Gott, wie hatte sie ihn lieb, wie schrecklich lieb! Wie sie sich nach ihm sehnte! Wie ihr seine liebe Stimme fehlte! Und Augen würde er machen über die Babyausstattung.

Da legte sich eine Hand auf ihren Arm. Sie schrak zusammen und blieb stehen. Eine kleine, sehr elegant gekleidete junge Dame mit verhärmtem Gesicht stand neben ihr. Die linke Schulter hing etwas herab. Die Kunst des Schneiders hatte den körperlichen Mangel nicht ganz verbergen können.

„Verzeihen Sie! Ich sah Sie aus dem Hause der Kartenlegerin kommen — waren Sie bei ihr?“

Die vergrämte kleine Frau tat ihr leid. Sie hätte ja am liebsten allen Leuten Gutes getan. Und warum

ſollte ſie nicht die Wahrheit ſagen? Ihren Namen nannte ſie natürlich nicht. In ein paar Stunden war ſie ja über alle Berge.

„Ja, ich war bei Frau Skodrowsky.“

Da fing die verwachſene kleine Frau an jämmerlich zu ſchluchzen. „Dieſes Weib! Mich hat ſie auch auf dem Gewiſſen! Hüten Sie ſich vor der! Die und die Frau Heiſterloh — und die Baronin Lehrburg —“

Maria war einen Schritt zurückgetreten. Sie mußte ſich an einen Laternenpfahl lehnen. Das Blut ſummte ihr in den Ohren, die Straße drehte ſich vor ihren Augen im Kreiſe.

Die kleine Frau hielt ſie feſt an der Hand. „Nehmen Sie ſich doch zuſammen! Sie ſind noch nicht ins Unglück geraten wie ich! So freudeſtrahlend wie Sie bin ich aber auch ein paarmal von dieſer Frau gegangen! Alles iſt Lug und Trug! — Ich will nämlich hinauf zu dieſem Weib. Der Staatsanwaltſchaft will ich ſie übergeben. Aber vorher ſoll ſie mir unter vier Augen noch Rede und Antwort ſtehen! Es kommt ja auf ein paar Stunden nicht an. Sie aber will ich retten. — Da, gleich um die Ecke, iſt eine kleine Konditorei. Kommen Sie!“

Mit feſter Hand führte die kleine Frau Maria nach der Konditorei. Sie war leer. In einer Ecke, auf einem verſchoſſenen roten Plüſchſofa nahmen ſie Platz. Bis Kaffee und Gebäck gebracht worden war, ſagten die beiden kein Wort. Maria nahm alle Kraft zuſammen. Alſo ein abgekartetes Spiel war mit ihr getrieben worden! Deshalb wollte Heller von der Baronin nichts mehr wiſſen! — Und die ſchlaue Kartenlegerin! Wie geſchickt ſie ſich um die Antwort gedrückt hatte! Irgend etwas konnte da nicht ſtimmen — durfte nicht! — Ihr Heller! Das war aber doch die reine

Unmöglichkeit! In eine solche Falle war er geraten? — Und nun scheute er die Wahrheit zu sagen, weil er sie lieb hatte!

„Reden Sie!“ sagte sie endlich.

Die Frau setzte sich ihr gegenüber an den kleinen Marmortisch und sah sich um. Das junge Mädchen, das sie bedient hatte, war verschwunden. Sie konnte reden.

„Man ist ja so dumm, so schrecklich dumm! — Sehen Sie mich einmal genau an! Welcher Mann könnte wohl so töricht sein und sich in einen Krüppel wie mich wirklich verlieben? Aber man hat doch auch ein Herz in der Brust! Man sieht strahlende Gesichter ringsum, und am Katzentisch des Lebens will man nicht immer sitzen. Und dazu noch ganz allein. Meine Eltern sind tot, mein einer Bruder ist deutscher Konsul in Asien, der andere ein Taugenichts. An denen hab' ich keinen Halt. — Das Kartenlegen spukt in Berlin herum. Damen gehen zu diesen Frauen, von denen man es nicht für möglich hält. Immer wieder. — Da hab' ich mir gesagt: Geh doch auch einmal hin! Es ist ja weiter nichts als eine Abwechslung in deinem einsamen Leben! Nachher lachst du darüber! — Nun, ich habe nicht gelacht! Dieses Weib hatte wohl gemerkt, daß ich mich wenigstens nach einem Strohhalm Glück sehnte. Es hat mir den Kopf heiß gemacht mit halben Andeutungen, damit ich wiederkam. Und ich bin wieder hingegangen. Wurde an Frau Heisterloh verwiesen, die habe eine Nichte, die auch verwachsen gewesen sei und fast völlig gerade geworden wäre. Es gäbe ein Institut, das habe ein neues, sehr wirksames Verfahren entdeckt. — Was hatten meine Eltern nicht alles schon für mich getan! Etwas hat es ja auch genützt, aber nicht viel. Wer greift denn da nicht zu, wenn nur ein Funken von Hoffnung vorhanden ist? Über

Geld verfügte ich ja ausreichend. Ich ging also zu dieser Frau Heisterloh. Mir wurde das Herz weit. Sie kam mir so freundlich entgegen und war so zartfühlend. Nur als ich sagte, wer mich geschickt, schüttelte sie den Kopf. Keine Ahnung habe sie, wer diese Frau Skodrowsky sei. Wahrscheinlich hätten ihr andere von der Wunderkur ihrer Nichte erzählt. Das Institut sei leider eingegangen, weil der Gründer plötzlich gestorben wäre und seine Weisheit mit ins Grab genommen hätte. — Übrigens sei meine Verwachsung doch gar nicht so schlimm! Wir sprachen von allem möglichen, mir wurde wohl bei dieser Frau, ich kam wieder zu ihr, sie besuchte mich auch, und da lief mir nach und nach die Zunge über. Ich sagte ihr, wie sehr die Einsamkeit auf mir lastete. Sie tröstete mich, und damals hab' ich alles für bare Münze genommen. Sie erzählte mir, daß das Kartenlegen doch nicht so ganz von der Hand zu weisen sei, sie kenne Fälle, in denen wirklich alles eingetroffen sei, sie wolle es nur offen gestehen, ein paarmal sei sie auch bei der Skodrowsky gewesen, nachdem ich nun einmal von der Frau geredet, es sei geradezu wunderbar, was diese Frau aus den Karten herausgelesen habe. Alles habe gestimmt. Natürlich ging ich nun auch wieder hin, denn das war ja der Zweck der ganzen Rederei. Die Kartenlegerin machte mir weiter den Kopf heiß. Bald würde ich einen Herrn kennen lernen, den ich heiraten würde. Sogar wie er aussah, beschrieb sie mir und verhehlte mir auch nicht, daß er Schulden habe, ziemlich hohe. Aber ich würde glücklich werden — sehr glücklich!"

Maria saß mit geschlossenen Augen da. Das waren ja ungefähr ihre eigenen Erlebnisse, die die kleine, verhärmte Frau da erzählte. Aber nur jetzt durchgehalten, damit sie völlig klar sah!

„Eines Tages traf ich eine Baronin Lehrburg bei Frau Heisterloh. So etwas von hinreißender Liebenswürdigkeit war mir noch nie begegnet. Diese rührende und dabei doch taktvolle Anteilnahme! Ich fühlte mich auf einmal nicht mehr als Aschenbrödel. Sie lud mich zu sich ein. Gern ging ich hin — und erschrak. Denn bei ihr lernte ich sofort den kennen, der genau so aussah, wie ihn die Kartenlegerin beschrieben hatte. Natürlich lief ich am nächsten Tag gleich wieder zu dieser Frau Skodrowsky. — Nun, lassen Sie mich's kurz machen: Ich verlobte mich. Die Baronin brachte es mir bei, daß ich ihm vor allen Dingen eine tüchtige Summe aushändigte. Aber das Geld steckten die Baronin und Frau Heisterloh als Heiratsvermittlerinnen ein und, einen großen Posten hat auch diese Frau Skodrowsky für ihre Flunkerei bekommen."

Maria stieß jetzt doch einen leisen Schrei aus, griff hastig nach dem Glas Wasser und stürzte es hinunter.

Die kleine Frau fuhr fort, denn es schien ihr eine große Erleichterung zu sein, sich endlich einmal aussprechen zu können: „Mir hat das mein Mann höhnisch lachend selbst erzählt — und Wechsel über vierzigtausend Mark gezeigt, die er der Baronin hatte ausstellen müssen. — Und noch mehr hatte die Baronin getan. Sie hat mich bewogen, all mein Geld meinem Manne zu verschreiben. Ich hab' das in meiner Verblendung auch ohne Zaudern getan. Und wie konnte der Mann damals auch reden, wie lieb und gut konnte er zu so einem verlassenen Wesen wie mich sein! — Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Er vernachlässigte mich bald, wurde brutal, sagte mir ins Gesicht, daß er mich nur wegen meines Geldes geheiratet hätte. Noch tiefer hat er mich gedemütigt. Aber wozu soll ich Ihnen das

erzählen? Nur warnen habe ich Sie wollen vor diesen Weibern, vor diesen Hyänen!“

Ein einziger Wunsch war in Maria. Fort von hier, zu Heller! Er sollte ihr die Wahrheit sagen — mußte es! Hatte sie das nicht alles auch erlebt? Aber ihr Heller hielt sie in Ehren — und hatte sie lieb! — Oder war das auch nur Einbildung von ihr? — Jetzt also Wahrheit um jeden Preis!

Ein alter Mann mit grauem Vollbart betrat die Konditorei. Das Mädchen erschien. Maria bezahlte, drückte der kleinen Frau die Hand, stürmte aus der Konditorei, rief die erste leere Droschke an und fuhr zum Hotel.

Im herbstlichen Sonnenschein wurde ihr der Kopf schnell wieder klar. Also deshalb Hellers Verstimmung, als sie die Baronin zu ihrer Hochzeit hatte einladen wollen — deshalb ihr Schweigen! An jenem Abend war er nicht gekommen. Wie hatte er doch geschrieben? Eine unangenehme Geschichte, die er noch zu erledigen gehabt hätte, wär' ihm auf die Nerven gegangen. Da hatte er wohl die Heiratsvermittlung ausbezahlt! Und diese Frau Heisterloh! Und vor allen Dingen diese Frau Skodrowsky! Mit der sollte er unter einer Decke gesteckt haben?

Der Ekel schnürte ihr die Kehle zu.

Da hielt die Droschke vor dem Hotel Bristol. Sie fragte den Portier, wann der nächste Zug nach Eisenach fahre. — In anderthalb Stunden. Das paßte gut. Sie verlangte ihre Rechnung und packte.

* * *

Der Mann mit dem langen grauen Vollbart trat an die kleine, verhärmte Frau heran, die still vor sich hin weinte, und sagte höflich: „Verzeihen Sie! Ich

habe Sie und die — andere Dame ſchon draußen beobachtet und dann auch da durch die Fenſterſcheibe hier. Ich bin nämlich Privatdetektiv. Haben Sie keine Angſt! Ich ſoll über die Dame, die Sie ſoeben verlaſſen hat, wachen. Sie könnten dieſer Dame ſicher einen ſehr guten Dienſt erweiſen, wenn Sie ſich mir gegenüber offen ausſprechen würden. Mir ſcheint, Sie haben da oben bei der Kartenlegerin reichlich Lehrgeld gezahlt. Vielleicht gilt es ein Menſchenleben vor der Verzweiflung zu retten!“

Die kleine Frau zitterte am ganzen Leibe vor Aufregung. Dieſer Mann konnte ihr hoffentlich raten! Und es war doch ein gutes Werk, zu helfen, bevor die entſetzliche Enttäuſchung kam. Ganz ausführlich erzählte ſie alſo, ſelten nur warf der Detektiv einmal eine Frage dazwiſchen.

Erſt als ſie geendet, fragte Herr Wackernagel: „Würden Sie mit mir zu meinem Auftraggeber kommen? Wir könnten bei dieſer Gelegenheit auch ſehen, wie wir Ihre eigene Angelegenheit nach Möglichkeit zum Beſten wenden.“

Die kleine Frau war ſofort bereit. Sie war ja ſo dankbar, daß ihr Hilfe in ihrer Verlaſſenheit angeboten wurde.

Der Detektiv fuhr mit ihr zum Generalagenten Meinhold. Erſt redete er mit ihm unter vier Augen, dann hörte Meinhold die Frau an, die zum dritten Male ihre trüben Erfahrungen erzählte.

Sofort wurde ein Bote zum Rechnungsrat Hoffmann geſchickt, und als der Rechnungsrat kam, hielt der Generalagent erſt eine lange Rede und legte ihm dabei die Hand auf die Schulter. „Wir ſind im Laufe der Zeit ſehr gute Freunde geworden, mein lieber Herr Rat. Da kann ich offen reden. Sie finden ſich in der Groß-

ſtadt noch immer nicht ganz zurecht. Das mag ja auch ſchwer ſein, wenn man ſein Leben in der Provinz verbracht hat. Was ich beſonders hoch an Ihnen ſchätze, das iſt Ihr Familienſinn. — Ich weiß doch, wie ungern Sie Ihre Nichte dem Menſchen gegeben haben. Wie Sie nun geſtern erzählten, Ihre Nichte ſei in Berlin, da hab' ich die ganz richtige Schlußfolgerung gezogen: Haben wir damals nichts herausbekommen, wird es uns jetzt gelingen! Denn daß Ihre Nichte nun als ‚Burgfrau' ſich bei den Leuten ſehen läßt, die die Sache ‚geſchoben' haben, lag für mich als Menſchenkenner auf der Hand. Lediglich um Ihnen einen Gefallen zu tun, um Ihren Schwur, über Ihre Nichte zu wachen, erfüllen zu können, hab' ich geſtern abend Herrn Wackernagel auf eigene Fauſt wiederum engagiert. Und was er herausbekommen hat, iſt allerdings entſetzlich, mein lieber Herr Rat. Er wird es Ihnen nun vortragen, und die Dame da, Frau Bender, wird Ihnen ihre Erfahrungen, wofür wir ihr natürlich ſehr verbunden ſind und ſtrengſtes Stillſchweigen geloben, auch noch mitzuteilen die Güte haben."

Nach der langen Rede blies der „Herr General" die Backen auf und ließ ſich in ſeinen Schreibtiſchſeſſel fallen. Ging die Karre nun ſo, wie er ſich's wünſchte, ſo wurde ſein Chriſtian, den er vorläufig ganz aus dem Spiele ließ, doch noch „Burgherr".

Wackernagel erſtattete Bericht, die kleine Frau ſchluchzte dazu. Dem Rechnungsrat ſank der Kopf immer tiefer.

Als der Detektiv geendet, fragte Meinhold wie ein Unterſuchungsrichter: „Soweit Ihre Angelegenheiten dabei in Betracht kommen, ſtimmt das, was Herr Wackernagel geſagt hat, alles mit der Wahrheit überein, gnädige Frau?"

„Ja!“

Da erhob ſich Herr Meinhold in ſeiner ganzen Würde. „Alſo Ihre Nichte iſt nun völlig im Bilde, mein lieber Herr Rat. Sie iſt aus allen Himmeln gefallen, wie uns berichtet worden iſt. Sie werden anerkennen müſſen, daß ich mich als guter Freund bewährt habe. Was weiter zu geſchehen hat, geht mich nichts an. Nur als Menſch bitte ich Sie: laſſen Sie jetzt Ihre Nichte nicht im Stich!“

Der Rechnungsrat drehte ſeinen grauen Kopf hin und her. Er konnte das alles noch gar nicht faſſen. Daß es ſo ſchlimm zugegangen war, hätte er in der Tat nicht für möglich gehalten. Es war faſt nicht zu glauben! Maria mußte ihm das jedenfalls erſt beſtätigen.

Er ſtand auf und ließ ſich telephoniſch mit dem Hotel Briſtol verbinden. „Iſt Frau v. Uffeln im Hotel? — Wie? Schon abgereiſt?“

Da hing er den Hörer wieder an und lief eilends nach Hauſe. Jede Minute war koſtbar. Maria war abgereiſt. Gott mochte wiſſen, in welchem Zuſtand ſie ſich befand!

Er packte ſeine kleine Handtaſche, fuhr nach dem Stettiner Bahnhof, ſah nach dem Fahrplan und meldete dem alten Herrn v. Uffeln telegraphiſch ſein Kommen. —

Der ging am Abend mit langen Schritten vor dem kleinen Stationsgebäude auf und ab. Alſo es hatte eingeſchlagen! Und wahrſcheinlich ſehr kräftig, ſonſt hätte ſich der Rechnungsrat nicht auf die Bahn geſetzt.

Als der Rechnungsrat aus einem Abteil dritter Klaſſe herausſtieg, ſein Täſchchen in der Hand, mußte Uffeln wider Willen lachen. Er ſchüttelte ihm kräftig die Hand. „Willkommen — was Sie auch bringen mögen! Gutes ſchwerlich, das ſieht man Ihnen ja an! Na, darüber ſprechen wir zu Hauſe!“

Aber was dort der alte Uffeln zu hören bekam, ging ihm doch über die Hutschnur.

„So eine infame Geschichte! Da möchte man ja gleich aus der Haut fahren! Das ist eigentlich gar nicht zu glauben, aber so ziemlich stimmen wird Ihre Erzählung schon. Lassen Sie bloß nicht so fürchterlich den Kopf hängen! Der Junge hat inzwischen oft an mich geschrieben und wegen landwirtschaftlicher Dinge um Rat gefragt. Er legt sich gehörig ins Zeug. Und wie er über Maria schreibt! Als hätte er die Seligkeit auf Erden in Erbpacht! — Den Teufel auch — und sich da mit Kartenlegerinnen und ähnlichem Gesindel einzulassen! Es ist wirklich nicht zu sagen! — Na, da muß ich meine Weisheit auskramen!“

Der Rechnungsrat hob den Kopf und sah Uffeln mißtrauisch an. „Was werd' ich denn nun da noch erfahren?“

„Die Wahrheit, mein verehrter Herr! Sie wird Ihnen vielleicht ein bißchen sonderbar in den Ohren klingen, ich kann's aber nicht ändern. — Als der Junge bei mir einfiel, machte er gar kein Hehl daraus, daß die Baronin Lehrburg die Heirat vermittle und dafür eine Provision von fünfzigtausend Mark einstecke.“

„Fünf—zig—tausend — Ma—ark?“

„Ein Sündengeld, nicht wahr? — Mir ging das natürlich gegen den Strich, wie Sie sich denken können. Ich hab' ihm zugeredet, seiner Braut reinen Wein einzuschenken. Noch einmal tat ich's — damals, als ich zur Hochzeit kam. Der Junge hat mir ehrlich sein Herz ausgeschüttet. Er käme sich ja auch hundsgemein vor, und wenn er Maria nicht so schrecklich liebhätte, würde er es auch tun. So aber brächte er's nicht übers Herz. — Sagen würde er es aber — an dem ersten Tag, an dem er sicher sei, daß ihm Maria verzeihen würde.“

Spöttiſch lachte der Rechnungsrat.

Uffeln blieb ganz ruhig. „Erlauben Sie mal! Da ich Mitwiſſer bin, geht mich die Geſchichte auch eine ganze Menge an. So ſtellt ſich keiner hin und verſichert ſeine Gefühle, wie es der Junge getan hat, wenn es nicht ſtimmt! Die Geſchichte laſtet viel ſchwerer auf ihm, wie Sie wohl annehmen. Und zweitens! Da muß ich Sie aber dringend bitten, meine offene Meinung nicht übelzunehmen. Wir ſitzen doch hier nicht zuſammen, um uns Grobheiten an den Kopf zu werfen, ſondern Mittel und Wege zu finden, damit es nicht einen Scherbenhaufen von Menſchenglück gibt! Ja, alſo, ich weiß, wie es in der Welt zugeht, getroſt können Sie mir das glauben! Und deshalb hab' ich die Heiratsvermittelei auf die leichte Achſel genommen. Ich hab' mir geſagt: Ja, wie kommt denn die junge Dame aus hochanſtändiger, aber einfacher Familie zu der Baronin Lehrburg? Sie hat 'raus gewollt aus ihren Kreiſen, ſteht ſo ziemlich allein in der Welt, iſt vierundzwanzig geworden, nun will ſie einen Mann — aber nicht den erſten beſten. Na und da hat ſie dieſen heutzutage nicht mehr ganz ungewöhnlichen Weg betreten! Der Teufel mag wiſſen, wie ſie gerade an die Baronin gekommen iſt! — Die eine kuppelt um Gotteslohn, die andere um Sündengeld. Daß unſere nun gemeinſame Nichte aber bei der ganzen Geſchichte das ſchlohweiße Schaf geweſen ſein ſoll, das will mir auch heute noch nicht in den Kopf. Und ſchließlich kommt es doch auf das Endreſultat an und das lautet: Paſſen die beiden zueinander? Leben ſie vernünftig? Rührt der Mann die Hände? Ich weiß es nicht, aber nach den Briefen meines Neffen mußte ich's annehmen — und nehm's auch jetzt noch an. Denn Maria iſt nicht zu Ihnen gekommen, ſondern

hat sich vernünftigerweise auf die Bahn gesetzt und ist zu ihrem Manne gefahren. Mögen die sehen, wie sie miteinander fertig werden. Kommt es aber hart auf hart zwischen den beiden, dann sind wir auch noch da! — Also vorläufig: Finger weg! Das weitere wird sich finden!“

Dem Rechnungsrat war wieder der Kopf zwischen die Schultern gesunken. Was Uffeln gesagt hatte, war nicht schön, aber es ließ sich hören. Dieses Berlin! Sein Lebtag würde er sich in dem nicht zurechtfinden. Und dieses Heidengeld! Fünfzigtausend Mark! Ein Vermögen!

„Also gut, Herr v. Uffeln, warten wir ab, was die Zukunft bringt!“

„Das war eine vernünftige Antwort. Wir beide, die wir im Pulverdampf gestanden haben, werden auch auf unsere alten Tage klare Köpfe und, wenn es nötig sein sollte, auch die Energie aufbringen, den Frieden wiederherzustellen. Ich bin sowieso meinem Neffen auf seinen letzten Brief noch die Antwort schuldig. Gleich werde ich an ihn schreiben — ganz harmlos. Und Sie bleiben hier, bis er mir geantwortet hat.“

Der Rechnungsrat seufzte schwer auf, erklärte sich aber nach einigem Zögern mit dem Vorschlag einverstanden.

* * *

Maria saß mit geschlossenen Augen in einem Abteil erster Klasse des D-Zuges. Sie war allein, die Vorhänge hatte sie zugezogen. Nur nicht hinaussehen in die sonnenbeschienene Herbstlandschaft! An nichts denken — an gar nichts!

Wenn sie das aber nur gekonnt hätte! Dieses Stechen in ihrem Kopf — dieses rasende Stechen!

Und Heller hatte ein ſchlechtes Gewiſſen, hatte es immer gehabt! Sie entſann ſich all der Stunden, in denen ſein Geſicht plötzlich ſtarr geworden, ſein Blick unſtet umhergeirrt war. Sie wollte nicht über ihn richten — ach nein! Er hatte ſie ja herausgeriſſen aus dem eintönigen Leben, war immer liebevoll zu ihr geweſen — aber warum hatte er ihr nicht die Wahrheit geſagt? Da fehlte das Vertrauen! Der letzte, große Reſt, der zwei Menſchen, die ſich liebhaben, zuſammenkittet — der letzte Reſt! Das war's!

Ein Schauer jagte über ihren Leib. Dieſe Skodrowsky! Über die kam ſie nicht weg!

Wer frevelte denn nicht einmal in ſeinem Leben? Es tat ein jeder, eine jede! Und wer es nicht eingeſtand, der war feig, der war erbärmlich!

Da zitterten ihre Lippen, da kamen die Tränen — unaufhaltſam.

Bald würde ſie in Eiſenach ſein, bald bei ihm — in der Heimat! Aber er hatte Gäſte! Alſo zuſammengenommen, die Tränenſpuren weggewiſcht, den Schleier heruntergelaſſen! Haltung! Haltung! Nicht die letzte Kraft verzettelt, denn die brauchte ſie heute noch!

„Eiſenach!“

Ein Gepäckträger nahm ihre Sachen. Sie fragte ihn, wann der nächſte Zug auf der Seitenſtrecke abgehe.

„In zehn Minuten! Da drüben ſteht er ſchon!“

Maria atmete auf. Nur ſchnell nach Hauſe, damit die Qual ein Ende nahm.

Aber wenn er log? Wenn er beſchönigte?

Dann, ſie fühlte es, riß in ihrem Herzen Saite auf Saite — trotz Frauenliebe, trotz des Kindes!

Wie langſam der Zug fuhr! Kaum kam er in Gang, hielt er ſchon wieder. Endlich ſtand er auf ihrer Station

still. Da erst fiel es ihr ein — sie hatte ja keinen Wagen bestellt.

Der Stationsvorsteher trat an sie heran. „Gnädige Frau, ich stelle gern mein Dienstzimmer zur Verfügung, bis der Wagen kommt."

„Danke sehr. Mein Mann hat Jagdgäste. Ich wollte erst morgen wiederkommen. Aber der Weg wird mir doch zu weit sein."

„Im ‚Rautenkranz' können die gnädige Frau immer einen Wagen haben. Der Wirt fährt viele Sommergäste und Reisende."

„Da werd' ich sofort hingehen. Möchte da auch noch erst etwas genießen." —

Der dicke Wirt dienerte. „Gnädige Frau! Machen wir! Eine große Ehre!"

Maria trank eine Tasse dünnen Kaffee. Sie hatte außer dem Frühstück noch nichts genossen. Vielleicht rührten die rasenden Kopfschmerzen daher.

Endlich kam der Wagen. „Fahren Sie schnell, Kutscher! Sie bekommen ein gutes Trinkgeld!"

Die Peitsche knallte oft, über einen Zuckeltrab kamen die Pferde nicht hinaus. Die Zähne schlugen Maria wie im Fieber gegeneinander.

Endlich kam die Burg in Sicht. Im Schritt ging es die Straße in Schlangenwindungen in die Höhe. Nach einer Viertelstunde polterte das Fuhrwerk über die Zugbrücke.

Als sie die Diele betrat, kam gerade der Diener mit einer Platte aus dem Speisesaal.

„Nichts sagen, Paul! — Ich bin ein bißchen früher gekommen. Die Herren sollen keinenfalls gestört werden."

Dann begab sie sich hinauf in ihre Räume, ließ sich von der Jungfer auskleiden und legte sich zu Bett.

„Packen Sie aus, Grete, aber machen Sie keinen Lärm, ich fühle mich furchtbar abgeſpannt!“

Dann aber zuckte ſie plötzlich zuſammen. Lautes Rufen und Gläſerklingen hallte aus dem Speiſeſaal. Weidmänner ſind luſtig und ungebunden nach guter Jagd.

Nach zehn Minuten kam die Jungfer auf den Fußſpitzen ins Zimmer. Maria ſtellte ſich ſchlafend. Nur jetzt nicht über gleichgültige Dinge reden!

Da neben ihr ſtand Hellers Bett. An hundert und mehr Abenden hatte er Gelegenheit gehabt, ihr ſein Herz auszuſchütten.

Und er hatte es nicht getan!

Da ſank ſie zurück in die Kiſſen.

* * *

Der Diener ſagte nach Aufhebung der Tafel leiſe zu Helmut: „Herr Oberleutnant, die gnädige Frau iſt zurückgekommen mit dem Fuhrwerk vom ‚Rautenkranz‘. Ich ſoll eigentlich nichts ſagen wegen der Gäſte, aber die Jungfer meint, die gnädige Frau ſehe gar nicht gut aus — und zu Bett gelegt hat ſie ſich auch gleich.“

Uffeln zuckte zuſammen. Sein Gewiſſen meldete ſich. Maria hatte ſicher allerlei in Berlin erfahren! Die Zähne biß er aufeinander. Warum war er auch ein ſolch ſchlapper Kerl geweſen, warum hatte er immer wieder die mahnende Stimme mit einem Achſelzucken, mit billigen Ausreden zum Schweigen bringen wollen? Ein reines Glück war ſeine Ehe bisher doch noch nicht geweſen trotz aller Liebe. In den ſeligſten Augenblicken immer wieder die dummen Gedanken an das, was geweſen war. In wenigen Worten wäre es aus der Welt zu bringen geweſen gleich nach der Verlobung. Und nun? Ein Jammerkerl war er!

Aber nein — nein! Hoch richtete sich Helmut v. Uffeln auf, wie Kommandoton klang seine Stimme: „Verzeihen Sie, meine Herren! Meine Frau ist plötzlich zurückgekehrt. Sie scheint sich nicht ganz wohl zu befinden. Entschuldigen Sie mich!“

In der Diele blieb er einen Augenblick stehen und starrte auf den Spruch, der groß, in altdeutschen Buchstaben in das Eichengetäfel eingebrannt war:

Sei wer du bist
Und nit verzag!
Das Fähnlein hoch —
Wie's kommen mag!

Da atmete er tief auf. Das Fähnlein hoch! Darauf kam's an im Leben! Die elenden Halbheiten — die mußten ein Ende nehmen — gleich! Und wenn Maria auch nicht die geringste Ahnung hatte von der Kuppelei — 'raus mußte der Schmutz aus seinem Herzen! —

Maria hörte seinen Schritt. Das Herz stand ihr still. Die Entscheidung kam. Wenn er log?

Um Gottes willen nur das nicht!

Da war er schon bei ihr, schob seinen Arm unter ihren Kopf, drückte ihn gegen seine Brust.

„Maria — meine Maria!“

Seine Stimme — seine liebe Stimme! Und der Unterton, der durch seine Worte schwang! Dieser Unterton sagte ihr mehr als tausend Worte.

Da schlang sie die Arme um seinen Nacken. „Sieh mich an, Heller! — Sieh mich an!“

Sanft löste er ihre Arme von seinem Nacken. „Soll ich reden, Maria?“

Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich fragen! — Kennst du eine Frau Skodrowsky?“

„Nie gehört den Namen!“

Der schlimmste Druck schwand von ihrem Herzen.

„Gott ſei Dank! Wenigſtens das nicht! Wenigſtens das nicht!“

Jetzt redete er. „Du, keine Geheimniſſe mehr! Ich hätte dir ja längſt alles geſagt, aber ich war zu feig, weil ich dich zu liebhabe!“

Er bekannte ehrlich. — Alles ſagte er ihr.

Maria lag mit geſchloſſenen Augen in den Kiſſen. Erſt als er geendet, ſchlug ſie die Augen wieder voll auf, ſah ihn lange an — und dann hob ſie die Arme, zog ſeinen Kopf an ihre Bruſt.

„Heller, du weißt nicht, was Frauenliebe vermag! — Sei ſtill, du, ſei ſtill! Bleib ſo liegen, Heller! Ich bin ja wieder bei dir! Hab' ſchon alles vergeſſen! Nur eines nicht — daß ich dein bin, Heller! Dein! Dein! Dein!“

Dem Manne kamen die Tränen. Ein wenig hob er den Kopf und ſah ſein Weib an. Frauenlippen winkten Vergebung. Helmut Uffeln küßte dieſe Lippen, nicht ſtürmiſch, nicht begehrlich — andächtig küßte er ſie — immer wieder und wieder. —

Als Uffeln wieder bei ſeinen Gäſten erſchien, rüſteten ſie ſich gerade zum Aufbruch. —

Gegen Mitternacht aber fuhr ein Wagen im ſcharfen Trab von der Burg — zum Arzt. Frau Maria v. Uffeln lag todkrank danieder.

* * *

„Nee, nee,“ ſagte der alte Herr v. Uffeln zum Rechnungsrat Hoffmann, „Sie bleiben noch! Hab' ich Sie vielleicht in den acht Tagen hungern und durſten laſſen? Na alſo, Sie ſchütteln Ihr greiſes Haupt! Es wird ſchon Antwort kommen! Und wenn ſie ein wenig auf ſich warten läßt, ſo iſt das kein Wunder. Finden ſich die beiden wirklich nicht allein durch, ſo

müſſen wir als verbündete Macht auftreten. Und ein wenig Geduld muß man in der Hoſentaſche auch herumtragen. — Na, na, runzeln Sie nur nicht die Stirn! Ich weiß, ich hab' ein ſündhaftes Mundwerk! Aber trotzdem, mein Lieber, es iſt auch eine Gabe Gottes und noch lange nicht die ſchlechteſte!"

Der Rechnungsrat paffte wie ein Schornſtein. „So ſchicken Sie wenigſtens ein Telegramm mit der Aufforderung, er ſoll endlich ſchreiben!"

„Wenn Sie das beruhigt, ſoll's geſchehen. Ich werd' es ſogar ein bißchen deutlich abfaſſen."

„Kommt innerhalb drei Tagen keine Antwort, fahr' ich hin!"

„Und ich mit — verlaſſen Sie ſich drauf!"

Aber die Antwort kam. Dreimal las der alte Uffeln den Brief ſeines Neffen. Er war ganz kurz und ſagte doch alles.

Uffeln trat an das Fenſter. Im Parke ging der Rechnungsrat auf und ab und ließ ſich von der Herbſtſonne beſcheinen.

Das Fenſter klirrte. „Hallo — der Brief iſt da!"

Im Laufſchritt kam Marias Onkel angelaufen.

Uffeln blieb am Fenſter ſtehen. „Na, ſetzen Sie ſich erſt einmal! Ich werde Ihnen den Brief vorleſen. Aber erſchrecken Sie nicht! Alſo: ‚Verzeih, lieber Onkel, daß ich mit meiner Antwort ſo lange gezögert habe, aber ich hatte keine Minute Zeit. Und ich hätte auch heute noch nicht geſchrieben, wenn Du mir nicht telegraphiert hätteſt, daß der Herr Rechnungsrat Hoffmann bei Dir ſei. Er weiß mithin auch Beſcheid. — Laß es mich kurz machen. Ich habe Maria, die ſehr aufgeregt von Berlin zurückgekommen war, die volle Wahrheit geſagt. Von der Gemeinheit mit der Kartenlegerin wußte ich wahrhaftig nichts. Maria hat es mir auch

ſofort geglaubt. Die Erregungen haben nun leider ihre Mutterhoffnungen zerſtört, ihr Leben war am Verlöſchen drei Tage lang. Nun geht ſie der Geneſung entgegen. Ich hab' einen Profeſſor aus Leipzig kommen laſſen, nachteilige Folgen ſind nicht zu erwarten. In welchem Zuſtand ich mich befinde, kannſt Du Dir denken. Meine herrliche Maria! Ich finde keine Worte für all ihre Liebe, Güte und Nachſicht. Aber ich werd' es ihr danken, Onkel — mein Leben lang! — Deine Anfragen beantwort' ich ein andermal.' — So, mein Verehrteſter, nun wiſſen wir, woran wir ſind. Da hab' ich wieder einmal recht gehabt. Wenn Eheleute ſich auseinanderſetzen, haben Dritte weit vom Schuß zu bleiben. Und ich denke, der Himmel wird ein Einſehen haben und den beiden nun einen anſtändigen Frieden ſchenken. Der gute Wille verſetzt Berge! Und die Arbeit, mein Lieber! Ohne die freilich gibt es eine innere Zufriedenheit nicht."

Der Rechnungsrat legte die zitternde Hand an die Stirn. „Sie mögen recht haben. Hoffentlich finden ſich nun die beiden im Leben völlig zurecht!"

„Das glaub' ich felſenfeſt!"

Da ſtand Herr Hoffmann auf. „Heute noch fahr' ich! Ich habe Ihnen ja von dem armen Weib erzählt, das die Baronin Lehrburg und ihre Helfershelferinnen zugrunde gerichtet. Morgen früh geh' ich zum Staatsanwalt. Den Weibern muß das Handwerk gründlich gelegt werden."

Der alte Uffeln fuhr auf. „Das werden Sie bleiben laſſen, denn das iſt Unſinn! Die Preſſe bringt die Verhandlung zur öffentlichen Kenntnis, Maria und Helmut werden als Zeugen vernommen und ſo weiter! Beſſern Sie dabei etwas? Gar nichts! Im Gegenteil! Dann kommen noch mehr Weiber auf ſolche Schand-

taten! — Aber die Naſe wollen wir der Baronin ſchön wiſchen! Ich fahr' mit!"

* * *

Die Baronin Lehrburg überſchlich ein recht unangenehmes Gefühl, als ihr das Dienſtmädchen meldete, daß Herr Rechnungsrat Hoffmann mit noch einem älteren Herrn da ſei. Sie ahnte nichts Gutes. Abweiſen hatte keinen Sinn, der „zweite Herr" konnte eine ſehr unangenehme Perſönlichkeit ſein. Aber nur Mut!

„Ich laſſe bitten!" ſagte ſie kühl.

Sie ſah es an den Geſichtern der Herren, daß die in ernſter Angelegenheit kamen.

Hochmütig fragte ſie: „Die Herren wünſchen?"

„Verzeihen Sie, Frau Baronin, daß wir Sie ſtören müſſen! Ich bin ein Herr v. Uffeln, der Onkel — Sie verſtehen! Wir wiſſen Beſcheid — gründlich Beſcheid, und da ich mit einem beſſeren Mundwerk vom Schickſal begabt worden bin als der Herr Rechnungsrat Hoffmann hier, wird ſich das wenig angenehme Zwiegeſpräch lediglich zwiſchen uns abſpielen."

„Und wenn ich keine Veranlaſſung habe, mich auf Auseinanderſetzungen mit Ihnen einzulaſſen?"

Die Baronin wurde, je länger ſie die beiden alten Herren anſah, immer ruhiger. Von denen warf ihr keiner Knüppel zwiſchen die Füße. In die Öffentlichkeit wünſchten die ihre Angehörigen nicht zu ziehen.

„Sie haben ſchon Veranlaſſung," fuhr Uffeln fort. „Wir beide werden uns keine Minute länger hier aufhalten, als unumgänglich nötig iſt. Sie werden nur die Güte haben, einer gewiſſen Frau Bender die Heiratsproviſion von vierzigtauſend Mark morgen mittag um zwölf in der Wohnung des Herrn Rechnungsrats Hoff-

mann zurückzuzahlen, ſonſt gehen wir aufs Ganze. Erfüllen Sie aber unſer Verlangen, ſo wollen wir über das Geſchäft, das Sie mit meinem Neffen gemacht haben, zur Tagesordnung übergehen.“

„Sie drohen mir? Nun, ich kann Ihnen auch drohen.“

„Damit rechnen wir ſogar.“

„Ich habe das Geld nicht allein verdient.“

„Wiſſen wir auch! Mit einer Frau Heiſterloh und einer Kartenlegerin Frau Skodrowsky zuſammen! Übrigens ‚verdient‘ iſt ſehr hübſch geſagt. — Alſo überlegen Sie ſich's und morgen auf Wiederſehen, Frau Baronin — mit den vierzigtauſend!“

* * *

Auf der Straße rieb ſich der alte Uffeln vergnügt die Hände. „Hab' ich das nicht großartig gemacht, mein verehrter Herr Rechnungsrat?“

„Sie wird nicht kommen.“

„Sie kommt. Paſſen Sie auf. — Schade, daß ich nicht dabei ſein kann, wenn ſich die drei Kupplerinnen in den nächſten vier Stunden in die Haare fahren! Es muß doch ein glänzendes Geſchäft ſein — die Heiratsvermittlung! Ja, dieſes Sündenbabel Berlin! — Na, ich freu' mich auf morgen!“

* * *

Und die Frau Baronin kam — ſehr bleich, mit verweinten Augen, bettelte und barmte zuerſt: „Ich kann das nicht zahlen! Die beiden anderen geben nicht einen Pfennig dazu!“

„Da ſitzt die arme Frau Bender,“ ſagte Uffeln, auf die Verwachſene deutend, die er zu der Verhandlung geladen hatte. — „Haben Sie das Geld — vierzig-

tausend Mark — nicht zur Stelle, wandern Sie von hier aus in das Untersuchungsgefängnis nach Moabit. Ein Gang zum Staatsanwalt genügt, und der Haftbefehl ist in fünf Minuten ausgefertigt — dafür haben wir gesorgt."

Die Baronin öffnete mit zitternden Fingern ihr Handtäschchen, zahlte auf Heller und Pfennig und unterschrieb die Schriftstücke, die man ihr vorlegte.

„So," sagte Uffeln, „nun können Sie gehen. Ich rate Ihnen, lassen Sie künftighin die Hände aus solch gemeinem Spiele, sonst kommen Sie doch noch hinter Schloß und Riegel. Man wird Sie nicht aus dem Auge lassen."

Mit hoheitsvoller Miene rauschte die Baronin aus dem Zimmer. Sie hatte ihre volle Fassung wiedergewonnen. „Das werden Sie wohl bleiben lassen!" sagte sie spitz.

* * *

Maria erholte sich nur sehr langsam, weil sie sich oft zuviel zumutete. Sie wollte ihrem Manne zeigen, daß auch ihr die Arbeit Freude machte. Heller sagte nicht viel, tat seine Pflicht und Schuldigkeit und saß an den Abenden neben Maria, ihre Hand in der seinen haltend. Aber gerade diese stumme Sprache rührte an ihr Herz. Es war ein Werben, ein neuerliches Werben, das ein zufriedenes Lächeln um Marias Mund zauberte, das nach und nach ihre Augen wieder blank, die Wangen rot machte.

Als der Frühling ins Land kam, stieg sie oft auf den Turm, ließ sich vom Südwind das Haar zerzausen und blickte hinab auf die Täler, die unter Lenzgrün und weißen Blüten lagen, über die waldreichen Berge, die sich unter Sturmesschauern schüttelten. —

Der Sommer kam, dann der Herbſt. Auf den Höhen lag der erſte Schnee.

Weihnachten nahte, das Feſt des Friedens und der Freude.

Maria hatte ſich nun vollkommen erholt. Voller war ſie geworden, lebhafter ihr Gang. Es ſtrahlte das Glück aus ihren Augen.

Der Weihnachtsabend kam, draußen ſtürmte es und ſchneite es toll durcheinander.

Im großen Saale wurde den Leuten beſchert. Dankbare Worte bekam die Herrſchaft zu hören, herzliche Händedrücke wurden gewechſelt. Im Nebenzimmer hatten Heller und Maria ihre Geſchenke aufgebaut.

Auf Hellers Tiſch lag die Wappenfahne.

„Nimm ſie weg!“ ſagte Maria. „Unter ihr liegt ein Zettel!“

Er las: „Ende Mai, Anfang Juni — das Fähnlein hoch!“

Da zog Heller v. Uffeln Maria an ſeine Bruſt. Er ſagte ein einziges Wort und ſah ihr dabei in die ſtrahlenden Augen. Immer wieder ſagte er das Wort: „Mütterchen! — Mütterchen! — Mütterchen!“

Ende.

Das Rosazimmer.

Venezianischer Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Nachdruck verboten.)

Der Schnellzug Rom—Wien donnerte, von Mestre kommend, über die Eisenbahnbrücke, die das Festland mit Venedig verbindet, um von dort, nach kurzer Rast, denselben Weg bis Mestre zurückzunehmen und dann die Reise über Pontebba—Villach fortzusetzen.

Am Fenster eines Abteils erster Klasse des direkten Wagens Rom—Wien stand ein noch junger Mann und sah nicht ohne eine gewisse Sehnsucht im Blick auf die Silhouette der „Meereskönigin", die über die Lagunen hinweg sich fast schwarz gegen das Marineblau des Nachthimmels abzeichnete, auf dem eine phantastisch große, goldige Mondsichel stand und auf das leichtbewegte Wasser glitzernde Goldflitter streute. Zuerst waren es die Türme von Murano, die aus dem Wasser auftauchten, dann, als der Zug der Station näher kam, die Mündung des Canareggio, aus der eben ein beleuchteter kleiner Dampfer nach San Giuliano zueilte, dann der Glockenturm von San Giobbe, und schließlich war der häßliche, nüchterne Bahnhof mit seinem Hasten, Treiben, Rennen und Schreien erreicht.

Mit einem kleinen Seufzer trat der einsame Reisende in dem Abteil erster Klasse von dem Fenster zurück, zog den Vorhang zu, als wünsche er, nicht gesehen

zu werden, und hielt zum Überfluß noch eine Zeitung vor, ſo daß er von außen ſicher nicht zu erkennen geweſen wäre, trotzdem die elektriſche Lampe in dem Abteil hell genug brannte.

„Noch ſechzehn Stunden Fahrt — reichlich!“ murrte er mit einem zweiten Seufzer. „Wenn die Nonna wüßte, daß ich ihr ſo nahe bin — und, hol's der Geier, ich ſtiege mit Wonne hinaus aus dieſer Schüttelmaſchine, um ſie zu umarmen, die liebe Alte! Sie hat ja nur noch mich und ich ſie in dieſer weiten Welt! Und ſie darf's nicht einmal wiſſen, wie nahe ich ihr bin, ſie kann nicht einmal gerade jetzt denken: Nun iſt er angekommen! — und mir einen ſtummen Gruß zuſenden.“

Er lehnte ſich tiefer zurück in die Ecke, denn eben war draußen auf dem Bahnſteig die Mütze des Stationsvorſtehers, den der Reiſende perſönlich kannte, vorbeigeeilt. Wie es ihm ſcheinen wollte, hatte ſich dabei der Kopf des Inhabers bewußter Mütze nach dem Fenſter emporgereckt, als ob er jemand ſuche.

„Das fehlte noch,“ dachte er, „daß der Brave mich hier ſo laut begrüßt, daß man es bis nach San Marco hören kann — mit allen Titeln und Würden, damit es morgen in den Zeitungen ſteht, der Marcheſe v. Terraferma dalla Luna ſei —“

In dieſem Augenblick wurde die Tür des Abteils vom Gange aus aufgemacht, und der Gefürchtete trat herein, ſchloß ſie ſorgfältig hinter ſich und zog die Vorhänge wieder über die Scheiben. Dann grüßte er feierlich und zog aus der Bruſttaſche ein geöffnetes Telegramm.

„Herr Marcheſe, ich habe den Auftrag, Ihnen dieſe Depeſche zu überreichen,“ ſagte er nicht ohne ein gewiſſes Zögern. „Sie iſt, wie Sie ſehen, an mich, den Bahnhofvorſtand in Venedig, gerichtet, und wenn trotz

der Unterschrift die Sache keine Mystifikation, kein schlechter Scherz ist —"

Achselzuckend hielt er inne, denn der junge Mann hatte ihm das Telegramm schon aus der Hand genommen und den mit dem Morseapparat gedruckten Inhalt schnell überflogen, der, den bekannten „Depeschenstil" verschmähend, den Wortlaut hatte: „Der Marchese v. Terraferma dalla Luna wird mit dem Schnellzuge abends nach neun Uhr im direkten Wagen Rom—Wien eintreffen. Sie sollen ihn, ohne Aufsehen zu erregen, aufsuchen und ihm dieses Telegramm übergeben. Es wird erwartet, daß Sie über diese Angelegenheit absolutes Stillschweigen bewahren. Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten." Dann folgte noch eine Reihe unverständlicher Worte.

Der Beamte, ein intelligent aussehender Mann, sah gespannt zu, wie der Marchese die Depesche zweimal las, dann einen Bleistift aus der Westentasche zog und damit die unverständlichen Worte, sie sorgfältig abzählend, nochmals niederschrieb und dadurch einen anderen Inhalt zusammenstellte als den augenscheinlichen. Er fand dabei offenbar seine Vermutung bestätigt, daß die sonderbare Botschaft nur eine Chiffre war, die jenem sagte, was ihm ein Rätsel bleiben sollte.

„Ich danke Ihnen," sagte der Marchese, indem er das Telegramm in seine Brusttasche schob und seine umfangreiche Reisetasche aus dem Netze hob. „Würden Sie die Güte haben, mir einen Facchino zu schicken? Ich bleibe hier."

„Sofort!" erwiderte der Stationsvorsteher und verschwand ohne weiteres.

Der Marchese setzte den Hut auf, holte den Schirm aus dem Netz herab, steckte ein Buch und die Journale, die auf den Sitzen lagen, in die Taschen seines leichten

Sommerüberziehers und übergab dem herbeigeeilten Gepäckträger ſein Reiſegepäck.

„Gondola!“ befahl er kurz und folgte dem Mann den langen Bahnſteig hinab zum Ausgang, durch den ſich die angelangte Fremdenflut ſchon in der Hauptſache hinausgedrängt hatte. Trotz des ſtarken Verkehrs fand er ohne Aufenthalt alsbald eine Gondel.

„Palazzo Terraferma dalla Luna — kürzeſter Weg!“ ſagte er dem Gondelier, und dieſer legte ſich mit reſpektvollem Gruß alsbald feſt ins Zeug. Sich wie ein Aal durch das Gewimmel der vor dem Bahnhof liegenden und abfahrenden Gondeln windend, glitt das lange, ſchlanke Fahrzeug alsbald an der im Mondlicht phantaſtiſch ausſehenden Faſſade der Kirche der Scalzi vorüber und rechts in den engen, dunklen Rio Marina, dem koloſſalen Palazzo Crotta gegenüber, alſo den enormen Bogen des Canale Grande abſchneidend, mitten ins Herz von Venedig hinein.

„So,“ dachte der Marcheſe, ſich aufatmend zurücklehnend, „mein ſentimentaler Wunſch, die liebe alte Nonna*) wiederzuſehen, wäre ja mit zauberhafter Geſchwindigkeit in Erfüllung gegangen. Anders zwar, wie ich mir's geträumt habe, aber — ich habe zu gehorchen. Falls ich mich bei dem Leſen der Depeſche nicht getäuſcht habe, ſo —“

Haſtig holte er das Telegramm hervor, zog eine elektriſche Taſchenlaterne aus der Taſche und las bei ihrem genügend hellen Schein den Text noch einmal durch.

„Nein, es iſt richtig,“ murmelte er nachdenklich, den Blick auf das Blatt heftend, deſſen an ſich unverſtändlicher Inhalt in richtiger Leſung den Wortlaut hatte: „Heute nacht Attentat auf Dokument geplant. Bleiben

*) Großmutter.

Sie in Venedig und reisen Sie morgen mit Frühdampfer über Triest nach Wien."

„Also haben die Wände doch wieder einmal Ohren gehabt! Ich möchte nur wissen — Gott verzeih mir's, wenn ich ihr unrecht tue, aber ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß meine reizende Schwägerin —"

Mit einem heftigen Ruck stellte er die Taschenlampe wieder ab, steckte sie ein und faltete das Telegramm zusammen.

„Hätte ich dem Verdachte Worte geben sollen? Hätte ich's müssen?" überlegte er. „Ein Verdacht ist ein Nichts ohne den Schatten eines Beweises — und sie ist meines leiblichen Bruders Witwe, er hat sie geliebt und sterbend meiner Fürsorge empfohlen. Das hält sie natürlich nicht ab, gegen mich zu intrigieren. — Nun, wenn sie wirklich dahintersteckte, dann war ihre Fürsorge ja, wie es scheint, ein Schlag ins Wasser, unser Geheimdienst einmal ihrem überlegen."

Der Marchese Terraferma bekleidete den Posten eines Sekretärs beim Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Rom und befand sich auf der Fahrt, um ein Dokument von höchster politischer Wichtigkeit an das Kabinett in Wien zu überbringen. Es war kurz vor Beginn des italienisch-türkischen Krieges und die Geheimhaltung des Dokuments, an dessem Inhalt die Türkei das höchste Interesse hatte, folglich von der größten Wichtigkeit, weil eine nur annähernde Kenntnis zu den schwerwiegendsten Konsequenzen führen konnte. Der junge Diplomat war sich sehr wohl der Verantwortlichkeit bewußt, die der ehrenvolle Auftrag, das Dokument an seinen Bestimmungsort zu bringen, ihm auferlegte, und er wußte genau, daß diese unerwartete Reise keine gefahrlose war; er wußte aber auch, daß er sich auf sich selbst verlassen konnte, daß er wachsam

war und ſich keiner Nachläſſigkeit ſchuldig machen würde. Denn abgeſehen davon, daß er den Dienſt im Intereſſe ſeines Vaterlandes als die höchſte Pflicht auffaßte und verſtand, war es für ihn eine Ehrenſache, in der diplomatiſchen Laufbahn vorwärts zu kommen, und dieſer Auftrag, mit dem er ſich unterwegs befand, war ſicherlich eine Sproſſe auf der Leiter, die er erklimmen wollte und mußte. Vor knapp einem Jahre erſt war er in den Beſitz ſeines Titels durch den Tod ſeines älteren Bruders gelangt und damit der Chef ſeines Hauſes, eines der älteſten Patriziergeſchlechter Venedigs, geworden.

Die Terraferma, urſprünglich Arrigo genannt, waren unter den erſten, die vom Feſtlande, der Terra ferma, kommend, ſich in dem erſtehenden Venedig anſiedelten, und erhielten daher ihren Namen, der ihnen verblieb. Die Familie blühte auf, erlangte große Reichtümer und teilte ſich im Laufe der Zeit in mehrere Linien, die ſich durch Zutaten in dem Wappen unterſchieden und nach dieſen benannt wurden, wie es in Venedig der Gebrauch iſt. Da ſpäter das Stammhaus der Terraferma zur bleibenden Erinnerung an eine erfolgreiche Seeſchlacht gegen die Türken, die einer ſeiner großen Männer befehligt hatte, zur Auszeichnung einen Halbmond in den mit einem ſilbernen Bande belegten purpurnen Schild erhielt, ſo gab der Volksmund ihm den Beinamen „dalla Luna“, den es ſchließlich offiziell annahm und fortführte.

Im Laufe der Zeiten erloſchen die Seitenlinien des Hauſes wieder, ihre Paläſte kamen in fremde Hände, nur die Terraferma dalla Luna überlebten das Abſterben der ſo zahlreich geſproßten Äſte, und wenn auch der einſtige Reichtum des Geſchlechtes längſt legendär geworden war, ſo hatte es ſich doch ſozuſagen über Waſſer gehalten. Es war noch reich zu nennen ge-

weſen, als der letzte Marcheſe das Erbe ſeines Vaters antrat. Eine junge, ſchöne, mittelloſe Ruſſin aus großem Hauſe aber hatte es verſtanden, als die von ihm erwählte Gemahlin die Finanzen ſtark ins Wanken zu bringen, und als er ſie, jung noch, nach kurzer, heftiger Krankheit als kinderloſe Witwe zurückließ, hatte der Erbe, ſein jüngerer Bruder Giovanni oder Gian, wie der Name im Venezianiſchen abgekürzt wird, alles zu tun, um wenigſtens die ſchon gemachten Schulden zu begleichen und wieder Ordnung in die Finanzen zu bringen.

Gian dachte auch nicht daran, die eingeſchlagene diplomatiſche Laufbahn zu verlaſſen, denn er war nicht nur im guten Sinne ehrgeizig, ſondern auch arbeitsluſtig und hätte ein zweck- und zielloſes Daſein, wie es ſein Bruder geführt, gar nicht ausgehalten. Das lag auch eigentlich nicht in der Tradition ſeines Hauſes, das im Laufe der Jahrhunderte eine wahrhaft glänzende Reihe von Staatsmännern, Feldherren zu Land und zur See, ja im vierzehnten Jahrhundert ſogar einen Dogen hervorgebracht, der das alte Stammhaus am Rio Terraferma zu dem Prachtpalaſte umbaute, den der Durchſchnittsreiſende zwar nicht zu Geſicht zu bekommen pflegt, der aber das Entzücken und die Begeiſterung des Kenners venezianiſcher Gotik erregt.

Der Palaſt liegt tief im Herzen Venedigs, dem Fremden ſchwer auffindbar, mit ſeiner grandioſen, dreiſtöckigen Faſſade ſüdlich gegen den ſchmalen Kanal, den jetzt eine häßliche eiſerne Brücke überſpannt; ſie dient zugleich als Ausgang für das wundervolle, kleinere, arabiſierende Portal in der Weſtecke. Im Oſten ſtreckt der Bau ſich die ganze Länge eines Sackkanals entlang, im Oſten liegt er an einer engen Gaſſe oder Calle, die

nach dem Palaſt ihren Namen führt, und im Norden wird er abermals durch eine ſchmale Gaſſe begrenzt, die dort, ein ſcharfes Knie bildend, in einen der größten Plätze der Stadt mündet, palaſtumſäumt, von einer ſehr alten Kirche mit ſchlankem Kampanile begrenzt. Die Faſſade mit ihren ſchönen Verhältniſſen, ihren intereſſanten Kapitellen, ihren eleganten Fenſtern und Loggien war früher mit Fresken von Salviati bedeckt, von denen keine Spur mehr geblieben iſt; aber wie ſie heute noch ſteht, iſt ſie ganz wunderbar ſchön in maleriſcher Pracht und Färbung. Am Nordende enthält der Palaſt einen Lichthof, von ſäulengetragenen Loggien umgeben, die ſich bis ins dritte Stockwerk übereinander aufbauen und im Erdgeſchoß düſtere Hallen bilden. Hier öffnet ſich im Oſten ein Portal nach dem Sackkanal, im Weſten ein ſolches nach der Calle, nach der noch eine zweite Tür unter einer loggienartigen byzantiniſchen Fenſterreihe, die von einem wunderbar gearbeiteten Eiſengitter bedeckt iſt, führt.

Der ganze große Palaſt wurde für gewöhnlich nur von einer einzigen Perſon bewohnt, von der Großmutter des jetzigen Beſitzers. Sie hatte die mutterloſen Kinder ihres Sohnes, der ſeiner jungen Gattin ſchnell in die Ewigkeit nachgefolgt war, erzogen und ihnen die fehlenden Eltern nach beſten Kräften erſetzt. Sie war ſelbſt eine Venezianerin, die einſt durch ihre Schönheit berühmte Tochter eines der älteſten Geſchlechter, das den erſten Dogen von Venedig gewählt, eines der berühmten Zwölf, daher die Apoſtoliſchen genannt, das der Republik ſelbſt nicht weniger als acht Dogen gegeben hatte. Obgleich Gegnerin der internationalen Ehen, hatte ſie doch gute Miene zum böſen Spiel gemacht, als ihr älteſter Enkelſohn die Tochter des durch Spiel ruinierten

russischen Fürsten heimgeführt, und der Prinzessin*) als etwas Selbstverständliches den Vortritt gelassen.

Das war aber nur bei den seltenen Gelegenheiten nötig, wenn die junge Frau Venedig einen kurzen Besuch abstattete, denn sie fühlte sich dort nicht wohl: sie fürchtete sich in dem riesigen Haus mit seinen endlosen, düsteren Räumen, die sie gleichwohl oder vielleicht eben deshalb gründlich durchstöberte; sie haßte das einförmige, stille Leben in dem alten Patrizierhause und zog Rom mit seiner lebhaften, niemals zur Ruhe kommenden Geselligkeit vor. Dort war sie auch nach dem Tode ihres Gatten Don Pietro geblieben, und weil auch Don Gian, ihren Schwager, sein Beruf in der Metropole Italiens festhielt, so wurde es immer stiller im Palazzo dalla Luna, trotzdem seit Jahr und Tag die junge Schwester Don Gians, die aus ihrer Klosterschule gekommen war, bei der Großmutter weilte. Aber die junge Dame verlangte es nicht nach lärmenden Lustbarkeiten; sie war eine ernste, sinnige Natur, die glücklich war, ihrer geliebten Nonna bei den Werken christlicher Nächstenliebe und den Bestrebungen zur Hebung der Frauenarbeit helfen und zur Seite stehen zu können.

Also waren es, streng genommen, zwei Personen, denen der Palast zur Heimat diente, wenn schon eigentlich nur die alte Marchesa genannt wurde, falls jemand fragte, wer dort drinnen wohnte; denn der Venezianer ist konservativ, und Donna Loredana war ja noch so jung und noch zu kurz im Haus, als daß man sich gewöhnt hätte, sie mitzuzählen.

Diesem seinem Palaste also fuhr Don Gian Arrigo, Marchese v. Terraferma dalla Luna, an jenem mond-

*) In Italien behält die Frau ihren Titel, wenn er ein höherer ist als der ihres Gatten.

hellen Abend entgegen, da das chiffrierte Telegramm ſo jäh und unerwartet ſeine Reiſe unterbrochen hatte. Er ließ die Gondel vor dem Hauptportal inmitten der Faſſade anlegen und mußte öfters den ſchweren bronzenen Klopfer herabfallen laſſen, ehe der alte, im Dienſt des Hauſes ergraute Portier öffnete und faſt auf den Rücken fiel, als er ſeinen jungen Herrn vor ſich erblickte.

„Ein Nachtquartier will ich, alter Brummbär!“ rief Don Gian lachend und ihm ſeine Reiſetaſche übergebend. „Was macht die Marcheſa? Iſt ſie ſchon zur Ruhe gegangen?“

„Was denken Sie? Es iſt ja noch nicht zehn Uhr, und Ihre Exzellenz iſt doch kein Kind mehr!“ verwahrte ſich der Alte gegen dieſe Zumutung mit der Vertraulichkeit eines Dieners, der ſeinen Herrn auf den Armen getragen und aufwachſen geſehen hat. „Ich werde gleich dem Sebaſtiano klingeln und dem —“

„Wie vielen denn noch!“ wehrte der Marcheſe ab, der inzwiſchen den Gondoliere bezahlt und entlaſſen hatte. „Laß den Majordomo und den Burſchen, wo ſie ſind — ich will die Nonna überraſchen. Klingle lieber der Nina, damit ſie mein Zimmer richtet! — Meine Schweſter iſt doch zu Haus?“

„Wo ſollte ſie wohl ſein?“ war die mürriſche Antwort, denn der alte Agoſtino liebte Überraſchungen nicht, die ihn aus ſeiner Ruhe brachten. „Sie ſind im Salon der Frau Marcheſa, ſoviel ich weiß — Eccellenza, Donna Loredana und die —“

Aber der Marcheſe hörte die Aufzählung der Liſte nicht mit an, denn er eilte ſchon durch die mächtige Eintrittshalle die breite Treppe hinauf. Es fiel ihm nur beiläufig auf, daß der Vorſaal im erſten Stock, dem Piano nobile, erleuchtet war, was ſonſt nicht der Fall zu ſein pflegte, wenn die Marcheſa allein war,

denn sie bewohnte nach venezianischer Sitte das zweite, das sonnigere und luftigere Geschoß, während das erste für gewöhnlich nur dem Empfange und der Repräsentation dient. Es war schon lange die Rede gewesen, für die alte Dame einen Lift bauen zu lassen, aber sie hatte der Ausgabe wegen nichts davon wissen wollen, rüstig wie sie ja noch war und an die endlosen Treppenfluchten der venezianischen Paläste gewöhnt.

Don Gian freilich war jung und eilte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf zum zweiten Stock, wo er leise die Tür zum Salon seiner Großmutter öffnete und lachend in der Vorfreude der Überraschung seines unerwarteten Erscheinens durch den Spalt hineinsah. Aber der Salon, behaglich mit schönen, alten Möbeln eingerichtet und mit grünverschleierten elektrischen Lampen beleuchtet, war leer. Nur das noch nicht völlig abgetragene Teegeschirr verriet, daß er eben noch benützt worden war.

Selbstverständlich fiel ihm auch hier nur beiläufig auf, daß drei leere Tassen auf dem runden Tisch standen statt zwei. Ohne dem weiter Beachtung zu schenken, durchschritt er den großen, eleganten Raum und schlug den schweren, purpurnen Samtvorhang der rechten Tür auseinander. Hier, in ihrem Boudoir mit den zierlichen, mit gelber Seide bezogenen Empiremöbeln saß die Marchesa an dem Schreibtisch — allein, aber eine Figur, die so in ihre Umgebung paßte, daß diese in der Tat ein Ausdruck ihrer Individualität schien: groß und schlank und aufrecht sich tragend wie eine Königin, mit einem blassen, runengezeichneten, edelgeschnittenen Gesicht wie altgewordenes Elfenbein, mit gütigen, dunklen Augen und schweren, schwarzen Brauen, zu denen das schneeweiße, wellige und modern frisierte Haar wie gesponnenes Silber kontrastierte —

ſo ſaß ſie, ſchwarzgekleidet, vor dem aufgeklappten Schreibſekretär, in der weißen, von alten, koſtbaren Brillantringen blitzenden Hand die Feder im goldenen Halter — ein Genrebild, für das die heutige Kunſt keine Augen mehr hat.

„Nonna!“ rief Don Gian halblaut.

„Da! Nun habe ich einen Klecks gemacht! Nein — die Leute ſo zu überfallen und zu erſchrecken — iſt das eine Manier?“ war die mit ſtrahlenden Augen gegebene Antwort, und im nächſten Augenblick hielten Großmutter und Enkel ſich umſchlungen zu einer Umarmung, die wahrſcheinlich den Spott der modernen Jugend herausgefordert hätte, welche die Zuneigung, Liebe und Zuſammengehörigkeit des Blutes und den Zement der Dankbarkeit verneinen und aus der Welt ſchaffen möchte. „Wo kommſt du her, Gian? Iſt etwas geſchehen? Doch was dich auch ſo unerwartet herführt: willkommen, tauſendmal willkommen!“

„Nein, es iſt nichts paſſiert, was man darunter verſteht,“ verſicherte Don Gian, noch einen Kuß auf die ſchöne, edle Stirn der alten Dame drückend. „Ich bin — was du aber für dich behalten mußt — in einer diplomatiſchen Miſſion auf dem Wege nach Wien und erhielt, in Venedig angelangt, telegraphiſchen Befehl, hier zu übernachten und morgen früh mit dem Schiff weiterzufahren. Das iſt des Rätſels Löſung — falls man es ſo nennen darf, denn ich weiß ſelbſt nichts Genaueres. Alſo bitte ich um ein Nachtquartier und freue mich nur, daß du dich nicht ſchon ganz zurückgezogen haſt.“

„Ich hatte einen Brief zu ſchreiben — wir waren eben noch zuſammen im Salon, ich, Loredana und — und Xenia,“ erwiderte die Marcheſa etwas zögernd und mit einem ſcharfen Blick auf ihren Enkel.

„Xenia? Xenia ist hier?“ fragte Don Gian zurückfahrend und mit plötzlich sehr ernstem Gesicht. „Meine Schwägerin?“ wiederholte er. „Aber ich bin ihr ja gestern erst noch auf dem Pincio begegnet, und sie hat kein Wort davon gesagt, daß sie nach Venedig reisen wollte.“

„Sie kam heute nachmittag ganz unangemeldet, ohne Angabe des Grundes ihres seltenen Besuches — lachend, launisch wie immer,“ erklärte die Marchesa achselzuckend.

„Sie ist also mit dem Nachtzuge von Rom abgereist und muß es am Nachmittage, als ich sie zufällig traf, doch gewußt haben, daß sie nach Venedig wollte!“ rief Don Gian, immer noch ganz erstaunt. „Ich möchte wissen —“

„Sie hat dir also nichts —“

„Nichts hat sie gesagt, was auch nur diese Reise aus dem Stegreif hätte ahnen lassen. Sie war wie immer, lachend und spottend. Unser früherer Neckfuß ist längst zum Duell mit mehr oder weniger gedeckter Spitze geworden, und ich bekenne offen, es ist keine Liebe zwischen uns beiden verschwendet. Aber sie muß doch einen Zweck gehabt haben — ihn haben, Nonna! Hat sie — um's knapp zu fassen: braucht sie Geld?“

Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Sie hat's wenigstens bis jetzt mit keiner Silbe durchblicken lassen, daß es das ist, was sie hergeführt. Es wäre ja auch so zwecklos gewesen —“

„Ja, und ich glaube auch nicht, daß sie Geld will oder braucht,“ meinte Don Gian mit der gleichen Bewegung. „Denn — ich weiß nicht, Nonna, ob du es nicht schon aus einer anderen Quelle erfahren hast: Xenia lebt seit Monaten auf dem Fuße unbeschränkter Mittel! Wie macht sie das mit ihrem Wittum? Kostbare Toiletten in Weiß und Schwarz — der Halbtrauer

wegen, ein Auto allerneueſten Modells, Juwelen, die ich früher nie an ihr geſehen, eine Wohnung im Palazzo Barberini, in der ſie Hunderte von Gäſten empfangen kann, ohne die Zimmer zu füllen. Woher kommt das alles? Ich — ich wage es kaum, mir die Antwort zu geben."

„Gian!" rief die alte Dame erſchrocken. „Das höre ich zum erſten Male! Willſt du damit ſagen —"

„Nein — nein!" wehrte er ab. „Es knüpft ſich kein Skandal an ihren Namen; ich habe wenigſtens nie etwas gehört, was darauf ſchließen ließe, was freilich nichts ſagen will, denn die Angehörigen ſind ja immer die letzten, die ſo etwas erfahren. Xenia iſt kokett, das wiſſen wir alle längſt, aber ſie hat ſich nie kompromittiert. Dazu iſt ſie zu klug und zu kalt. Aber ich habe mich oft ſchon mit wachſendem Unbehagen gefragt, ob der Luxus, mit dem ſie auftritt, nicht eine — eine Bezahlung für gewiſſe Dienſte iſt, die ſie —"

Er ſtockte und ſah die Marcheſa an, die ſich mit einem ſcharfen Atemzug zurücklehnte.

„Gian! Du willſt doch damit nicht ſagen, daß deines Bruders Witwe eine — eine Spionin iſt?"

„Das iſt ein häßliches Wort, Nonna mia. In unſerer diplomatiſchen Sprache nennt man ſolche Leute geheime politiſche Agenten. Ich will das nicht mit dürren Worten geſagt haben, denn ich habe nicht den Schatten eines Beweiſes für dieſen Verdacht, für dieſen Gedanken, wollen wir ſagen, da es ſich um meines Bruders Witwe handelt. Schon deswegen nicht, weil ich ja gar nicht zum engeren Kreiſe ihrer Intimen gehöre und folglich auch nicht weiß, wen ſie bei ſich empfängt. Das mag meine Schuld ſein, denn ich habe mich abſichtlich zurückgehalten, um den böſen Zungen kein Futter zu geben."

„Sehr richtig. Xenia iſt eine ſehr ſchöne junge Frau, und wenn du auch zehnmal ihres verſtorbenen Mannes Bruder biſt, ſo könnten die bewußten böſen Zungen doch auf den Gedanken verfallen, daß ſeine Stelle dir begehrenswerter erſcheint als die eines Schwagers," fiel die Marcheſa ein.

„Eben darum," beſtätigte Don Gian den Einwurf. „Ich habe mich natürlich gehütet, es den Leuten zu erzählen, daß es für mich keine unſympathiſchere Perſon gibt als meine ſchöne Schwägerin, die ihrerſeits es hoffentlich aufgegeben hat, ſich mit mir zu identifizieren, nachdem ſie erkannt hat, daß ich kein Roß für ihre Siegesquadriga bin und ſein will. — Doch laſſen wir Xenia, ſag mir lieber, wie es Lore geht."

„Gut, wie ich denke," erwiderte die Marcheſa zerſtreut. „Willſt du ſie nicht noch ſehen? Sie iſt eben erſt hinaufgegangen. Sie hat die Zimmer über mir im dritten Stock bezogen und dieſe in der Hauptſache mit Büchern vollgeſtopft. Sie lebt von Büchern, das liebe Kind — oh, und dabei fällt mir ein: Xenia hat die ſonderbare Laune gehabt, die Zimmer unten im Piano nobile, darunter das Roſazimmer, beziehen zu wollen. Wo ſie doch früher immer erklärt hat, Roſa ſtände ihr nicht. Es mache ſie gelb wie eine reife Miſpel! Aber kaum angelangt, hatte ſie nur den Wunſch nach dem Roſazimmer. Nun, mir kann es ja recht ſein, aber dieſe ſpringenden Wünſche, dieſe Launen ſind mir ſo verhaßt, daß ich —"

„Nun, vielleicht hat Xenia inzwiſchen die Entdeckung gemacht, daß Roſa ihr trotzdem ſteht," meinte Don Gian trocken. „Ich würde ihrer erſten Anſicht ſein, denn das klare Oliv ihres Teints iſt entſchieden vorteilhafter auf einem anderen Hintergrunde. Aber ich kann mich ja täuſchen. — Alſo Lore wächſt ſich zum Bücherwurm

aus! Du wirſt wohl daran denken müſſen, mein Schweſterchen etwas mehr der Welt zu zeigen.“

Die alte Dame ſeufzte. „Ich will nächſten Winter einen Ball geben, trotzdem Loredana davon nichts wiſſen will. Sie meint — Halt! ging im Salon nicht die Tür? Vielleicht iſt ſie es — nein! Deine Schweſter pflegt ſich nicht durch ein ſolches Froufrou anzukündigen. Xenia kommt!“

„Iſt's erlaubt?“ fragte eine tiefe, melodiſche Stimme hinter dem Vorhang, deſſen Falten eine kleine, wundervoll gemodelte, von Ringen blitzende Hand zurückſchlug, und ihre Inhaberin, eine zierliche, elfenhafte Geſtalt in vielleicht etwas zu eleganter Abendtoilette von ſchwarzem, paillettenfunkelndem Chiffon ſchlüpfte hindurch. Auf der tadelloſen Säule ihres wirklich ſchwanenartigen Halſes ſaß ein kleiner, ſchöngeformter Kopf mit krauſem Haar von der Farbe erloſchener Goldbronze; große, dunkle Augen, viel zu groß faſt für das kleine, zarte Geſichtchen mit dem ſüßen Munde und den entzückendſten Grübchen in den zarten Wangen, ſahen unter zierlich gezeichneten Brauen mit Kinderblick in die Welt, und nur das feine, gebogene Näschen hätte dem ſcharfen Beobachter verraten, daß in dieſem holden Geſchöpfe, das wie ein eben aus dem Penſionat gekommener Backfiſch ausſah, ein ſtarrer Wille und auch die Kraft, ihn durchzudrücken, ſaß.

„Großmama, ich komme noch, dich um ein Buch zu bitten, denn ich werde doch nicht ſchlafen können,“ begann die Marcheſa Xenia di Terraferma, Prinzeſſin Bodnikoff. Dann ſtieß ſie einen kleinen Schrei aus, der Don Gian auf die Nerven ging, weil er ihn als unnatürlich und gemacht berührte. „Gian, du biſt's!“ rief ſie aus, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. „Ja, träume ich denn? Wir ſahen uns doch erſt geſtern, und

da hast du kein Wort davon verlauten lassen, daß du nach Venedig reisen wolltest!“

„Ich kann dir diesen Vorwurf Silbe für Silbe zurückgeben, verehrte Schwägerin,“ erwiderte der Marchese.

„Mir!“ rief sie lachend. „Als ob du nicht wissen könntest, daß ich ein Geschöpf bin, das plötzlich eine Idee faßt, um sie in nächster Minute auszuführen. Mir fiel ein, daß ich Großmama endlich einmal wiedersehen wollte, und da —“

„Das hast du ganz vergessen, bei deiner Ankunft zu erwähnen,“ fiel die Marchesa trocken ein.

„Habe ich? Aber das lag doch so auf der Hand, daß es der Erwähnung gar nicht bedurfte,“ erwiderte Donna Xenia, indem sie neben die alte Dame trat und ihren reizenden Kopf an deren Wange rieb.

„Hm, du hast eigentlich von der ersten Minute an nur deiner Sehnsucht nach dem Rosazimmer Ausdruck gegeben,“ meinte die Marchesa mit freundlicher Neckerei, denn sie war viel zu gütig, um ernstlich zu grollen.

„Ja, denk dir, das Rosazimmer fiel mir unterwegs ein,“ plauderte Donna Xenia wie ein Kind, das etwas Wichtiges erzählt. „Da hat sich die Idee, darin zu wohnen, so fest in meine Gedanken gebohrt, daß ich gleich damit herausplatzte. Und in der Tat — das Rosa, dieses alte Rosa vergangener Zeiten steht mir bei künstlichem Lichte ausgezeichnet. Ich wollte das einmal ausprobieren, denn wenn ich erst wieder anfange, Farben zu tragen — du verstehst, Großmama, daß man daran denken muß — nicht wahr? Also — ich mußte wissen, wie Rosa mir steht, und —“

„Und da war's also das Rosazimmer, dem dein Besuch galt, nicht mir!“

„Ein ganz, ganz, ganz klein wenig,“ gab Donna

Xenia mit einer neuen Liebkoſung wie ein ertapptes Kind zu, während Don Gian dabeiſtand und die Gruppe mit ſonderbaren, recht unangenehmen Gefühlen betrachtete. Und dabei war's eigentlich eine ganz reizende Gruppe. Aber er hatte dafür im Augenblick nicht den rechten Sinn, weil er ſich den Kopf mit der Löſung eines Rätſels zerbrach.

„Hm — ja, und dieſes Roſa, dieſe ſpezielle Nuance iſt eigentlich ganz entzückend, beſonders bei elektriſchem Licht," fuhr Donna Xenia zu plaudern fort. „Wo wird man ſie aber herbekommen, wenn man ſie über kurz oder lang einmal braucht? — Weißt du was, Großmama, dann läßt du die Vorhänge des Betthimmels abnehmen und ſchenkſt ſie mir zu einem Kleide — nicht wahr? O bitte, bitte!"

„Welche Idee!" ſagte die Marcheſa ſichtlich erheitert. „Ein Kleid aus einem Bettvorhang, der hundertfünfzig Jahre alt iſt, ja noch älter ſogar! Für ein Maskenkoſtüm — das ließe ſich hören! Aber ich habe hier nichts zu verſchenken, denn dies Haus gehört nicht mir, ſondern Gian."

„Richtig, dies Haus gehört Gian!" rief Donna Xenia mit einem Geſicht, als hätte ſie ganz etwas Neues erfahren. „Wer weiß, ob er wirklich ſo galant ſein würde, für mich das Roſazimmer zu plündern — übrigens bin ich gar nicht mehr ſo ſicher, daß es mich glücklich macht, es zu bewohnen. Bei Tage ging's noch an, aber als ich vorhin hinabkam, müde, wie ich war, verging mir plötzlich der Schlaf, und es fing mich an dermaßen zu frieren, daß mir's die Zähne zuſammenſchlug. Und dabei iſt es doch ſo warm draußen —"

„Unbewohnte Zimmer haben das an ſich. Ich ſagte dir gleich, daß ein ſolcher Staatsraum kein gemütlicher Platz zum Bewohnen iſt," erwiderte die Marcheſa. „Er

wird ja regelmäßig gelüftet wie alle Zimmer drunten, aber wer hat je darin gewohnt? Wünscheſt du nun doch zu wechſeln?“

„Nein — nein! Auf keinen Fall würde ich mich ſo blamieren wollen!“ wehrte Donna Xenia lachend ab. „Wer ſich die Suppe einbrockt, ſoll ſie auch aus-eſſen!“

„Seit wann haſt du dieſe Weisheit gelernt?“ erkundigte ſich Don Gian grimmig.

„Hm — die Weisheit kommt mit dem Alter,“ erwiderte ſie kokett.

„Gott ſei Dank!“ murmelte er ziemlich deutlich.

Donna Xenia ſchnitt ihm eine Grimaſſe. „Woher kommt es nur, daß Verwandte immer ſo unangenehm ſind?“ fragte ſie naiv.

„Kinder, vertragt euch!“ ermahnte die Marcheſa etwas nervös. „Liebe Xenia, ich vergaß vorhin zu ſagen beziehungsweiſe dir anzubieten, daß Lucia natürlich in deinem Ankleidezimmer ſchlafen ſoll, weil du ja deine Kammerjungfer nicht mitgebracht haſt.“

„Was? Du biſt allein gekommen? Ohne deine Kammerjungfer?“ fiel Don Gian ein. „Ja, um alles in der Welt, wie kommt denn das?“

„Reineweg vergeſſen!“ ſagte Donna Xenia lachend. „Mein Entſchluß zu dieſer Reiſe war ein ſo plötzlicher, daß ich ganz vergaß, Ceſarina mitzunehmen. Und die dumme Gans hat mich nicht daran erinnert — das iſt das Tollſte! Sie fängt an, vergeßlich zu werden, dieſe Ceſarina, und war wahrſcheinlich heilfroh, Ferien zu haben. Aber ich werde ſie dafür zauſen, darauf könnt ihr Gift nehmen! — Lucia? Nein, danke, Großmama! Fremde Perſonen in meiner Nähe machen mich nervös — ich würde keinen Augenblick ſchlafen können, wenn ſie nebenan wäre. Ich fürchte mich gar nicht,

abſolut nicht! Und dann — Gians Schlafzimmer iſt ja über dem meinen. Sollte ich etwas Verdächtiges hören oder merken, dann werfe ich einfach meinen Stiefel an die Decke —“

„Worüber die Fresken von Tiepolo natürlich begeiſtert ſein würden,“ fiel Don Gian ein.

„Herr des Himmels, jetzt hat dieſer Menſch Angſt für ſeine Fresken — nicht etwa für mich, die ich nur im äußerſten Notfalle von dieſem Mittel, Hilfe zu heiſchen, Gebrauch machen würde!“ rief Donna Xenia hellauf lachend, aber es klang gereizt, beſonders als ſie hinzufügte: „Schlaf ruhig, beſter Schwager! Als ich ſelbſt vor einem Jahre noch Herrin dieſes Hauſes war, hätte ich Gelegenheit genug gehabt, deinem Tiepolo alle meine Stiefel an den Kopf zu werfen. Er iſt, ſoviel ich weiß, unter meiner Herrſchaft ganz unverſehrt geblieben.“

„Gute Nacht, Nonna,“ ſagte Don Gian trocken. „Ich gehe noch zu Loredana und dann ins Bett. — Auf Wiederſehen!“ ſetzte er mit Betonung hinzu.

„Ja, willſt du denn nicht noch etwas zu dir nehmen?“ fragte die alte Dame mit einem antwortenden Blick, der ihm ſagte, ſie habe verſtanden, daß ſeine Abreiſe am nächſten Morgen nicht erwähnt werden ſolle.

Er lehnte dankend ab, denn er habe im Speiſewagen ſoupiert und wolle ſich nur noch eine Limonade bringen laſſen.

„Biſt du zu deinen vielen Tugenden auch noch zum Blauen Kreuz übergegangen?“ rief Donna Xenia.

„Übergegangen? Nicht unbedingt. Aber ich halte dafür, daß die Abſtinenz der Wachſamkeit förderlich iſt, und Wachſamkeit, verehrte Schwägerin, iſt eine der Kardinaltugenden des Diplomaten,“ entgegnete Don Gian.

Damit küßte er seiner Großmutter die Hand, machte seiner Schwägerin eine Verbeugung und verließ das Zimmer, um sich geradeswegs nach dem dritten Stockwerk hinaufzubegeben, in dem seine Schwester mit dem größten Teil der Dienstboten wohnte. Nur Agostino, der Portier, hatte seine Wohnung im Erdgeschoß neben der Wasserpforte des Kanals.

Diesmal stieg Don Gian die Treppe sehr langsam hinauf und stand sogar öfter still; aber nicht, weil sie ihn ermüdete, sondern weil seine Gedanken ihn zurückhielten. „Erstens: warum ist sie nach Venedig gekommen? Zweitens: warum ist sie plötzlich auf das Rosazimmer so versessen? Drittens: warum hat sie ihre Kammerjungfer nicht mitgebracht, sie, die nicht imstande ist, sich ein Schuhband selbst zu knüpfen?“ fragte er sich zum zehnten Male. „Ich glaube kein Wort von ihren Erklärungen. Nicht ein Sterbenswort. Gilt alles das mir oder vielmehr dem Dokument, das ich bei mir trage? Ist das Geheimnis dieses Vertrages durchgesickert, der Zweck meiner Reise, von der ich gestern, als ich Xenia begegnete, selbst noch keine Ahnung hatte, da ich meinen Auftrag erst gestern nacht erhielt? Das gliche ja aufs Haar der Hexerei! Das also kann ihr Zweck nicht gewesen sein, und doch, und doch — ich kann den Verdacht nicht loswerden, daß diese Reise nach Venedig, ganz allein, ohne Bedienung, einen Hintergrund hat, eine Absicht verfolgt, ein Ziel hat. Ihre sogenannten Launen haben alle ein Ziel!“

Jede Treppe nimmt einmal ein Ende, auch die, die in ein anderes Stockwerk in einem italienischen Palast führt, und Don Gian befand sich oben, ehe er auch nur eine annähernd befriedigende Antwort auf seine Fragen gefunden hatte. Er klopfte an die Tür des Salons seiner Schwester und fand sie lesend unter der Lampe

eines mit Büchern bedeckten Tiſches ſitzend — eine noch überſchlanke, feingemodelte Figur mit einem raſſigen Kopfe, großen, verträumten, dunkelblauen Augen und einer Fülle rotblonden Haares, in deſſen hochaufgebauſchter Friſur ſie beide Hände im Eifer der Lektüre vergraben hatte.

„Gian! Giannino!“ rief ſie bei ſeinem Anblick wie ungläubig und flog ihm ſtürmiſch um den Hals. „Nein, dieſe Freude! Wo kommſt du denn her?“

„Von Rom natürlich, Kleine! — Nein, frag mich nichts — ich darf dir nicht mehr ſagen!“

„Du biſt ja der reine Lohengrin. Gut, ich frage nichts mehr. Haſt du Großmama ſchon geſehen?“

„Nennſt du das nichts fragen?“ neckte er. „Natürlich war ich zuerſt bei ihr und habe ſogar Xenia auch ſchon geſehen und geſprochen.“

„Xenia kam gerade ſo überraſchend an wie du. War das Verabredung?“

„O nein — ich wenigſtens bin beinahe auf den Rücken gefallen, daß ich ſie hier traf, nachdem ich ſie geſtern noch in Rom geſehen, ohne daß ſie von ihrer Reiſe hierher auch nur einen Ton geſagt hat. Hat ſie erwartet, mich hier zu finden?“

Donna Loredana ſchüttelte den Kopf. „Geſagt hat ſie nichts davon. Nicht einmal, daß ſie dich geſtern geſehen hat. Wir haben ſie natürlich nach dir gefragt, aber ſie lachte und meinte, du ſchienſt ganz vergeſſen zu haben, daß ſie noch exiſtiere. Haſt du dich mit ihr gezankt, Giannino?“

„Ich werde mich in acht nehmen,“ erwiderte er trocken. „Dabei zieht man doch den kürzeren. Wir plänkeln nur, wenn du weißt, was das iſt. Iſt ſie für längere Zeit hergekommen?“

„Ich weiß es nicht. Kaum. Denn ſie hat nur einen

kleinen Handkoffer mitgebracht, in dem ſie das Kleid hatte, das ſie heute abend trug, und die notwendigſte Wäſche. Ich war dabei, wie ſie auspackte, aber ich wollte ſie doch nicht fragen, wie lange ſie bleibt, denn das wäre ja unhöflich geweſen — nicht?“

„Hm!“ machte er zweifelhaft. Xenia und ein einziges Kleid im Koffer — ſie, die mindeſtens dreimal täglich die Toilette wechſelte! Sie hatte alſo doch einen ganz zielbewußten, vorausſichtlich ſchnell zu erledigenden Zweck zu dieſer Reiſe. Auch die abweſende Zofe ſchien Don Gian plötzlich ganz erklärlich: ſie wollte ſich keinen Aufpaſſer mitnehmen.

„Nur eines verſtehe ich nicht: warum wollte ſie durchaus das Roſazimmer haben?“ ſetzte er laut ſeinen Gedankengang fort.

„Nun, es iſt doch ein ſehr ſchönes Zimmer, in ſeinem Luxus ſo paſſend zu Xenia,“ meinte Donna Loredana erſtaunt, daß ihr Bruder darin etwas Verwunderliches fand. „Und es iſt auch bequemer, denn man braucht nicht die vielen Treppen zu ſteigen, über die Xenia immer geſeufzt hat. Freilich iſt es auch etwas einſam, ſo mitten in der ganzen Flucht der unbewohnten, öden Säle und Zimmer, und wer ſich leicht fürchtet, der braucht das Gruſeln dort nicht erſt zu lernen,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Das iſt's. Weil's einſam iſt! Sie wollte unbeobachtet ſein und wollte darum auch nicht Lucia neben ſich haben!“ fuhr es ihm durch den Kopf. „Sie hat für dieſe Nacht etwas vor, und ich werde wachen,“ gelobte er ſich. „Hier oder im Zuge, das bleibt ſich gleich. Mir verſchlägt eine ſchlafloſe Nacht nichts.“

„Höre, Gian — biſt du deshalb zu mir gekommen, um vor dich hin zu ſtarren und Gedankenmonologe zu halten?“ fragte Donna Loredana halb lachend, halb

ärgerlich. „Was beschäftigt dich nur so? Bist du — oh Giannino, du bist doch nicht etwa verlobt?“

Er riß sich zusammen und lachte sogar. „Noch nicht, Lore,“ versicherte er. „Ich hatte dazu noch keine Zeit. Sei nicht böse — aber mir gehen gerade andere Dinge durch den Kopf.“

„Man merkt's,“ meinte sie lächelnd und setzte ernst hinzu: „Es ist doch nicht wegen — wegen Xenia? Unsere Nonna machte Andeutungen, daß sie viel Geld gebraucht hätte, und sprach davon, daß du wohl das Piano nobile vermieten würdest. Ich hoffe aber, das war nur eine Idee. Es wäre ja schrecklich, wenn Fremde hier in unserem Hause einziehen würden!“

„Nun, das wäre eine ganz nette Beihilfe,“ erwiderte Don Gian achselzuckend. „Allein die Fremden, die sich in Venedig niederlassen, wollen am Canale Grande wohnen; höchstens wären es Engländer, die einen Reiz darin finden, im Herzen Venedigs einen alten Palast zu beziehen, oder ein Künstler, der Stimmung sucht. Und das müßte schon einer sein, dessen Ruhm ihm goldene Lorbeeren gebracht, denn an einem niedrigen Mietpreis ist mir nichts gelegen. Zu Industriezwecken aber gebe ich mein Haus sicher nicht her. Darüber kannst du beruhigt sein. So weit sind wir gottlob noch lange nicht. Von unseren Portalen brauchen wir unser Wappen und die Dogenkrone noch nicht entfernen zu lassen. Aber wenn wirklich ein reicher Fremder verrückt genug ist, unser Piano nobile für einen Phantasiepreis zu mieten — um so besser. Es ist nicht dringend, wäre aber angenehm.“

„Verrückt genug!“ rief Donna Loredana vorwurfsvoll. „Wie du das nur sagen kannst, Giannino! Wenn wir auch keine berühmte Gemäldegalerie haben wie

die Giovanelli — nun, so ist doch sicher unser Piano nobile eines der schönsten in Venedig."

„Ganz sicher ist es das," gab Don Gian ohne weiteres zu. „Unsere Gemälde bilden keine Galerie, dafür aber sind sie von hohem Wert und unbestritten echt, solange kein deutscher Kunsthistoriker, der ein neues Werk schreiben will, dahergezogen kommt und klüger sein will als die Überlieferung. Unsere Wandteppiche dürfen sich getrost neben den besten sehen lassen; unsere Spiegel und Glaslüster sind vielleicht die schönsten in Venedig. Aber unser Haus hat — nicht für uns, die wir daran gewöhnt sind — den Fehler, verborgen an einem schmalen Kanal zu liegen, und die Fremden wollen Licht und Luft für ihre Wohnungen, sie drängen nach der Riva, dem Canale Grande — in der Mehrzahl wenigstens. — Doch lassen wir das jetzt, Schwesterchen. Erzähle mir lieber, wie es dir geht, wie dir das stille Leben hier nach dem fröhlichen Beisammensein mit deinen Klosterschülerinnen behagt."

„Oh, es behagt mir sehr, Giannino," versicherte Loredana mit Überzeugung. „Erstens bin ich eine richtige Venezianerin, liebe unser schönes, edles, altes Haus in diesem stillen Winkel der Stadt — es ist für mich die Geschichte unserer Familie mit unserer großen Vergangenheit, und zweitens liebe ich die Einsamkeit, unser stilles Leben, das mir erlaubt, meiner Leidenschaft für die Bücher zu frönen. Sieh, ich trage wohl nicht umsonst den Namen von Großmamas großer Ahnfrau, der Dogaressa Loredana Marcello-Mocenigo, deren Steckenpferd ja auch das Studium war. Sie hat wohl bei mir Pate gestanden und mir als Gabe ihre Vorliebe für das geistige Leben in die Wiege gelegt."

„Ah, per Bacco, die Dogaressa Loredana war aber auch einmal jung wie du und hatte dann sicher Gefallen

an den Freuden der Jugend," rief Don Gian lachend. „Die Nonna redete übrigens etwas von einem Ball. Nun, das wäre ja ſchon etwas, aber immerhin nur ein vereinzeltes Ausrufungszeichen in eurem Einſiedlerleben."

„Die Nonna hat aber doch auch ihren Empfangstag, wo alle Welt kommt, Tee zu trinken und Dolci zu eſſen," verteidigte ſich die junge Dame lachend. „Und wir haben unſere Sitzungen zur Förderung der Frauenarbeit und der Hausinduſtrie, für die unſere Großmama ſo ſegensreich wirkt, wir machen Ausflüge zu Waſſer und zu Land, Beſuche — kurz, wir leben doch wie Menſchen und nicht wie Säulenheilige! Wenn du dir das einbildeſt in deinem römiſchen Trubel, dann haſt du dich gründlich geirrt."

„Va bene — die Hauptſache iſt, daß du damit zufrieden biſt," meinte Don Gian lächelnd. „Lange wird's wohl ſowieſo nicht dauern, denn vermutlich wirſt du ja nicht die Abſicht haben, ledig zu bleiben."

„Oh, ich werde mich nie verheiraten — nie!" behauptete Donna Loredana im vollſten Ernſt. „Ich würde es nie übers Herz bringen, die Nonna allein in dieſem großen Hauſe zu laſſen! Wir leben ja ſo harmoniſch, ſo friedlich und glücklich hier miteinander! Und dann — lache nicht, Gian, aber es iſt ſo! — dann würde ich mich nie verheiraten laſſen, eine zwiſchen den Familien abgekartete Ehe eingehen — niemals!"

Don Gian ſtieß einen leiſen Pfiff aus. „Alſo —" begann er nach einer Weile.

Aber ſie unterbrach ihn faſt heftig. „Nein — nicht alſo! womit du wohl andeuten willſt, daß ſchon jemand da iſt, den ich mir gewählt. Niemand iſt da! Ecco! Aber ich finde es unwürdig, ſich ohne Neigung, nur um der Tradition willen verheiraten zu laſſen, nur

weil's immer so war. Entweder ich habe freie Wahl oder ich bleibe ledig!"

„Hm — hast du diese modernen Ansichten im Kloster gelernt?"

„Nein, ich habe sie aus mir selbst geschöpft," erklärte sie offen. „Ich habe gelesen, nachgedacht, erwogen — du mußt nicht lachen, Giannino! Ich bin nun einmal von dieser Art, die selbst denkt. Das bekannte venezianische Sprichwort, das unseren Frauen molti capelli e pocchi cervelli — viel Haar und wenig Gehirn spottend und vielleicht auch mit Recht zugesteht, braucht nicht auf jede Venezianerin Anwendung zu finden, selbst wenn sie, wie deine Schwester, erst achtzehn Jahre alt ist. Man muß jeden Menschen seines eigenen Glückes Schmied sein lassen, das ist meine Ansicht."

„Sie ist die richtige, was die Männer betrifft, aber —"

„Wir Frauen haben das gleiche Recht. Ich wenigstens für mein Teil nehme es kühn in Anspruch."

„Ich habe nicht die Absicht, es dir zu bestreiten, und die Nonna hat trotz ihres Alters immer einen Stich ins Moderne gehabt; sie wird dich sicher nicht in eine dir unsympathische Ehe hineindrängen," meinte Don Gian nachdenklich. „Unser Bruder Pietro freilich hat sich auch über das Herkommen hinweggesetzt und frei gewählt — wir können nicht sagen, daß es ihn glücklich gemacht hat."

„Als ob das ein Beweis wäre! Deine Logik hinkt, Giannino," rief Donna Loredana. „Hast du dir noch niemals einen Anzug gewählt, mit dessen Stoff du nachher nicht zufrieden warst?"

„Höre, Lore, du bist ja eine ganz gefährliche Streiterin!" rief er erheitert. „Ich gebe zu, daß meine Logik lahm war, aber welche Logik bedürfte nicht einer orthopädischen Korrektur? Unter uns: ich würde es genau

so machen wie Pietro, nur bilde ich mir ein, damit ein männliches Vorrecht zu besitzen, und muß nun lernen, daß meine eigene Schwester von den modernen Ideen angesteckt ist. Dein Wille geschehe, Lore, nur tu mir den Gefallen und sieh zu, daß deine Wahl nicht unbedingt ins allzu Volkstümliche fällt. Ein Kohlenträger als Schwager wäre mir entschieden genierlich."

„Ich bin eine Terraferma und weiß, was ich meinem Namen schuldig bin," erwiderte sie mit einer Würde, die ihren Jahren zwar fremdartig, aber doch eigentümlich gut stand. Und lachend setzte sie hinzu: „Falls ich mich in einen Facchino verlieben sollte — es braucht ja nicht gerade einer von denen zu sein, die Kohlen an der Stazione laden —, so verspreche ich dir, ihn nicht zu heiraten!"

„Nun, das ist mir eine riesige Erleichterung," entgegnete er, auf ihren Ton eingehend. „Und nun gute Nacht, Lore, und auch — auf Wiedersehen!"

„Also sehe ich dich doch morgen noch?"

„Wenn du früh genug aufstehst — vielleicht. Das Wiedersehen darf ich ja auf alle Fälle wünschen." —

Nachdenklich stieg Don Gian die Treppe zum zweiten Stock wieder hinab, in dessen Flügel die Zimmer lagen, die er für sich bestimmt hatte: eines, das die Ecke der beiden Kanäle einnahm, und daneben, nach dem Sackkanal gehend, das Schlafzimmer. Das erstere war vom Salon der Marchesa aus durch ein zweites Gesellschaftszimmer zu erreichen.

Die Nachdenklichkeit Don Gians galt aber nicht seiner Schwester, denn er war ganz beruhigt darüber, daß sie trotz aller Rebellionsgelüste gegen die Tradition sich nicht in Irrgänge verlieren würde; die Tür hinter ihm war vielmehr noch nicht geschlossen, als seine Gedanken sich auch schon wieder mit dem Rätsel seiner

Schwägerin und ihrer Reise nach Venedig beschäftigten. Er war jetzt ganz sicher, daß sie einen besonderen Zweck damit verband. Aber selbst in der Voraussetzung, daß sie im politischen Dienste stand — sie konnte doch auf keinen Fall wissen, daß seine Reise unterbrochen werden würde, da man in Erfahrung gebracht haben mußte, daß eine Attacke auf die Urkunde für die Reisenacht geplant war. Daß diese Attacke nur von der gegnerischen Seite ausgehen konnte, darüber hatte Don Gian natürlich nicht den geringsten Zweifel, aber er hätte etwas darum gegeben, zu wissen, ob Xenia dabei beteiligt war. Sein ganzes Mißtrauen war erwacht und zitterte förmlich in seinen Nerven, die mit einer Empfindlichkeit auf jeden Eindruck reagierten, daß er zusammenfuhr, als ihm beim Betreten seiner Zimmer ein gedämpfter Ruderschlag drunten vom Wasser entgegenschallte — ein leise plätscherndes Geräusch, auf das er sonst nicht geachtet hätte.

Mit einem Satz war er am Fenster, sah hinaus und gewahrte natürlich nichts anderes als eine Barke mit ein paar Tonnen beladen, die eben vorüberglitt. Und als er sich achselzuckend über seine eigene Nervosität umwendete, da meinte er ein leises Krachen des Holzgetäfels in dem tiefen, meterbreiten Rahmen der Tür zu hören, die sein Schlafzimmer von seinem Wohnraume trennte.

Er hatte das erstere durch einen langen, schmalen Raum betreten, der als Garderobe diente und künstlich beleuchtet werden mußte, was durch elektrisches Licht geschah, das den ganzen Palast erhellte. Das Schlafzimmer, ein saalartiger Raum, war links durch eine verhängte Tür von den anderen, östlichen Gemächern, die unbenützt waren, getrennt und führte rechts in das Wohnzimmer, das wiederum in einen „Salotto“ neben

dem Salon der alten Marcheſa ſich öffnete. Durch den erſteren wurden die Beſuche geführt, die Don Gian zu ſehen kamen, wenn er in Venedig ſich aufhielt; er ſelbſt wählte, wie heute auch, meiſt die Garderobe als Zugang.

Trotzdem er ſich eben überzeugt, daß ſeine Nerven ihm durch den leiſen Ruderſchlag der harmloſen Barke ſchon einen Streich geſpielt, kreuzte er doch wieder den weiten Raum, um ſich zu vergewiſſern, was eben im Holze gekracht — ein überflüſſiges Beginnen, wie er ſich ſelbſt dabei ſagte, denn nach einem ſo heißen Sommer, wie der diesjährige, pflegten Vertäfelungen, Parkette und Möbel naturgemäß zu krachen.

„Wie man ſich nur durch das bloße Bewußtſein, der Hüter eines wichtigen Dokuments zu ſein, ſo ins Bockshorn jagen laſſen kann!“ ſchalt er ſich, während ihm dabei zum erſten Male eigentlich, wenigſtens mit Bewußtſein, die ungewöhnliche Breite des Türrahmens auffiel, in dem er ſtand und kritiſch die ſchöngearbeitete, mit Füllungen verſehene Verſchalung von rötlichem, mit Gold abgeſetztem Mahagoni betrachtete, die offenbar einer ſpäteren Epoche als der Palaſt ſelbſt entſtammte. Dann trat er durch die in das Wohnzimmer zurückgeſchlagenen Türflügel vom gleichen Material, indem er einen raſchen Blick durch den Raum warf, der wie das Schlafzimmer hell erleuchtet war.

„So, nun wollen wir uns verbarrikadieren,“ ſagte er grimmig für ſich hin. „Im eigenen Hauſe verbarrikadieren, als ob ich in eine Räuberhöhle geraten wäre. Aber Vorſicht iſt die Mutter vieler Dinge, und ich will mir nichts vorzuwerfen haben.“

Zunächſt ſchloß er die Läden der hohen, ſchmalen Spitzbogenfenſter, dann die Türen und ſuchte darauf jeden Winkel und jede Ecke ab, ſah unter das Bett und

untersuchte die hohen, geräumigen Schränke im Garderobenraum, worauf er noch die Schlösser aller Eingänge einer genauen Inspektion auf ihre Zuverlässigkeit unterzog. Damit nicht zufrieden, entnahm er seiner umfangreichen ledernen Reisetasche ein Päckchen mit Patenttürverschlüssen, kleine, praktische Instrumente, die, mit dem innen steckenden Schlüssel an der Klinke befestigt, es unmöglich machen, ohne Sprengung der Tür diese nach Herausdrücken des Schlüssels mittels Dietrichs zu öffnen, also ohne ein größeres Geräusch, das auch einen tiefen Schläfer geweckt haben würde, einzudringen. Er hatte diese Apparate, die sich namentlich in Hotels sehr empfehlen, wo nächtliche Eindringlinge durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören, stets bei sich und legte sie jetzt sorgsam an jeder der Türen, die aus seinen Zimmern führten, an, schob auch alle Riegel vor, die ja an sich schon einen wirksamen Schutz gegen ein Eindringen ergeben.

„So," sagte er befriedigt, „wenn mich jetzt jemand besuchen will, dann muß er schon durchs Schlüsselloch fahren, und das traue ich selbst meiner holden Schwägerin nicht zu. Und außerdem gedenke ich nicht zu schlafen. Das Licht mag brennen bleiben — es ist für mich das beste Mittel zum Wachbleiben. — Nun machen wir's uns etwas bequem — den Kragen herunter, die Stiefel von den Füßen — — so! Einen leichten Rock an, ohne die Weste mit dem kostbaren Dokument in der inneren Brusttasche abzulegen, und dann wollen wir uns die Zeit mit Lesen und Schreiben vertreiben und — die Ohren offen halten."

Zu all diesen Vorbereitungen nahm er sich absichtlich Zeit, hin und wieder einen bedauernden Blick auf das einladend zur Nacht zurechtgemachte Bett werfend, denn eigentlich war er von der Fahrt rechtschaffen müde.

Schließlich trat er an ein Tiſchchen, auf dem neben einem großen Trinkglaſe ein Siphon mit Sodawaſſer und eine kleine geſchliffene Karaffe mit Fruchtſaft ſtand. Eigentlich hatte er ſich eine Limonade beſtellt, und ein Deſſertmeſſer, Zucker in ſilberner Schale, ein gläſerner Teller und eine ebenſolche Zitronenpreſſe waren auch auf dem Servierbrett vorhanden, aber die Hauptſache, die friſche Zitrone ſelbſt, mußte der Diener vergeſſen haben.

„Nicht über die Türſchwelle reicht doch das Gedächtnis dieſes Idioten,“ brummte Don Gian etwas ärgerlich, indem er den Stöpſel aus der Karaffe zog. „Granatapfelſaft,“ ſtellte er mit einem Blick auf die darin enthaltene hellrot gefärbte Flüſſigkeit feſt. „Der wird natürlich nicht vergeſſen, weil er die ‚Spezialität‘ des Koches iſt. Nun, ich habe ihn ganz gern, er iſt auch recht erfriſchend.“

Damit goß er eine ziemlich große Portion des Saftes in das Glas, füllte es mit Sodawaſſer auf und trank es mit einem Zuge bis auf einen etwa fingerbreiten Reſt leer.

Es ſchmeckte brennend, als ob der Saft in Gärung übergegangen wäre. Hoffentlich machte das Zeug keine Magenbeſchwerden.

Etwas ärgerlich betrat er nach dem zweifelhaften Trunk wieder ſein Wohnzimmer, ſetzte ſich in einen bequemen Seſſel und nahm die auf dem Tiſch davor liegenden Abendzeitungen auf. Er hatte aber noch nicht die erſte Seite halb durchflogen, als er das Blatt wieder ſinken ließ.

„Bin doch ſchläfriger, als ich gedacht hatte,“ murmelte er. „Förmlich bleierne Müdigkeit, die mir durch die Glieder kriecht! Will mal ein bißchen auf und ab gehen — geſchlafen wird auf keinen Fall — — auf — keinen — Fall — —“

Damit streckte er beide Arme über den Tisch aus, ließ den Kopf darauf niedersinken und war in der nächsten Minute jenseits allen Wollens, aller Vorsätze angelangt.

* * *

Ein wahrer Generalmarsch, der an die Tür seines Wohnzimmers geschlagen wurde, ließ ihn auffahren.

Mühsam hob er den Kopf in die Höhe, der ihm schwer war, wie mit Blei gefüllt, und so heftig schmerzte, daß er ihn gleich wieder zurücksinken ließ. Nur halb die Augen öffnend, sah er den hellen Tag durch die Ritzen der geschlossenen Fensterläden schimmern, ohne sich's im Augenblick bewußt zu sein, was dies für ihn bedeutete.

„Herr Marchese! Herr Marchese!" scholl es nach einer neuen Klopfsalve hinter der Tür. „Herr Marchese, es ist sechs Uhr!"

Nun war er ganz wach und erinnerte sich. „Ja — es ist gut — ich höre!" rief er mit dem Versuche aufzuspringen, aber die Knie versagten ihm zunächst, und die Glieder waren ihm so steif und träge, daß er sich nur langsam und mühselig erheben und taumelnd wie ein Trunkener an das nächste Fenster bewegen konnte, um den Laden zu öffnen.

Die frische, von einer leichten Brise von Osten her bewegte Morgenluft brachte ihn rasch zu sich selbst.

„Herr des Himmels — ich habe nun doch die ganze Nacht geschlafen!" dachte er verwirrt. „Warum in aller Welt habe ich geschlafen? Und warum bin ich so schwer und steif wie ein Klotz?"

Immer noch taumelnd, verlöschte er das elektrische Licht, machte auch im Schlafzimmer die Läden auf und badete sich dann das Gesicht in seinem Waschbecken.

„So, nun wäre man wenigſtens wieder ein halber Menſch,“ verſicherte er ſich nach dieſer Erfriſchung. „Aber dieſer fürchterliche Durſt, den ich habe! Ich kann nicht warten, bis mein Kaffee kommt —“

Das Glas von ſeinem Waſchtiſch in der Hand, wollte er es eben mit dem abgeſtandenen Waſſer aus der Karaffe füllen, als ſein Blick auf das Servierbrett und den Siphon fiel. Schnell trat er darauf zu, ließ das Sodawaſſer bis an den Rand in das Glas ſprudeln und trank es in einem Zuge leer. Als er es abſetzte, fiel ſein Blick auf die Saftflaſche und halb benommen, wie er eben noch geweſen, brachte der Anblick dieſes zierlichen Kriſtallgefäßes ihn plötzlich völlig zu ſich.

Die Flaſche, aus der er geſtern abend ungefähr ein Drittel gegoſſen hatte — war leer. Und auch der Reſt, den er in dem Kelchglas zurückgelaſſen — er erinnerte ſich genau, das getan zu haben — befand ſich nicht mehr darin: beide Gefäße waren rein und ſauber ausgeſpült.

Mit einer merkwürdig zuſammenziehenden Erſtarrung ſah er auf Flaſche und Glas wie auf etwas Unbegreifliches, und dann blickte er um ſich und ſah die Sicherungen an den Türen, genau, wie er ſie angebracht, und dann — und dann fuhr ſeine rechte Hand langſam, zögernd, furchtſam faſt, ruckweiſe, als müßte er ſie dazu zwingen, unter die Weſte nach der inneren Bruſttaſche.

Noch ein kurzes Zögern, und ſeine plötzlich eiskalten Finger hatten ihr Ziel erreicht.

Die Bruſttaſche war leer, das koſtbare Dokument war verſchwunden!

Wie zu einer Salzſäule erſtarrt ſtand er da, als er das Unerhörte, Furchtbare zu faſſen begann, das Unmögliche zu verſtehen ſuchte. Natürlich war ein Ver-

schwinden unmöglich. Der Umschlag mit dem Dokument darin, verklebt und versiegelt mit dem Petschaft des Ministers, mußte ihm bei einer Bewegung im Schlafe herausgeglitten und drinnen unter den Tisch gefallen sein.

Aber die Tasche war doch zugeknöpft gewesen der größeren Sicherheit wegen, und seine tastenden Finger suchten vergebens den flachen Knopf. War er abgesprungen? Mit einem Ruck riß er die Weste auseinander, und ein röchelnder Schrei kam über seine trockenen Lippen: der Knopf war abgeschnitten und mit ihm das Stück des Futterstoffes, an den er angenäht gewesen war!

Er achtete nicht auf den Diener, der jetzt draußen an der Garderobentür klopfte, um das heiße Wasser zum Rasieren zu bringen, er stürzte zurück in das Wohnzimmer und an den Tisch, an dem er die ganze Nacht schlafend gesessen: da lag der abgeschnittene Knopf auf dem Teppich neben dem Sessel, und nun wußte er's genau: die Flasche hatte einen starken Schlaftrunk enthalten, wahrscheinlich Chloralhydrat, weil der Saft so scharf und kratzend geschmeckt, und dann war jemand gekommen und hatte ihm das Dokument gestohlen und den stummen Zeugen, das Betäubungsmittel, ausgegossen.

Jemand? Wer?

Förmlich röchelnd vor Erregung rannte Don Gian von Tür zu Tür, sich davon überzeugend, daß ein menschliches Wesen unmöglich durch dieselben eingedrungen sein konnte, denn die Sicherungen der Schlösser lagen sämtlich unberührt davor.

Unbekümmert um das erstaunte und erschreckte Gesicht des Dieners, dem er bei dem Rundgange die Garderobentür öffnete, lief er von Fenster zu Fenster,

um zu ſehen, ob der Dieb dieſen Weg benützt haben konnte. Unmöglich! Denn dann hätte er mindeſtens doch eine Strickleiter zurücklaſſen müſſen, und wer hätte dieſe oben befeſtigen ſollen? Zudem waren die Fenſterläden alle geſchloſſen geweſen. Don Gian hatte ſie ja eben noch ſelbſt aufgeriegelt und fand keine Spur einer Gewalttätigkeit daran vor. Verſteckt konnte der Dieb in den Zimmern auch nicht geweſen ſein, davon hatte Don Gian ſich gründlich überzeugt, ferner hätte er, nachdem ſein Opfer unter der Einwirkung des Schlaftrunkes unſchädlich gemacht und die Tat vollbracht war, durch eine der Türen die Wohnung verlaſſen müſſen; wie aber hätte er das machen wollen, wenn ihr Verſchluß und die innen angelegten Sicherungen völlig unberührt waren?

Es blieb alſo nur eine Möglichkeit: es war ein geheimer Zugang zu den Zimmern des zweiten Stockwerks vorhanden, und dieſer mündete in die Wohnung, die der Marcheſe für ſich beſtimmt hatte.

So weit war er in der Erwägung aller Möglichkeiten zur Löſung dieſes Rätſels, als es an die Tür des Wohnzimmers klopfte.

„Biſt du fertig, Gian?“ rief die Stimme der alten Marcheſa. „Ich habe dein Frühſtück in meinem Boudoir ſervieren laſſen und komme, um dich zu holen, denn es wird Zeit.“

Ohne antworten zu können, ging er zur Tür und öffnete ſie. „Nonna!“ war alles, was er heiſer und gebrochen hervorbrachte.

„Gian, was iſt? Biſt du krank? Iſt etwas geſchehen?“ rief ſie erſchrocken, zärtlich, unwillkürlich die Stimme dämpfend.

Der Marcheſe winkte dem Diener, der noch mit dem heißen Waſſer in der Hand mitten im Schlafzimmer

stand und mit offenem Munde dem sonderbaren Treiben seines ersichtlich verstörten Herrn zusah, und nachdem der Mann verschwunden, erzählte er der alten Dame, was geschehen, erst abgebrochen und unzusammenhängend, unter dem Bericht aber allmählich ruhiger werdend.

„So ist's also," schloß er dumpf, „und das Fazit kannst du dir selbst ziehen: nicht nur, daß das Verschwinden des Dokuments die schwersten politischen Folgen nach sich ziehen muß und wird — meine Laufbahn, mein ganzes Leben ist ruiniert, denn wer wird mir denn glauben, daß ich die Hand dabei nicht im Spiele hatte, wenn doch der einzige Zeuge zu meinen Gunsten, der Saft mit dem Schlafmittel darin, verschwunden ist? Wer wird mir glauben, daß alle Türen verschlossen, der Trunk mir mit der Erwartung, daß ich ihn ohne Vorkosten hinabgießen würde, gemischt war? Wer, frage ich? Ich selbst würde einem Menschen, der mir das erzählte, ins Gesicht lachen."

„Giannino, Giannino — sage das nicht!" rief die Marchesa erschüttert. „Dein Ehrenwort —"

„Das Ehrenwort eines Menschen, der im Verdacht steht, die ihm anvertrauten Geheimnisse seines Vaterlandes verkauft zu haben, hat nicht so viel Wert wie ein dürres Blatt im Winde," unterbrach er sie bitter. „Er ist einfach ein Schurke, und das ist mein zukünftiger Titel, mit dem ich mich begraben lassen kann, wenn meine Unschuld nicht zutage kommt!"

„Sie muß zutage kommen — sie muß! Wir werden Himmel und Erde dafür in Bewegung setzen, unseren letzten Heller dafür opfern!" rief die alte Dame außer sich, aber mit dem festen Entschlusse, ihre Worte wahr zu machen. „Das steht ganz außer Frage, Gian, und ich stehe dabei mit allem, was mein ist, dir zur Seite.

Haſt du — iſt dir noch keine Möglichkeit zur Löſung des Rätſels eingefallen?“

„Das Nächſtliegende wäre ein geheimer Zugang zu dieſen Zimmern. Wir müſſen danach ſuchen.“

„Ein geheimer Zugang!“ wiederholte die Marcheſa, um ſich blickend. „Ich erinnere mich, daß mein Gatte, dein Großvater, einmal davon ſprach, daß einer Überlieferung nach ſich Geheimgelaſſe in dieſem Hauſe befinden, vielmehr befunden haben ſollen —“

„Sich höchſt wahrſcheinlich noch befinden,“ fiel Don Gian ein. „Dieſe verborgenen Gelaſſe und Ausgänge waren in den Tagen der Republik unter der Herrſchaft des Rates der Drei einfach eine Notwendigkeit, eine Lebensbedingung, ein Muß zu einer jeden Tag möglichen Flucht Schuldiger wie Unſchuldiger.“

„So ſagte auch dein Großvater,“ rief die Marcheſa lebhaft. „Aber er geſtand auch, dieſe möglichen Geheimgelaſſe nicht zu kennen, ihr Geheimnis ſei eben im Laufe der Zeiten verloren gegangen. Es intereſſierte ſich auch niemand dafür, nur wie Xenia als junge Frau zum erſten Male herkam —“ Die alte Dame ſtockte, eine feine Röte ſtieg in ihr blaſſes Geſicht, und die Augen niederſchlagend ſetzte ſie leiſer hinzu: „Sie verſicherte damals, daß ſie es als ihre Lebensaufgabe betrachten würde, dieſen Geheimniſſen des Palazzo Terraferma auf die Spur zu kommen.“

„Hat ſie das verſichert? Wir wollen ſie doch einmal fragen, ob ſie dieſe ‚Lebensaufgabe‘ zu löſen imſtande war!“ ſagte Don Gian grimmig. „Ich will Gift darauf nehmen, daß Xenia hinter dieſer ganzen Teufelei ſteckt!“

„Um des Himmels willen — das wäre ja eine namenloſe Schändlichkeit!“ rief die Marcheſa entſetzt.

„Ich habe die Abſicht, ſie ihr auf den Kopf zuzu-

sagen," erklärte Don Gian mit funkelnden Augen. „Habe die Güte, meine Schwägerin sofort wecken zu lassen, falls sie noch schläft."

„Giannino, tu nichts Übereiltes," bat die Marchesa. „Es ist noch sehr früh —"

„Ich kann jetzt keine Rücksicht auf Xenias Morgenschlaf nehmen. Ich will sie sprechen, ehe ich meinen Bericht nach Rom sende. Jede Minute ist kostbar. Wenn du selbst gingest, sie zu wecken, Nonna, so würdest du mir damit den ersten Dienst in dieser Sache erweisen. Sage ihr nichts, warum ich sie sprechen muß, aber beobachte sie scharf mit den Augen des Mißtrauens."

Mit einem tiefen Seufzer erhob sich die alte Dame von dem Sessel, in dem sie zusammengesunken gesessen hatte. „Es sei — in deinem Interesse. Sie ist die Witwe deines Bruders, meines Sohnes Sohn, steht mir also nahe wie mein eigenes Kind — aber noch näher stehst du mir, Giannino. Für dich will ich tun, was ich jedem anderen verweigert hätte: Hilfe zu leisten bei dem sicheren Familienzwist, der ausbrechen wird und muß, wenn du Xenia eine solche furchtbare Anklage entgegenschleuderst. Wenn sie aber unschuldig ist, was ich im Interesse unseres Namens hoffe — doch ich sage nichts weiter, denn die Minuten sind wahrlich kostbar."

„Sie sind's, Nonna," erwiderte Don Gian ernst, „und darum bitte ich dich, Xenia nicht Zeit zu einer langen Toilette zu geben. Ich folge dir in fünf Minuten in den Salon hier unter meinem Wohnzimmer. Nonna, liebe Nonna, zögere nicht, denke daran, was für mich auf dem Spiele steht!"

Die Marchesa hob die Hand auf wie beschwörend. „In fünf Minuten also," sagte sie und ging.

Don Gian aber machte rasch seine Toilette, und nur wenig über die festgesetzte Frist stieg er die Treppe

hinab und betrat, ohne sich melden zu lassen, ohne auch nur anzuklopfen, im Piano nobile den Eckſalon, der unmittelbar unter ſeinem Wohnzimmer lag.

Dort fand er ſeine Großmutter vor, zuſammengeſunken in einem Seſſel, um Jahre gealtert, in den zitternden Händen einen Briefbogen.

„Sie iſt fort," ſagte ſie heiſer. „Neben ihrem Bett lag dieſer an mich adreſſierte Brief."

Don Gian nahm den dicken, mauvefarbenen, nach Veilchen duftenden Brief mit einem ſcharfen Atemzug entgegen und überflog ihn raſch.

„Liebſte Großmama," las er, „verzeihe mir, wenn ich mich mit dieſem kurzen Abſchiedswort ſo plötzlich entferne, wie ich gekommen bin. Mir iſt eben eingefallen, daß ich verſprochen habe, auf einem Wohltätigkeitsbaſar in Rom in einer Zigeunerbude als Wahrſagerin morgen abend Haufen Goldes zum Beſten der Soldaten zu verdienen. Ich hatte das total vergeſſen und will daher mit dem Frühzuge nach Rom zurückkehren. Weil ich Dich in aller Herrgottsfrühe nicht ſtören will, ſo nimm gütigſt dieſen kurzen Abſchiedsgruß mit dem Handkuß Deiner gehorſamen Enkelin Xenia."

Dann kam noch eine Nachſchrift.

„Loredana und Gian meinen herzlichſten Gruß. Ich bitte um Dein Beileid, daß ich Arme von früh bis abends fahren und dann ſchleunigſt zu dieſem ſchrecklichen Baſar muß. Aber Du wirſt ſagen: Warum iſt ſie auch ſo vergeßlich, dieſe unverbeſſerliche Xenia, es geſchieht ihr ſchon recht! — Addio!"

„Ob ſie uns wirklich für ſo dumm hält, dieſes Gewäſch zu glauben?" knirſchte Don Gian, indem er den Brief in die Taſche ſteckte.

„Und ſie hat ihren Koffer zurückgelaſſen. Nur die

kleine Handtasche hat sie mitgenommen," flüsterte die Marchesa.

„Hat sie?" fragte er, und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Ich danke dir, Großmama. Ich muß nun ohne Zaudern meine Meldung machen. Vorher aber will ich noch hören, wie und wann Xenia das Haus verlassen hat." —

Er fand den alten Agostino, den Portier, damit beschäftigt, in der großen Halle das schwere, eisenbeschlagene Portal zu öffnen, das auf den Kanal hinausging. Er war höchst erstaunt, daß sein Herr schon unten erschien.

„Die Gondel ist noch nicht da, Herr Marchese," brummte er, weil er nach alter Diener Art sich nicht gern aus dem Text bringen ließ. „Der Herr Marchese bestellten sie um —"

„Schon gut. Die Gondel braucht gar nicht zu kommen," unterbrach Don Gian ihn kurz. „Ich will nur wissen, um welche Zeit die Signora Principessa abgereist ist."

„Die Signora Principessa?" wiederholte Agostino erstaunt. „Abgereist? Wann sollte sie denn abgereist sein? Davon müßte ich doch etwas wissen!"

„Deshalb frage ich dich ja eben, alter Esel," rief Don Gian ungeduldig, aber trotz des Liebesnamens ohne Schärfe. „Sie ist heute früh abgereist ohne Gepäck — zum Frühzuge nach Rom."

„Eh?" machte Agostino verblüfft und lachte dann kurz auf. „Dann muß sie das Haus durchs Schlüsselloch verlassen haben, Don Giannino — wollte sagen, Herr Marchese."

„Unsinn!"

„Aber, Herr Marchese, ich sperre doch die Türen alle selbst ab und nehme die Schlüssel zu mir! Hier

sind sie. Ich habe dem Bäckerjungen die Tür nach der Calle aufgesperrt und eben hier die große Wasserpforte — die anderen Türen und Tore sind noch fest verschlossen."

„Hast du sie schon nachgesehen?"

„Nachgesehen — nein. Ist aber gleich geschehen."

Agostino humpelte seinem Herrn, in dem er immer noch den kleinen Don Giannino sah, voraus zu den übrigen Ausgängen des Palastes, die sämtlich noch fest verwahrt und innen mit mächtigen Riegeln verschlossen waren, so daß die Möglichkeit, Donna Xenia könne einen anderen Schlüssel benützt haben, einfach wegfiel.

„Falls du sie nicht hinausgelassen und hinter ihr wieder zugeriegelt hast," gab Don Gian nach einem Augenblick der Verblüffung einem plötzlichen Verdachte Worte.

„Ich?" fragte Agostino mit unnachahmlicher Verachtung. „Was hätte es mir geholfen, hinter der Signora Principessa zuzuriegeln? Wenn sie wieder hereingewollt hätte, mußte ich ihr ja doch wieder öffnen!"

„So meinte ich's nicht," rief Don Gian ungeduldig. „Aber es hätte ja auch wirklich gar keinen Sinn gehabt," setzte er hinzu.

„Also — mit allem Respekt vor dem, was der Herr Marchese sagen — ist die Frau Principessa nicht abgereist," tat Agostino den Fall ab. „Nicht, daß ich gegen ihre Abreise etwas einzuwenden hätte, Gott behüte —"

Gian wußte sehr genau, daß seine Schwägerin nicht beliebt war bei der Dienerschaft. „Also," unterbrach er den Portier, „muß sie ein anderer hinausgelassen haben, denn abgereist ist sie."

„Verzeihung, wenn ich mit allem Respekt dem Herrn Marchese widerspreche," behauptete Agostino hartnäckig.

„Aber nein — ich widerspreche nicht. Wenn der Herr Marchese sagen, die Frau Principessa ist abgereist, dann ist sie abgereist — und glückliche Fahrt, sage ich. Nur durch diese Türen ist sie nicht hinaus, denn dazu hätte jemand anders — ich möchte ihn sehen! — die Schlüssel gebraucht, und die liegen nachts unter meinem Kopfkissen, und meine Zimmertür ist abgesperrt. Ecco!"

„Ecco"! wiederholte Don Gian mechanisch. Er zweifelte nicht an dem alten Portier. Welchen Zweck hätte es auch haben sollen, zu leugnen? Welchen Zweck hätte es gehabt, Agostino die Schlüssel durch einen anderen wegnehmen zu lassen, sie ihm wieder zuzustellen und die Riegel wieder vorzuschieben, da ja Xenia ihre Abreise gar nicht verheimlicht hatte, nicht hatte verheimlichen wollen?

Die rasch zusammengetrommelte gesamte Dienerschaft des Hauses verneinte energisch und einstimmig, irgend etwas zu wissen — so blieb nur die Annahme übrig, daß ihr ein geheimer Ausgang aus dem Palaste bekannt gewesen und sie diesen benützt hatte.

Agostino bestritt heftig und nachdrücklich, daß es einen solchen Ausgang gäbe, und ließ die Bemerkung fallen, der Palast hätte wohl viele Schlupfwinkel, in denen ein Mensch sich verstecken könne, um abzuwarten, bis er unbeachtet das Haus auf einem der Landausgänge verlassen könne, aber einen ihm unbekannten Ausgang gäbe es nicht.

Don Gian befahl ihm, alle Ausgänge zunächst verschlossen zu halten, wenn schon er nicht an die Möglichkeit glaubte, daß Xenia noch im Hause war, aber es war von allem das einzige, an das man sich halten konnte.

Auch die Untersuchung wegen des gemischten Saftes lieferte nur ein negatives Resultat. Die alte Lucia, die

seit mehr als zwanzig Jahren das Amt einer Beschließerin im Palazzo Terraferma versah, hatte es sich nicht nehmen lassen, den Granatapfelsirup selbst in die Glaskaraffe zu füllen und mit einer Zitrone ihrem jungen Herrn in seinem Schlafzimmer zurechtzustellen; weder sie noch der Diener hatten die Zitrone wieder mitgenommen, und da der letztere auch schon jahrelang im Hause war, so konnte seine Aussage kaum angezweifelt werden.

Es blieb also nur die Annahme übrig, daß „jemand" das Zimmer betreten, das Chloral, oder was es sonst war, dem Saft beigemischt und die Zitrone entfernt hatte, um zu verhindern, daß diese statt des Saftes benützt wurde. Und derselbe „Jemand" war dann auf einem nur ihm bekannten Wege in die Wohnung eingedrungen, hatte das kostbare Dokument dem Schläfer geraubt, den Saft ausgegossen — vermutlich zum Fenster hinaus — und war dann gegangen, wie er gekommen, und hatte Mittel und Wege gefunden, das Haus zu verlassen.

Daß dieser „Jemand" ein und dieselbe Person, Donna Xenia, gewesen war, darüber konnte kein Zweifel mehr sein.

Der Italiener pflegt beim ersten Frühstück mit einer Tasse schwarzen Kaffees fürlieb zu nehmen, und nachdem Don Gian eine solche auf das dringende Zureden seiner Großmutter hinabgestürzt, machte er sich unverweilt an die schwere Arbeit — die schwerste seines Lebens — den Bericht über das Geschehene an seinen Chef in Rom, zunächst in Form eines Telegramms, zu verfassen, und das allerhärteste dabei war, daß er diese umfangreiche Depesche mit den Worten schließen mußte: „Ich habe meine Schwägerin, die Marchesa Donna Xenia Terraferma, in dem dringenden Ver-

dachte, den Raub ausgeführt zu haben. Sie ist gestern unerwartet in meinem Hause in Venedig eingetroffen und hat sich daraus auf eine noch unaufgeklärte Weise während der Nacht oder zu früher Morgenstunde entfernt unter der brieflich hinterlassenen Angabe, sie müsse wegen Teilnahme an einem Basar heute abend in Rom sein. Ich bitte ergebenst, diese Anklage, die mir sehr schwer gefallen ist, als eine ganz vertrauliche und vorläufig noch jeden Beweises ermangelnde zu betrachten."

Don Gian übersetzte das Telegramm sodann in Chiffreschrift und gab es selbst auf, wonach er in seinen Palast zurückkehrte, um dort weitere Befehle von Rom zu erwarten und eine vollständig vergebliche Untersuchung zur Erforschung eines notgedrungen vorhandenen geheimen Zugangs zu seinen Zimmern vorzunehmen.

Er ließ kein Möbel unabgerückt, keine Stelle der Wände unbeklopft und ununtersucht, aber das Ergebnis aller dieser Mühen war gleich Null, und mit schmerzendem Kopfe, noch von der Einwirkung des starken Schlaftrunkes, und mit weher Seele über das notwendige Ende seiner diplomatischen Laufbahn warf er sich endlich auf das Bett in einem Zustand physischer und moralischer Erschöpfung.

Kaum war er in einen unruhigen Schlaf verfallen, als ihn auch schon ein Telegramm seines Chefs nach Rom zurückrief mit der Weisung, sich sofort nach Ankunft zum Rapport zu melden.

Natürlich hatte er das vorausgesehen, und obwohl ihm noch reichlich Zeit blieb bis zum Abgang des nächsten Zuges, so machte er sich doch gleich reisefertig und suchte dann die alte Marchesa auf, mit der er sich darüber verständigte, daß kein Mittel unangewandt bleiben dürfe zur Rettung seiner Ehre. Die alte Dame wollte

es zwar durchaus nicht glauben, daß Donna Xenia die Tat vollbracht haben ſollte, und anfangs nichts davon hören, ſie in die Angelegenheit hineingezogen zu wiſſen, aber ſchließlich konnte ſie ſich der Einſicht nicht entziehen, daß ihres Enkels ganzes künftiges Leben auf dem Spiele ſtand, und fügte ſich in das Unabänderliche mit Trauer und Bitterkeit im Herzen.

Don Gian unterließ es nicht, ſich auch auf dem Bahnhof zu erkundigen, ob und wann Donna Xenia abgereiſt war. Der Schalterbeamte konnte ſich aber keiner Dame ihrer Beſchreibung erinnern, und der Mann an der Sperre, der zum Frühzuge den Dienſt gehabt, verneinte es mit Entſchiedenheit, die Signora Principeſſa geſehen oder zum Bahnſteig zugelaſſen zu haben, denn er wohnte ganz in der Nähe des Palazzo Terraferma und kannte deſſen Bewohner zu genau, um ſich getäuſcht haben zu können.

Gian wußte nicht, was er denken und glauben ſollte. Er hielt dieſe Ausſage für ſicher und zweifelte keinen Augenblick, daß ſie der Wahrheit entſprach, denn der Italiener hat ein geradezu erſtaunliches Phyſiognomiengedächtnis. Die Abreiſe mit dem Frühzuge war alſo in der Tat nur eine Finte geweſen, um auf eine falſche Fährte zu führen, löſte ſie doch auch die Rätſel, wie Donna Xenia aus dem Hauſe gekommen ſein ſollte, keineswegs.

(Fortſetzung folgt.)

Von der Verwertung des Wertlosen.

Von Max Nentwich.

Mit 9 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers.

(Nachdruck verboten.)

In einer modernen Großstadt wie Berlin vergeht heute wohl kaum ein Vormittag, ohne daß auf jedem einzelnen Hofe eine Frau oder ein Mann erscheint und mit lauter Stimme den stereotypen Ruf ertönen läßt: „Einkauf von Lumpen, Knochen, Papier, Flaschen, Scherben, altes Eisen — —!“ und es mag wohl schon manchem die Frage gekommen sein, was nur mit all dem alten Gerümpel angefangen werden mag.

Es sei daran erinnert, daß Knochen in die Knochenmühle wandern und zu Streudünger gemahlen werden; auch daß das Papier wieder in die Papierfabrik zurückgeht und nach verschiedenen chemischen Behandlungen wieder zu dem wird, was es gewesen; daß sogar schließlich die Stoffabfälle und Lumpen nach mehrfachen Sortierungen entweder wieder eingesponnen werden oder als sehr geschätzte Zutaten zur Papierfabrikation weitere Verwendung finden.

Was aber wird aus den Unmengen von Flaschen, Glasscherben und aus dem alten Eisen in all seinen recht unterschiedlichen Formen von Blechabfällen, Draht, alten Bettstellen, Konservenbüchsen, zerbrochenen Gußeisenstücken und so weiter?

Die Antwort auf diese Frage lautet: Es wird alles seiner ehemaligen Bestimmung wieder zugeführt.

Der Lumpensammler kündigt durch Ausruf auf den Höfen seine Anwesenheit an.

Allerdings auf Umwegen!

Der Einkäufer, der auf einem Handwagen all die gesammelten Reichtümer in wirrem Durcheinander auf-

speichert, kehrt gegen Mittag von seiner Forschungsreise zu seinem „Chef“ auf dem „Lumpenhof“ zurück, wo sein Reichtum, den er zu bestimmten Preissätzen zusammenkaufte, mit einigen Prozenten Zuschlag übernommen wird.

Es ist kaum zu glauben, wie reichhaltig dieses

Ein kleiner Neuköllner Lumpenhof, wo die erste Sortierung des Einkaufs nach Papier, Glas, Alteisen, Lumpen usw. stattfindet.

Sammelsurium bisweilen ausfällt; hier ist alles zu finden, vom „ausgedienten“ Maskenkostüm und den „Scherben des Glückes von Edenhall“ bis zur ausgebrannten Osrambirne, dem abgeschabten Goldkäferschuhchen bis zum zerbrochenen Nähmaschinengestell, der verbogenen Briefwage bis zu einer ganzen Kollektion leerer Rheinweinflaschen, dem letzten Überbleibsel

eines vergnügten Junggesellenabends — welch eine Perspektive für einen Philosophen!

Hier auf dem Kramhofe gibt man sich aber keinen weitschweifenden Gedanken hin; hier herrscht praktische Nüchternheit. Schon bei der Abnahme beginnt ein Sortieren im allgemeinen, und die kleinen Remisen für Papier, Lumpen, Leder, Glas und Metalle beginnen sich langsam zu füllen. Von hier aus gehen die gesammelten Massen erst in die Spezialgroßhandlungen.

Frauen beim Sortieren der Metalle auf dem Hofe eines größeren Etablissements.

Es gibt Etablissements, große sechsstöckige Fabrikgebäude, wo nur Lumpen sortiert werden.

Einen sogenannten Alteisenhof mag auch wohl schon ein jeder gesehen haben, aber von der Existenz eigener Flaschen- und Glashöfe dürfte kaum etwas bekannt sein.

Die weitere Verwendung der Metalle ist ja auch sehr einfach. Nach Sortieren in Eisen, Kupfer, Messing und so weiter geht jedes einzelne Metall nach Ansammlung genügender Quantitäten in die Hütte zurück.

Entemaillierungsmaschine, die durch Verbeulen und Zerknittern die Emaille vom Eisen entfernt.

Während das kostbare Platin mancher Glühlampen erst nach Jahren sich zu einer mit der Goldwage kaum abwägbaren Menge zusammengefunden, steigert sich für Eisenabfälle der Betrieb derartig ins Große, daß in der Nähe des Schlesischen Bahnhofs in Berlin ausgedehnte Lagerhöfe die Massen kaum fassen können, die sich Tag für Tag ansammeln. Hier gibt es nur noch ganze Wagen- und Waggonladungen, die ihre beschleunigte Reise zur Eisenhütte antreten.

Schwierigkeiten hatten bisher nur die Emaillewaren

gemacht, die eben ihres Emailleüberzuges wegen nicht wieder verwendbar waren, bis man in neuerer Zeit eine Maschine konstruierte, die wie ein großer Nußknacker durch Zerknittern und Verbeulen die spröde Emaille zum Abspringen bringt. Das übrigbleibende, stark deformierte Metall geht als Alteisen zurück in den Schmelzofen.

Nicht ganz so einfach ist die weitere Verwendung von Glas, dessen Rohwert sehr verschieden ist. Schon auf dem kleinen Lumpenhofe werden die unbeschädigten Flaschen herausgesucht, wobei durch Anriechen fest-

Großbetrieb einer Eisenabfallhandlung.

gestellt wird, ob sie etwa jemals Öle enthalten haben. Derartige Flaschen nämlich kommen in die Scherben, weil eine Reinigung zu abermaliger Brauchbarkeit nicht möglich ist. Die anderen Flaschen werden nach Form,

Farbe und landläufiger Verwendung sortiert in Rheinwein-, Rotwein-, Ungarwein- und Champagnerflaschen, Boxbeutel, die bekannten Glucker-, Kümmel- und Mineralwasserflaschen und so weiter; auch Weißbier-

Sortieren der Flaschen auf dem Glashof nach Form und Farbe.

flaschen aus Steingut und große Destillations- und Apothekerkrüge sind vorhanden. Einen stark begehrten Spezialartikel bilden gewöhnliche Bierflaschen, die trotz des Pfandes, das darauf gezahlt werden muß, immer noch in vielen Exemplaren ins „alte Eisen" kommen.

Bei manchen anderen Spezialflaschen, besonders für kosmetische und pharmazeutische Präparate, hat sich die Spekulation, sie zu Hunderten aufzusammeln und der betreffenden Fabrik wieder zur Verfügung zu stellen, als verfehlt erwiesen, da grundsätzlich nur neue Fabri-

kate verwendet werden. Nun wandern sie einfach in die Scherben. Die anderen Flaschen aber werden alle wieder in den Handel gebracht. Man mag es vielleicht seltsam finden, eine Flasche, die sich monatelang auf dem Lumpenhof herumgetrieben, nun wieder für Getränke im Gebrauch zu finden; die Reinigung mit Soda

Scherbenwäsche auf dem „Glasbrockenhof" zur Ermöglichung des Sortierens nach den Farben des Glases.

und Chlorkalk, gegebenenfalls mit Salzsäure, ist jedoch so gründlich, daß Bedenken nicht mehr am Platze sind.

Glaswaren, wie Lampen und anderes Haus- und Küchengerät, werden durch Reinigung, Aufputzen und so weiter wieder brauchbar gemacht und in irgend einer

Brockensammlung „wie neu“ verhandelt. So manchem Prunkglas wurde oben der angeknickste Rand abge-

Ein ganzer Berg von Fensterglasscherben.

schliffen und dem Tintenfaß der blessierte Deckel wieder aufgeklebt. Im Brockenladen, dem Dorado der Künstler- und sonstigen Bohemewelt, findet sich das friedlich wieder zusammen.

Alles andere Glasmaterial aber, das wirklich nicht mehr weiter verwendbar ist, gelangt als Scherben auf den „Glasbrockenhof“, von dessen Existenz wohl kaum je etwas erwähnt worden ist, deren es aber allein am Schlesischen Bahnhof eine ganze Anzahl gibt. Es sind

Verladung von Scherben zum Versand nach der Glashütte.

zum Teil recht umfangreiche Sammelstellen, da sich auch hier wieder nur der Großbetrieb rentiert.

In einem Eisenbecken wird zunächst die Scherbenwäsche vorgenommen; denn die Farbe des Glases ist für seinen Wert von ausschlaggebender Bedeutung, und diese wäre sonst wohl nur nach intensivem Regen zu erkennen.

Aus dem Waschsieb erfolgt sogleich das Sortieren in einzelne Körbe, die dann den betreffenden Sammel-

stellen zugeführt werden. Fensterglas ist ein Material für sich. In seiner stolzen Höhe von etwa zwei Metern nimmt sich ein Berg aus Fensterglasscherben wie ein Märchen aus. Außerdem war die Behauptung des dort beschäftigten Arbeiters durchaus glaubwürdig, daß dieser Scherbenhof ein ratsamer Aufenthalt für jemand ist, der gern einmal alles kurz und klein schlagen möchte — ohne großen Schaden anzustiften.

Die weitere Glasauslese geschieht nach den Farben Blau, Grün, Rot, Gelb und Weiß. In abgeteilten Boxen sammeln sich die Scherben einer bestimmten Farbe, bis die Masse es lohnt, mit der Bahn zur Hütte zurückbefördert zu werden.

Dort vollzieht sich dann der Rest des großen Kreislaufes, der die zerschlagene Fensterscheibe auf dem Umwege über Lumpenhändler, Lumpenhof und Glasbrockenhof wieder als brauchbare Neuarbeit zum Glaser und in den Fensterrahmen führt.

Die Sommerkellnerin.

Novelle von A. Noël.

(Nachdruck verboten.)

„Eine hübsche Kellnerin muß her!“ sagte Fräulein Mally Kastner, die gegenwärtige Regentin im Alpenhotel Waldhof ob Sankt Barbara, als Ergebnis langen Nachdenkens zu dem neben ihr auf der Hausbank sitzenden Bruder, der sich mit ihr in die Regierung teilte.

Es war Mitte Juni, aber hier oben sah es noch ganz frühlingsmäßig aus, denn der Waldhof liegt hoch.

Von ihrer Bank aus hatten sie einen reizenden Blick auf den tief unter ihnen liegenden Talkessel, aus dem die braunen und roten Hausdächer und der schlanke grüne Kirchturm von Sankt Barbara heraufgrüßten.

Abendsonnenschein — rosige Wolken. Aber im Herzen der jungen Leute war nichts Rosiges. Sie fühlten sich auf einem verlorenen Posten. Unten im Ort rückten nach und nach die Sommerfrischler ein, wenigstens war ein großer Teil der Wohnungen schon vergeben, und man erwartete eine gute Saison. Hier oben aber herrschte noch völlige Leere, und es stand sehr zu befürchten, daß das so bleiben würde, denn die beiden letzten Besitzer des Waldhofs waren zugrunde gegangen.

Der Besuch der Alm auf dem Berge, dessen waldiger Abhang sich hinter dem Waldhof erhob, war jahrelang

verboten gewesen. Es ging also niemand auf die „Verbotene Alm“, darum kamen aber auch keine Touristen vorbei. Und eigens heraufzukommen, bloß um hier oben Kaffee zu trinken, war der Weg den Leuten zu anstrengend, denn er war ziemlich weit, recht steil und auch sonnig.

Die Sommerfrischler in Sankt Barbara suchten daher lieber bequemere „Jausenstationen“ auf, deren es ringsherum genug gab. Namentlich die Restauration zum Grünen Weiher zog alle Welt an, da die Gäste dort das Vergnügen genossen, gondeln zu können.

Zudem war die Bedienung im Waldhof zuletzt schlecht gewesen. Dadurch war er völlig in Verruf gekommen.

Ebenfalls zugrunde zu gehen, brauchten die Kastners nun freilich nicht zu befürchten. Ihr Vater besaß ein großes und sehr gutgehendes Hotel in Wien und hatte dieses kleine Alpenhotel hier nur an sich gebracht, weil der letzte Besitzer ihm Geld schuldete. Es sollte eine Art Sommerheim für seine Kinder vorstellen.

„Das hätten wir billiger haben können,“ meinte Fräulein Mally. „Der Vater hat wirklich manchmal sonderbare Ideen. Zur Sommerfrische sollen wir uns hier plagen!“

„Mopsen!“ verbesserte der Bruder. „Wo soll denn die Plage herkommen, wenn sich kein Mensch blicken läßt? Das gescheiteste wär', der Vater verkaufte den ganzen Krempel wieder.“

„Erst müssen wir das Unternehmen wieder in Gang bringen,“ erklärte Fräulein Mally eifrig, „sonst nimmt es uns niemand ab. Der Vater hat doch alles so hübsch herrichten lassen!“

In der Tat prangten das kleine Hotel und die daneben liegende „Pension“ ganz schmuck in frischem

lichten Anstrich, von dem sich die braunen, mit roten Blumen besetzten Balkone und die grünen Fensterladen, auf denen Alpenblumen gemalt waren, gefällig abhoben. Auch der Zaun um den Gasthausgarten war frisch weiß gestrichen und ebenso Tische und Sessel.

„Wir müssen den Waldhof erst etwas in die Höhe bringen," beharrte Fräulein Mally. „Die Leute müssen sich wieder daran gewöhnen, heraufzukommen. Die Alm ist ja heuer auch nicht mehr verboten. Also wird sie von Touristen besucht werden, die dann an unserem Waldhof vorbei müssen."

„Ja, vorbei werden sie schon gehen — das stimmt!" bekräftigte der Bruder ironisch.

Und da tat Mally den Ausspruch zum zweiten Male, eine hübsche Kellnerin müsse her.

Der Bruder verstand den Zusammenhang nicht sofort. „Was soll denn die helfen, wenn niemand zu bedienen ist?"

„Bist du wirklich so vernagelt, Franzl?" erkundigte sich Mally spöttisch. „Sie soll halt die Gäste herschaffen."

„Also eine Art Lockvogel! Sollen wir uns Animiermädl anstellen wie in einem Nachtcafé?"

Mally lachte laut auf. „Ja, just das brauchen wir: ein Animiermädl! Einen Lockvogel meinetwegen! Was liegt daran? Du bist von jeher so langweilig und steif gewesen — und gar, seit du aus England zurückgekommen bist! — Eine Kellnerin müssen wir auf alle Fälle haben. Warum soll sie nicht nett sein?"

„Hast du denn eine Ahnung, was für ein Flitscherl du da erwischen kannst?"

„Ich werd' sie mir schon gut aussuchen."

„Schön 'reinfallen wirst du!"

Aber Mally Kastner war nicht diejenige, die sich durch Widerspruch von etwas abbringen ließ. Sie setzte eine

Anzeige auf und schickte sie nach Wien an ihren Vater, damit er sie in das Neue Wiener Tagblatt einrücken lasse: „Für ein Alpenrestaurant wird über die Saison eine Kellnerin gesucht, die gut servieren kann. Hauptbedingung: Hübsch und anständig. Anträge mit Bild unter ‚Sommerkellnerin' an die Expedition."

Einem plötzlichen Einfall nachgebend, schickte sie dieselbe Anzeige auch an das Innsbrucker Tagblatt.

Wenige Tage später brachte der Postbote ein großes Paket aus Wien. „Da hast Du die Antworten auf Dein Inserat," schrieb der Vater hinzu. „Jetzt such Dir aus dem Haufen eine aus! Wünsche guten Appetit dazu!"

Mally schlug zuerst die Hände über dem Kopf zusammen, dann aber machte sie sich rasch entschlossen an die Sichtung des Einlaufs.

Von einer Sommerkellnerin konnte man keine große Bildung verlangen, aber manche von den Begleitbriefen lasen sich wie Humoresken, so überwältigend komisch waren Stil und Orthographie.

Das kümmerte Mally aber wenig, für sie waren die Bilder das wichtigste.

Doch gerade die enttäuschten sie am meisten. Gar manche der Einsenderinnen mochte gar nicht übel sein, aber für Mally waren sie sämtlich nicht hübsch genug. Zwei oder drei annehmbare Photographien legte sie zur engeren Wahl beiseite.

Am anderen Morgen traf noch ein Paket ein, diesmal aus Innsbruck.

Dort waren die Briefe zwar nicht gleich scheffelweise angelangt, allein die guten Innsbruckerinnen schienen von ihrer Schönheit noch vorteilhaftere Begriffe zu haben als die Wiener Kellnerinnen.

Plötzlich aber stieß Mally auf ein Bild, das einen wirklich reizenden Mädchenkopf darstellte. Und auch

der Begleitbrief unterschied sich vorteilhaft von den meisten anderen.

„Euer Wohlgeboren," lautete das Schreiben, „mit höflicher Bezugnahme auf Ihr Inserat im Innsbrucker Tagblatt erlaube ich mir, um die ausgeschriebene Stellung zu bitten. Es ist vielleicht anmaßend, daß ich mich melde, aber die Mutter sagt, ich solle nur schreiben.

Die zweite Bedingung ‚anständig' darf ich mir schmeicheln, zu erfüllen. Ich versteh' mich auch aufs Servieren, war aber noch nicht in Stellung. Mein Vater war nämlich selber Wirt, das Geschäft ist aber nicht mehr gut gegangen, und vor einiger Zeit ist leider der Vater gestorben. Die Mutter konnte die Restauration nicht weiterführen, und da uns kein Vermögen geblieben ist, muß ich mich nach etwas umsehen. Wenn ich die Stelle bekomme, werde ich mich sehr bemühen, Euer Wohlgeboren zufriedenzustellen.

Um Angabe der Bedingungen bittend und in Erwartung einer geneigten Berücksichtigung zeichne ich

hochachtungsvoll

Blandine Thurgauer."

Fräulein Mally hatte den Eindruck: „Die paßt in jeder Beziehung!"

Gleich setzte sie sich hin und schrieb ein nettes, kurzes Briefchen. Sie hatte es bei sich ausgemacht, daß sie Gehalt nicht geben wolle, da gewöhnlich die Trinkgelder ausreichend waren. Daß sie es auch in diesem Falle sein würden, war ja zweifelhaft, doch es war Sache des Mädchens, ob sie darauf eingehen wollte.

Und sie nahm wirklich an. Am Samstag, dem Vorabend des 1. Juli, wollte sie eintreffen.

Triumphierend zeigte Mally dem zweifelsüchtigen Bruder das hübsche Bild der engagierten Kellnerin.

Franz zuckte die Achseln. „Wer weiß, wie sie in

Wirklichkeit ausschaut. Bilder sind trügerisch. Und gar so anständig wird sie auch nicht sein, denn ein besseres Mädchen geht nicht als Kellnerin."

„Als Wirtstochter liegt ihr das nahe," verteidigte sich Mally. „Ihr Brief wie ihr Bild machen mir den Eindruck, daß es sich um ein nettes, anständiges Bürgermädchen handelt, gerade wie ich es mir gewünscht hab'. Notwendig wär' eine Anziehungskraft schon sehr."

In der Tat verirrte sich noch immer kein Jausengast herauf. Die Touristen besuchten die „Verbotene Alm", die ihren Namen beibehielt, bis jetzt noch spärlich, und die wenigen, die auf dem An- oder Abstieg vorbeikamen, machten es, wie Franz geweissagt hatte: sie gingen vorüber.

Auch die Pension blieb noch leer. Und doch rückte der Vater schon seit Wochen Empfehlungen in die Wiener Blätter ein, aber bis jetzt hatte er nur die Zusage von vier Personen erzielen können: ein Oberst und drei alte Damen waren ihnen angesagt.

Der Oberst langte denn auch wirklich einige Tage vor dem 1. Juli an, die drei Damen sollten am selben Tage ankommen wie die Kellnerin.

Da Mally an diesem Abend verschiedenes von der Bahn holen lassen mußte, schickte sie den Hausknecht mit dem Wägelchen hinunter und gab ihm den Auftrag, zugleich auch die neue Kellnerin und ihr Gepäck heraufzubefördern.

Der junge Gebieter des Hauses stand um die Zeit, als der Wagen zurückerwartet wurde, keineswegs zu dem Zwecke draußen, um die neue Kellnerin zu empfangen, ja, die Tatsache ihres Eintreffens war ihm sogar für den Augenblick gänzlich entfallen. Als demnach der Kopf des alten braven Schimmels an der Einmündung der Straße auftauchte und allmählich das ganze Ge-

fährt nachfolgte, ſtarrte Franz die ſchlanke junge Dame in Schwarz, die neben dem Kutſcher und Hausknecht, dem roten Sepp, ſaß, ganz erſtaunt an. Er glaubte, es ſei noch ein neuer von ſeinem Vater ergatterter Sommergaſt.

Eben trat auch Mally vor die Haustüre. „Ach Gott,“ dachte ſie beinahe erſchrocken, als ſie das junge Geſchöpf erblickte, deſſen Kopf ein großer durchſichtiger Hut wie ein ſchwarzer Heiligenſchein umgab, „die iſt ja viel, viel zu fein!“

Wie ein vornehmes Fräulein ſah die aus.

Doch als der Wagen jetzt hielt, ſprang das junge Mädchen behend ab und machte nicht nur vor Fräulein Mally, in der ſie ſofort die Herrin erriet, einen tiefen Knicks, ſondern wollte ihr ſogar die Hand küſſen.

„Küß' die Hand, gnä' Frau,“ grüßte das junge Mädchen. „Ich ſoll unbekannterweiſe eine Empfehlung von meiner Mutter ausrichten.“

Welches andere als ein beſſeres Mädchen, anſtändiger Leute Kind, würde ſich wohl mit ſolchen Worten einführen?

Und dabei war dieſe Blandine Thurgauer noch ungleich ſchöner als ihr Bild, denn dieſes hatte doch nicht den blendenden Teint mit dem zarten, wie hingehauchten Wangenrot und die köſtliche Haarfarbe, ein ſattes Rotbraun, wiedergeben können.

Mally begrüßte das junge Mädchen recht freundlich und weihte ſie gleich in alles Nötige ein. „Aber, nicht wahr,“ fügte ſie hinzu, „Sie ſehen ein, mit der Trauerkleidung geht das hier nicht? Sie haben ſich doch Dirndlkleider mitgebracht?“

„Gewiß! Von morgen an zieh' ich ſie an!“ verſprach die Neue.

„Und noch eines,“ ſagte Mally. „Blandine iſt ja

ein sehr schöner Name, aber für eine Kellnerin paßt er nicht. Ihre Frau Mutter hat wohl in ihrer Jugend gern Romane gelesen?“

„Das kann schon sein,“ gestand das junge Mädchen, „aber mein Name stammt aus keinem Roman. Den hab' ich von meiner Patin. In Tirol gibt's gar kuriose Taufnamen. Mein Vater hat Ingenuin geheißen, und meine Mutter heißt Hirlanda. Fräulein können mich aber rufen, wie Sie wollen,“ setzte sie hinzu.

„Wie wär's mit Gretl?“ schlug Mally vor. „Es ist halt wie eine Rolle, die Sie da bei uns spielen.“

Das junge Mädchen stimmte heiter zu. „Gut, also Gretl! Ich hoff' nur, ich werd' bald auf den Namen hören!“

Mally rief ein vorübergehendes Spülmädchen an und hieß sie, der Neuen das Giebelzimmerchen zeigen, das sie ihr bestimmt hatte.

Sie selbst wurde gleich anderweitig in Anspruch genommen, denn eben langte ein Landauer an, in dem noch drei schwarze Gestalten mit großen schwarzen Hüten saßen, aber unter diesen dunklen Dächern blickte etwas ganz anderes hervor als unter dem durchsichtigen Dach vorhin.

Wie drei schwarze Pilze sahen die drei Damen aus, die der Landauer da nebst einer gehörigen Fracht Gepäck vor dem Waldhof ablud.

Es waren drei Hofratstöchter, und sie kamen Mally unendlich komisch vor, so daß sie mit Mühe ihren Ernst bewahrte.

Franz hingegen empfing sie mit seiner gewöhnlichen Grandezza. Er führte die drei hinüber in das Nebengebäude, das durch eine Tafel als „Pension“ gekennzeichnet war, wo man ihnen das beste Zimmer vorbereitet hatte. Sie erklärten sich aber erst damit zu-

frieden, als sie auch in alle anderen Räume geguckt und sich davon überzeugt hatten, daß es wirklich das beste war.

Die schienen ja noch anspruchsvoller als der Oberst, der ihnen in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit hier oben schon die Hölle gehörig heiß gemacht hatte.

Vier Gäste bloß und noch dazu solche!

Was Blandine Thurgauer oder besser die Gretl wohl dazu sagen würde, wenn sie entdeckte, daß das nette Quartett derzeit die einzigen Trinkgeldspender waren, fragte sich Mally heimlich.

* * *

Als Franz Kastner am nächsten Morgen in seiner geraden, stolzen Haltung, mit seiner hohen, breitschultrigen und stattlichen Gestalt und dem gutgezeichneten, geradlinigen Gesicht eigentlich allem anderen eher ähnlich als einem Gastwirt, aus dem Oberstock in den Flur hinabkam, trat ihm etwas Buntes in den Weg.

Die schlanke Mädchenfigur in dem dunklen, rosageblümten Dirndlgewand mit der grasgrünen Schürze war grundverschieden von der städtischen schwarzen Gestalt unter dem modischen großen Hut von gestern.

Er erkannte sie denn auch kaum.

„Guten Morgen!“ grüßte Gretl freundlich, ihre braunen Augen mit einem zutraulichen Kinderblick zu dem großen jungen Manne erhebend.

Der aber furchte die Brauen, erwiderte den Morgengruß knapp und fragte dann gleich schroff: „Was ist denn das für eine Maskerade?“

„Die gnä' Fräul'n hat Dirndlkostüm gewünscht,“ antwortete Gretl, offenbar ganz bestürzt.

„Jawohl!“ rief Mally, eilig herbeikommend und

Franz einen abmahnenden Blick zuwerfend. „Auf meinen Wunsch hin tritt die Gretl hier so auf. Das ist ja am Land allgemein üblich, daß die Kellnerinnen Dirndlg'wand tragen."

„Ja, aber nicht so!" brummte Franz sich abwendend. „Das ist ja das reinste Theater!"

Mally blickte die Gretl nun aufmerksamer an. Er hatte eigentlich recht. Die Gretl sah wirklich aus, als ob sie eine Bauernrolle spielen wolle. Das lag an ihrer ganzen Erscheinung, die viel zu fein für die Dirndltracht war. Aber gerade darum sah sie so wunderhübsch aus.

„Mir scheint, es ist dem Herrn Kastner nicht recht," sagte das junge Mädchen betrübt.

„Der hat halt alleweil was!" beruhigte Mally sie vertraulich. „Lassen Sie den nur. — Jetzt werden Sie die Herrschaften drüben von der Pension bedienen, Gretl. Der Oberst wird gleich herunterkommen. Unterdessen will ich Ihnen noch alles zeigen und sagen. Beim Bedienen hilft Ihnen, wenn nötig, die Resi, aber einkassieren tun nur Sie."

Sie warf unwillkürlich einen Blick auf die nette Ledertasche, die die Neue umgehängt hatte.

Ob da auch jemals etwas hineinkommen würde?

Während Mally die neue Kellnerin noch in ihre Obliegenheiten und in das System für die Aufschreibungen und die Abrechnung einweihte, das sie anwenden wollte, kam wirklich der Oberst herunter und setzte sich an einen Tisch an der Hauswand der Pension, um da auf sein Frühstück zu warten.

Mally sah vom Küchenfenster aus zu, wie Gretl es ihm auf einer Tablette brachte, und sie merkte wohl, wie der alte Eisenfresser, der auf die Resi gefaßt war, beim Anblick der neuen Erscheinung die Augen aufriß.

Bisher hatte er noch bei jeder Mahlzeit gebrummt, heute aber kam kein Ton aus seiner Kehle.

„Dem muß es nur grad die Red' verschlagen haben," mutmaßte die Resi.

Als Gretl nachher das Geschirr wieder abtrug, sprach er doch mit ihr.

„Hat er g'schimpft?" fragte die Resi die Neue interessiert. „Mir kommt er gleich grob mit 'm Pulver erfinden. Z'weswegen soll denn grad i 's Pulver erfinden?"

„Er hat nur gefragt, wo ich her bin," gab Gretl Auskunft.

„Aha!" dachte Mally befriedigt.

Sogar der Oberst hatte also nicht geschimpft, sondern heute seinen Kaffee anstandslos getrunken.

Sie war aber nicht nur hübsch, die Gretl, sie war auch geschickt, das sah man gleich. Und ein kindlich lauteres Wesen hatte sie obendrein.

Nur schade! Was nützte das alles, wenn doch niemand sie sah?

Und wie diensteifrig und gutwillig sie war, das zeigte sich, als sie die drei schwarzen Damen beim Frühstück bediente. Sie hatten so viele Wünsche, Vorschriften und Weisungen zu geben, daß einem förmlich schwindeln konnte; aber Gretls Geduld schien wenigstens an diesem ersten Tag unerschöpflich zu sein.

Sie war ja auch noch so jung, so neu im Beruf. Sie spielte eigentlich mehr Kellnerin, als daß sie es war. Und die Nörgeleien der drei Fräulein v. Gloch gehörten nach ihrer Meinung wahrscheinlich auch zum Spiel und kamen ihr daher vorläufig noch gar nicht als solche zum Bewußtsein.

„Der Vater hat uns rein die ärgsten Quälgeister von ganz Wien aufgegabelt," dachte Mally bei sich. Na ja,

sie fühlten sich, weil sie sahen, daß sie Alleinherrscherinnen waren. „Wären mehr Menschen da," dachte Mally, „so würden sie nicht so auftreten."

Aber es war eben niemand da, und es würde wohl auch niemand mehr kommen.

* * *

Von Sankt Barbara herauf läuteten die Kirchenglocken, und Gretl trat eben vor das Haus, um wenigstens den andächtigen Klang deutlicher zu vernehmen, da an einen Kirchgang für sie doch nicht zu denken war, als ein grauer Schirm über der Wegmündung erschien, dem allmählich eine hohe, starkgebaute Gestalt folgte. Schließlich stand ein nicht mehr junger, aber noch stattlicher, blondgrauer Herr da, und neben ihm tauchte ein zweiter von kleinerer Figur auf, ebenfalls mittelalterlich, aber mit verwegen aufgezwirbeltem Schnurrbart, militärisch straffer Haltung und gelben Glacéhandschuhen.

Da standen sie, blickten zu der lustig flatternden rotweißen Fahne auf dem Giebel des Hauses auf und sahen sich suchend um.

In diesem Augenblick aber sagte der Kleine schon halblaut: „Da ist sie ja!"

Franz, der mit dem Oberst unter den Fenstern der Pension saß und sich bemühte, ihm die Zeit zu vertreiben, hörte es ganz deutlich.

Da waren also wirklich zwei Herren, die einkehren zu wollen schienen und anscheinend die Kellnerin suchten.

Mally befand sich eben in einem an den Gasthausgarten grenzenden Zimmer mit einem großen Bogenfenster, durch das sie eine Minute später die beiden Herren an einem der schattigsten Tische unter dem

größten Ahorn Platz nehmen sah, während Gretl ihnen die Honneurs machte und geschäftseifrig nach ihren Wünschen fragte.

„Was kann man denn haben?“ fragte einer der Herren.

Die Gretl schnatterte gleich los, als ob sie ihr Leben lang nichts anderes getan habe: „Eier, Schinken, Aufschnitt, Käse und Butter, auch Hirn mit Ei —“

Die Herren bestellten Eier und Schinken und fragten dann nach den Getränken.

Gretl riet ihnen zu Flaschenbier, denn es sei noch nicht frisch angestochen.

„Scheint ja ziemlich einsam hier oben,“ sagte der Große.

„Bloß am Vormittag,“ versicherte Gretl. „Am Nachmittag kommen schon Leute genug.“

„Woher wissen Sie denn das?“ forschte der Graublonde kühl. „Sie sind ja selber erst seit gestern abend hier.“

Mally spitzte die Ohren.

„Ja,“ meldete sich der andere, „wir kommen eigens wegen Ihnen herauf. Wir sahen Sie nämlich gestern abend durch den Ort fahren, und jemand sagte uns, Sie müßten die neue Kellnerin vom Waldhof sein. Da wollten wir uns doch den Waldhof anschauen, der sich eine solche Kellnerin leisten kann.“

Mally stand ganz starr. So rasch hatte die Gretl gewirkt? Nur durch den Ort hatte sie zu fahren brauchen, und schon zog es die Mannsbilder ihr nach? Sogar solche Grauschimmel?

Na, Alter schützte bekanntlich nicht vor Torheit.

Gretl bediente die beiden Herren mit dem ganzen frischen Eifer des Neulings. Es schien ihr Spaß zu machen. Auf Wunsch der beiden Herren setzte sie sich

ſchließlich ſogar zu ihnen, und die beiden Mittelalterlichen, die die Beobachterin da drinnen nicht ahnten, machten ihr um die Wette den Hof.

So etwas Nettes, Reizendes und Liebliches hatten ſie überhaupt noch nicht geſehen.

Vorſichtig hinauslugend, erſpähte Mally ſogar, daß der kleinere Herr Gretls Hand gefaßt hatte und ſie feſthielt. Es war keine derbe Kellnerinnenhand, ſondern eine ſchmale, hübſche Mädchenhand, nur ein bißchen rötlich angehaucht, wie das bei ſehr jungen Mädchen leicht vorkommt.

Die Herren forſchten das junge Mädchen auch nach ihrer Herkunft aus, und Gretl gab artige, aber doch zurückhaltende Antworten. Sie benahm ſich ganz richtig, wie Mally fand. Gerade ſo war ſie, wie ſie es gewünſcht hatte: ein nettes Mädchen, ſehr freundlich und liebenswürdig, aber mit dem Nimbus der bürgerlichen Wohlanſtändigkeit um ſich, ſo daß ſich nicht leicht jemand etwas Ungehöriges gegen ſie herausnehmen würde.

Es war doch eine glänzende Idee, die ſie da gehabt hatte!

Die beiden Herren blieben ziemlich lange ſitzen. Es war ſchon gegen Mittag, als ſie zahlten, wobei Mally wiederum die ungeſehene Zuſchauerin machte.

Alſo trat Gretls Ledertaſche ſchon heute in Aktion!

Ganz geſchäftsmäßig nahm die Gretl ihren Zettelblock und notierte mit wichtiger Miene die gar nicht ſo unbedeutende Zeche der beiden.

Als der Graublonde ein größeres Geldſtück auf den Tiſch legte, glaubte Mally ſchon, Gretl würde mit dem Herausgeben in Verlegenheit geraten, aber ſie ſchien für Kleingeld vorgeſorgt zu haben und zählte dem Herrn ſofort auf den Tiſch, was er herausbekam.

Mally sah, wie er ihr ein Zwanzighellerstück zuschob. Gretl zuckte unmerklich zurück, und ihre Wange färbte sich etwas dunkler. Aber das Trinkgeld gehörte doch auch dazu, und so griff sie in der nächsten Sekunde entschlossen zu und bedankte sich obendrein noch sehr artig.

Dann langte sie nach den Empfehlungskarten, die auf dem Fensterbord lagen, bot den Herren einige davon an und bat sie, sie möchten diese Karten ihren Bekannten unten geben und ihnen den Waldhof empfehlen. Auch sollten sie sie bald wieder mit ihrem Besuche beehren.

Sie sprach so wohlgesetzt, als wäre es eine eingelernte Rede, und ganz ohne den Kehlton, der das Tirolerische sonst nicht gerade zum Ohrenschmaus macht. Nur ein leiser Anflug vom Tiroler „K" war vorhanden; doch der schadete bei ihr gar nichts.

„Gewiß kommen wir bald wieder!" versprach der Graublonde. „Und wir werden den Waldhof unten in Sankt Barbara so anpreisen, daß eine ganze Völkerwanderung anheben wird."

„Wir werden sagen, es ist hier oben eine besondere Sehenswürdigkeit!" setzte der Kleine hinzu. „Eine Se—hens—wür—dig—keit!" betonte er mit feurigem Blick.

Die Gretl lachte heiter auf. Sie begleitete die Herren noch plaudernd bis an die Wegeinmündung, wo sie sich von ihr verabschiedeten.

Als Gretl sich dann aber umdrehte, begegnete sie einem finsteren Blick aus den Augen des jungen Herrn, der die Szene beobachtet hatte.

In dem Brief, den sie am Nachmittag ihrer Mutter schrieb, stand zu lesen: „Das Fräulein ist sehr lieb zu mir, aber der Herr Franz, der junge Herr, der ist streng und unfreundlich."

„Na, siehst du!“ wandte sich Mally triumphierend an ihren Bruder. „Die zwei sind schon ihretwegen heraufgekommen.“

„Das Mädl kokettiert aber auch wie nicht gescheit,“ brummte Franz. „Sie wird ihnen eben schon gestern Blicke zugeworfen haben. Meiner Seel, mir ist schon lieber, es kommt keiner, als so!“

„Mir nicht!“ widersprach Mally entschieden.

Übrigens war sie darauf gefaßt, daß dies für heute die einzigen Gäste bleiben würden, denn so schnell wirkte die Empfehlung doch nicht.

Aber gegen Mittag kamen drei Touristen von der „Verbotenen Alm“ herunter und somit dicht an dem Zaun vorbei, hinter dem die hübsch lackierten blauweißen Tische unter den schattigen Bäumen so freundlich winkten.

Diesen Wink beachteten indessen die drei erhitzten und verschwitzten Jünglinge mit den großen Rucksäcken auf den Rücken gar nicht. Sichtlich strebten sie in Eile nach Sankt Barbara hinunter, um dort das Mittagessen einzunehmen.

Aber als der letzte der drei am Waldhof vorüberging, wo auf der Hausbank gerade die Gretl der stattlichen Mally etwas erzählte, stockte sein Fuß.

Er rief hinter den anderen beiden her, und als sie stehen blieben, sprach er leise mit ihnen. Sie schienen nur unwillig ihm nachzugeben. Dann aber warf der zweite einen Blick zurück auf das nette Dirndl, sagte nun seinerseits zum dritten was, und schließlich kamen sie alle drei zurück, traten in den Gasthausgarten ein und ließen sich da an dem schattigsten Tisch nieder.

Nach einer eiligen Rücksprache mit Mally folgte ihnen Gretl.

Alle drei starrten sie an wie eine Erscheinung, und

der Längſte von ihnen fragte ſie ſchließlich, ob man da zu Mittag eſſen könne.

„Natürlich!“ antwortete die Gretl. „Die Herren können alles haben, was Sie nur wollen. Ich möchte Ihnen aber raten, das Menü zu beſtellen. Das iſt ſchon fertig, und ich kann es Ihnen ſofort auftragen.“

Die Speiſenfolge, die ſie ihnen angab, ſchien den jungen Leuten zu behagen, noch mehr wahrſcheinlich aber der mäßige Preis, den ſie nannte. Sie beſtellten alſo drei Menü und etwas zum Trinken.

Zum Glück wurde im Waldhof ſo reichlich gekocht, als ob man immer auf Zufallsgäſte hoffen dürfte. So kam Mally nicht in Verlegenheit.

Die erſten Mittagsgäſte der Saiſon, und ſo ſichtlich von Gretls Erſcheinung feſtgehalten, daß darüber gar kein Zweifel möglich war!

Die drei jungen Leute nahmen Gretl lebhaft in Anſpruch, noch mehr aber taten es der Oberſt und die drei Damen Gloch, die wieder auf der Veranda ſaßen und das junge Mädchen am liebſten beſtändig hin und her gehetzt hätten.

Mally wunderte ſich, daß Gretl bei dieſen Anforderungen nicht ungeduldig wurde, ſich nicht erhitzte oder aufregte, ſondern freundlich und geduldig blieb.

Na ja, neue Beſen kehren eben immer beſonders gut.

Endlich zogen ſich die vier Penſionsgäſte zu ihrem Mittagſchläfchen zurück, die drei Touriſten hingegen blieben ſitzen und erzählten der Gretl, woher ſie kamen und wohin ſie gingen, wer ſie wären und noch eine ganze Menge anderer Dinge.

Den Zug, mit dem ſie urſprünglich fahren wollten, hatten ſie längſt verſäumt, als ſie ſich endlich zum Aufbruch anſchickten.

Schließlich verabschiedeten sie sich von ihr mit wiederholtem Händedrücken und dem Versprechen, ihr Ansichtskarten zu schicken.

„Na, haben Sie mit denen da Brüderschaft getrunken?“ fragte Franz, als sie hinter dem Zaun verschwunden waren.

„Ja, hören Sie, Gretl,“ setzte Mally lachend hinzu, „fünf Verehrer haben Sie sich heute schon gekapert. Für einen Tag wär's genug.“

„Bitte, jetzt kommen doch erst noch die Jausengäste,“ widersprach die Gretl unternehmend.

„Nach alledem würde es mich wahrhaftig schon nicht mehr wundern,“ dachte Mally.

Und richtig! Es war kaum vier Uhr, als drei oder vier weißgekleidete Damen mit großen Hüten in Begleitung einer ganzen Anzahl von mehr oder weniger grünen Jünglingen angerückt kamen und sich mit ungenierter Schaulust umsahen.

„Hier ist's aber nett!“ rief die eine.

„Und die gute Luft!“

„Der würzige Heugeruch! — Und der Wald so nahe!“

„Ich bin hauptsächlich auf das Glanzstück neugierig,“ sagte ein junger Mann mit einem sehr wimmerlreichen Teint. „Was kauf' ich mir für die Aussicht! Ich möcht' das Glanzstück sehen, die schöne Helena, von der die zwei trojanischen Greise beim Mittagessen so geschwärmt haben.“

„Wenn das der Herr Landgerichtsrat und der Herr Generalauditor hören könnten, daß Sie sie trojanische Greise nennen, Fritz!“ rief eine der jungen Damen lachend.

Diesmal empfing Mally die Herrschaften selber. Wie eine Königin ragte sie mit ihrer hohen Figur über

die Köpfe der Angekommenen hinweg. Mann und Weib ſtaunten zu ihr empor, aber das „Glanzſtück“ konnte ſie doch unmöglich ſein, und als nun Gretl auf dem Plan erſchien, empfing ſie ein allgemeines, deutlich hörbares „Ah!“ von den Lippen der jungen Herren.

Die Bewunderung verlegte ihnen jedoch den Appetit nicht. Man konnte ja Herz und Magen zugleich befriedigen. Vielleicht ſind hübſche Kellnerinnen gerade darum beliebt, weil ihnen dieſe doppelte Macht eigen iſt.

An den Vorräten, die ſie begehrten, war kein Mangel. Für Weißbrot, Butter, ſaure und ſüße Milch, für Kaffee und Sahne war geſorgt. Mally hatte für den Beginn der neuen Ära ſogar einen großen Gugelhupf backen laſſen. Schlimmſtenfalls konnte man ihn ja ſelber aufeſſen. Aber ſie ſah nun ſchon, daß ihnen kein Krümchen davon bleiben würde, denn es ſollten noch zwei Wagen mit den älteren Herrſchaften nachkommen.

Mally ſelber teilte die Portionen zu, und ſie bemaß alles reichlich. Man mußte doch auch die Gäſte zufriedenſtellen und ſich nicht einzig auf das „Glanzſtück“ verlaſſen, wie der dumme Bub geſagt hatte.

„Geh, hilf der Gretl bedienen!“ bat Mally ihren Bruder. Denn erſtens hatte die Gretl nun wirklich ſehr viel zu tun, und dann dachte Mally bei ſich, die jungen Damen ſollten doch ebenfalls zu ihrem Rechte kommen. Und ſie riſſen denn auch gehörig die Augen auf, als Franz mit einem großen Tablett voll Milchgläſern und Butterportionen erſchien und ſie mit der Würde eines fürſtlichen Haushofmeiſters bediente.

Bald langten auch die beiden Wagen mit den Müttern, Tanten und Vätern an, die nicht zu Fuß hatten gehen wollen, und ganz zuletzt erſchien eine kleine, dicke Dame mit blondgefärbtem Haar und zwei ſehr

brünetten Töchterchen, die deutlich die frühere Haarfarbe der Mama verrieten.

Sie knüpfte gleich mit Franz, der ihr den Kaffee brachte, ein Gespräch an, erzählte, sie logiere seit einigen Tagen unten in der „Krone“, es sei ihr da aber zu geräuschvoll, und die Luft sei auch nicht so gut, wie man sie ihr gerühmt hätte. Heute mittag hätten ihr nun zwei Herren vom Waldhof da oben erzählt, und deswegen sei sie heraufgekommen, um sich ihn anzusehen. Es gefalle ihr hier sehr gut, und sie sei nicht abgeneigt, ganz heraufzuziehen.

Später zeigte ihr Mally dann die Zimmer in der Pension. Sie wählte eines davon, und die Sache wurde abgemacht. Am nächsten Morgen wollte sie mit ihren Kindern kommen.

„Siehst du, wie das geht!“ frohlockte Mally nachher zu Franz. „Die beiden Herren haben ja eine ganze Völkerwanderung in Gang gebracht. Jetzt ist mir schon gar nicht mehr bang. Einer zieht den anderen nach.“

Und daß die Gretl zu wenig Trinkgeld einnehmen würde, das brauchte sie nun auch nicht mehr zu befürchten.

Gretl behauptete denn auch am Abend, sie habe die ganze Tasche voll.

„Ja, aber heut war auch Sonntag,“ wandte Mally ein. „Unter der Woche wird's wohl stiller sein.“

„Ach wo!“ entgegnete Gretl zuversichtlich. „Für die Sommerfrischler ist doch jeden Tag Sonntag. Ich hab' den jungen Damen versprochen, daß sie jeden Tag Eis heroben haben können, und die jungen Herren haben gesagt, die Portionen seien hier beinahe doppelt so groß als am ‚Grünen Weiher‘. Das fällt doch auch ins Gewicht! Sie werden schon sehen, was für einen Zuspruch wir haben werden!“

Wer mit diesem Zuspruch aber nicht einverstanden war, das waren die Damen Gloch.

„Das ist also der vielgerühmte ruhige Aufenthalt!“ sagte eine von ihnen giftig zu Mally. „Gleich am ersten Tag solcher Lärm!“

Mally zuckte lachend die Achseln. Für das geringe Pensionsgeld, das ihnen der Vater zugestanden, hätten die drei wohl am liebsten das ganze Haus für sich allein gehabt.

Gretl behielt recht. Am nächsten Tag kam schon am Vormittag ein ganzes Rudel junger Leute — ohne weibliches Element. Es waren einige vom Vortag drunter, die meisten aber neu, und der Ausflug hatte sichtlich nur den Zweck, diesen die schöne Kellnerin zu zeigen.

Unter diesen Bürschlein war ein dunkler Krauskopf, auf den Gretls Anblick ganz besonders zündend wirkte. Er konnte sich gar nicht mehr vom Waldhof trennen. Beim Zahlen wollte er der Gretl eine Krone Trinkgeld geben. Sie tat indessen, als verstünde sie seine Absicht nicht, und gab ihm neunzig Heller heraus.

Schließlich mußten ihn die Freunde beinahe mit Gewalt wegschleppen.

Als Mally nachher eine lachende Bemerkung über den schweren Abschied machte, sagte Franz unwillig: „Ja, wenn man mit einem solch grünen Jungen so scharmuziert, das muß ihm doch den Kopf verdrehen! Ihnen ist, scheint es, ein jeder gut, ob jung oder alt!“ fuhr er die Gretl an.

„Ich muß doch mit jedem freundlich sein,“ verteidigte sich das junge Mädchen gekränkt.

Es zuckte um ihre Lippen, aber Mally blinzelte ihr begütigend zu, und so bezwang sie sich.

Am Nachmittag kam eine umfangreiche Mama mit

vier Töchtern herauf, und dieſe meinte, es würden ſich viel mehr Leute zu einem Beſuch des Waldhofs entſchließen, wenn ein guter Wagenverkehr beſtände. Am beſten wäre ein Automobil.

Dieſe Idee ſchlug bei Mally ein. Sie wußte, daß ihr Vater einen „überſpielten“ Autobus gekauft hatte, den er als Hotelomnibus verwenden wollte. Dieſen konnte er ihr leicht für einige Wochen zur Verfügung ſtellen, und ſo ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb ihm gleich in dieſem Sinne.

Der Beſuch war an dieſem Nachmittag kaum geringer als am vorherigen Tage, denn die geſtrigen Beſucher hatten heute im Bad, bei der Kurmuſik und auf den Promenaden anderen Sommerfriſchlern vom Waldhof erzählt und ihnen Luſt gemacht, ſich die neue Wirtſchaft da oben mit eigenen Augen anzuſehen.

Am Abend, nachdem die meiſten Jauſengäſte ſich wieder verabſchiedet hatten, blieb noch ein Tiſch mit ſpäter angelangten jungen Leuten, die keine Sommerfriſchler waren, ſondern Einheimiſche. Einer von der Bahn, einer von der Poſt, ein junger Lehrer und noch der oder jener, die das Gerücht heraufgelockt hatte, es ſei eine fabelhaft hübſche neue Kellnerin da.

Sie machten Gretl ſehr eifrig den Hof, und ſo überhörte es dieſe, als von der anderen Seite her die Frau Bankier Kuhn, die Dame mit dem blondgefärbten Haar, nach ihr rief.

Plötzlich weckte ſie Franzens Stimme, die im Donnerton zu ihr hinüberſchallte: „Gretl! Wo ſtecken Sie denn? Hören Sie nicht, daß man Sie ruft?“

Ganz erſchrocken eilte ſie hinüber, an Franz vorbei, der ſie mit einem ingrimmigen Blick verfolgte.

Himmel, wie der junge Herr einen anſah! Als ob man eine ganz ſchlechte Perſon ſei!

Auch neue Penſionsgäſte meldeten ſich noch. Zuerſt zwei ſächſiſche Lehrerinnen, denen der Waldhof ein gutes Standquartier für Ausflüge zu ſein ſchien, und ſpät am Abend ein eleganter junger Mann, der mit mehreren anderen ſein Abendbrot da eingenommen hatte und dem es hier oben gleichfalls beſſer zu behagen ſchien als unten in Sankt Barbara.

Zuerſt wandte er ſich an Franz, um mit ihm alles zu beſprechen, aber der ſtattliche junge Regent des Waldhofs benahm ſich ſo wenig entgegenkommend, daß die Sache ſich wohl wieder zerſchlagen hätte, wäre Mally nicht herbeigeeilt und hätte die Unterhandlung in ein beſſeres Fahrwaſſer gelenkt. Nach einer kurzen Beſprechung mit ihr war alles abgemacht: Doktor Richard Liſt wollte am nächſten Tage heraufkommen und ein Zimmer im erſten Stock beziehen.

„Der Richard muß halt immer was erleben," hörte Franz die anderen ſpöttiſch ſagen.

„Natürlich! Sonſt kann er ja nichts ſchreiben."

„Na, dieſe Novelle möchte ich gern ſelber erleben!" verſicherte der dritte.

„Ich kann dir nur raten, Mally, auf deine Kellnerin gut aufzupaſſen," ſagte Franz nachher zur Schweſter. „Das iſt ja der Doktor Liſt, der die lockeren Geſchichten ſchreibt. Vorher erlebt er ſie ſelbſtverſtändlich. Ich hab' in Wien ſchon viel von dem und ſeinen Liebesabenteuern gehört. Eine nette Kellnerin kommt ihm grad gelegen. Seine Heldinnen ſind immer ſo was. Den hätteſt du nicht grad nehmen müſſen!" ſchloß er vorwurfsvoll.

„Deshalb?" fragte Mally verwundert. „Was geht das mich an, wie er in Wien lebt und was er ſchreibt? Um die Gretl aber brauch' ich mich nicht zu ſorgen. Die iſt doch ein anſtändiges Mädl und ſchreibt ihrer Mutter jeden Tag, was ſie tut und treibt."

„Sie wird ihr schon nicht alles schreiben," mutmaßte Franz ungläubig.

Mally beschloß dennoch, ein Auge auf den Schriftsteller zu haben, aber er benahm sich in keiner Weise verdächtig. Gleich am ersten Tage suchte er sich einen guten Platz zum Arbeiten und fand ihn unter einem prachtvollen alten Bergahorn etwa dreißig Schritte hinter dem Waldhof gegen die Mulde zu, in der das weitläufige Anwesen der Winkelbäuerin lag, Mallys Butter-, Milch- und Eierlieferantin. Dorthin ließ er sich einen Tisch und Stuhl stellen, und jeden Morgen wanderte er mit einem Luftkissen und seiner Schreibmappe hin und verbrachte einen großen Teil seines Tages tatsächlich bei der Arbeit. Die übrige Zeit ging er drüben im Bergwald spazieren, und so sah man ihn im Waldhof nur zu den Mahlzeiten.

Zwischendurch ließ er sich allerdings zuweilen Wein an seinen Arbeitsplatz bringen, aber Mally bestimmte, daß dann die Resi ihn bedienen müsse, und Doktor List machte darüber gar keine Bemerkung, drückte niemals den Wunsch aus, daß lieber die Gretl es tun sollte. Mally fand demnach jedes Mißtrauen gegen den Schriftsteller überflüssig. Dem schien wirklich nur daran zu liegen, ungestört arbeiten zu können. Franz jedoch blieb dabei, der junge Mann sei nur zu ihnen heraufgezogen, um mit der Kellnerin ein Techtelmechtel anzufangen.

Die Männer waren doch recht komisch untereinander, fand Mally. Auch die beiden älteren Herren, die die ganze Lawine ins Rollen gebracht hatten und natürlich oft wieder heraufstiegen, um die hübsche Kellnerin zu besuchen, äußerten zu Mally, die sie diesmal auch kennen lernten, eine gewisse Besorgnis wegen des Aufenthaltes des Doktors List, von dem sie versicherten, er sei ein in Wien berüchtigter Lebemann.

„Eifersucht! Nichts als Eifersucht!“ dachte Mally mit heimlicher Belustigung. Die beiden brauchten grad was zu reden! Die benahmen sich ja der Gretl gegenüber wie girrende Tauber. Hingegen mochte sie den Doktor bei den Mahlzeiten, wenn die Gretl ihn bediente, noch so aufmerksam beobachten, sie sah nie, daß er nach der Hand des jungen Mädchens faßte oder gar den Versuch machte, seinen Arm um ihre Hüften zu legen, was gar mancher andere gern getan hätte.

In dieser Beziehung hatte die Gretl es nicht leicht. Es gab eben gar zu viel schlecht erzogene Herren, und der Kellnerin gegenüber glaubt mancher, es nicht so genau nehmen zu müssen.

Doch Mally hielt in verdächtigen Fällen scharfe Wacht, und wenn sie sah, daß einer zärtlich werden wollte und Gretl sich seiner nicht gut erwehren konnte, dann rief sie sie stets unter einem Vorwande ab, und der Gretl war das sehr recht. Ja, sie bat Mally sogar, sie auf diese Weise aus der Verlegenheit zu reißen, denn sie wolle sich nichts Ungebührliches gefallen lassen, und die Leute zu beleidigen wünsche sie doch auch nicht.

Wenn Mally die Gretl also von einem Tische abrief, so lag darin keine Rüge für das junge Mädchen; tat es hingegen der junge Herr — und er tat es sehr oft — dann klang es immer wie ein Verweis. Als könne sie etwas dafür, daß die Leute immer mit ihr schöntun wollten.

Er rief sie übrigens auch ab, wenn man nicht mit ihr schöntat, hauptsächlich von Doktor Lists Tisch, der sie doch immer nur in einem ganz ruhigen Gespräch festzuhalten pflegte.

Einige aber fielen ihr mit ihrer Bewunderung und Verehrung geradezu lästig. So namentlich der dunkle

Krauskopf Bruno Singer, von dessen Leidenschaft für die schöne Kellnerin sich schon ganz Sankt Barbara erzählte. Er kam nahezu täglich herauf und machte der Gretl jeden Tag einen Heiratsantrag.

Eines Nachmittags kam sogar seine Mutter, eine sehr dicke Dame, die noch nicht oben gewesen war, angefahren, eingestandenermaßen zu dem Zweck, um sich Brunos Flamme anzusehen.

„Na, einen guten Geschmack hat er," sagte sie nachher zu Mally, „und im Herbst wird er Freiwilliger. Da wird ihm die Liebe schon vergehen. Aber wenn er ein paar Jahre älter wär', könnt' die Geschicht' schon brenzlig werden."

Herr Kastner hatte das Ansuchen seiner Tochter um den Autobus bewilligt, und vom 15. Juli, dem Beginn der „Hochsaison" an, stand jeden Nachmittag unten auf dem Marktplatz von Sankt Barbara ein blitzblankes, blauweißes Automobil mit der Tafel: „Alpenhotel Waldhof ob Sankt Barbara."

Und nun wurde es geradezu „Ton", sich im Auto zum Waldhof hinauffahren zu lassen. Sogar an den seltenen Regentagen dieses Sommers blieb es nicht leer, denn da wußten die Leute unten erst recht nichts mit sich anzufangen.

Bald war die Pension vollständig besetzt, und auch im Hotel selber war jedes nur irgend verfügbare Zimmer vergeben. Es herrschte schon entschiedener Platzmangel, und Mally nahm Vormerkungen für die Zimmer entgegen, die in absehbarer Zeit frei werden würden.

Die ersten, die wieder abreisten, waren die drei Schwestern Gloch, denen es allgemach gar zu geräuschvoll hier oben geworden war.

„Es wird eine gute Saison!" sagte sich Mally mit

innerer Genugtuung. „Und das alles hat doch nur meine glänzende Idee gemacht.“

Sie war in jeder Beziehung zufrieden — mit sich, mit dem Geschäft und nicht zum wenigsten mit der Gretl, mit der sie vorzüglich auskam. Man mußte schon so verbohrt und mißtrauisch sein wie der Franz, um an ihrem Benehmen etwas auszusetzen.

Der allein war es, mit dem Mally nicht zufrieden war. Man wußte es ja: seit er aus England zurückgekehrt war, hielt er übertrieben viel auf Würde und Zurückhaltung, und zu ihm selbst paßte diese Art Benehmen ja ganz gut. Aber der Gretl konnte er doch nicht zumuten, sie solle auch diese englische Steifheit zeigen. Eine Sommerkellnerin war doch keine Lady, und die würdevollen Stelzenmanieren, die er wünschte, würden zum Dirndlgwandl passen wie die Faust aufs Auge. Schließlich war sie jung und harmlos. Was tat es, wenn sie mit den grünen Jungen, die sie anschwärmten, ein bissel scherzte und lachte?

„Es sieht beinahe so aus, als ob du eifersüchtig wärst,“ bemerkte Mally einmal, als er Gretl vom Tisch des Doktors List abrief.

Eine dunkle Röte stieg ihm in die Stirn. „Was du für Unsinn vorbringst!“ sagte er wegwerfend. „Aber ich dulde nichts Ungehöriges in unserem Geschäft. Es soll bei uns nicht zugehen wie —“

„In einem Nachtcafé — ja, ich weiß schon,“ ergänzte Mally spöttisch. „Ich bin ja noch in keinem gewesen, du aber mußt es ja natürlich wissen.“

Seine auffallende Abneigung gegen die Gretl, die er zur Schau trug, fing Mally aber allmählich an, unheimlich zu werden. Nur gut, daß bald der alte Herr Schramböck kommen sollte mit seiner Rosl.

Vater Kastner, der daheim in Wien schmunzelnd

die Berichte über die Entwicklung der Dinge im Waldhof las, hatte nämlich versprochen, demnächst mit seinem besten Freunde, dem Brauereibesitzer Schramböck und dessen Tochter, herzukommen. Mally wußte sehr gut, was die Alten heimlich planten.

Die Rosl hatte zwar noch zwei Brüder, war aber dennoch eine vorzügliche Partie und zudem ein hübsches, frisches, gutartiges Geschöpf. Munter wie ein Reh war sie jedenfalls. Das würde gut zu Franzens Ernst passen.

Das Auto holte die drei Erwarteten zur bestimmten Zeit vom Bahnhof ab und fuhr sie durch Sankt Barbara.

Auf dem Marktplatz stiegen noch einige Herren ein, um mit hinaufzufahren, und diese sprachen auf dem ganzen Wege nur von der schönen Kellnerin da oben.

Mit Genugtuung streifte Mallys Blick Rosl Schramböcks jugendliche Gestalt, als sie aus dem Auto sprang. Sie sah sehr gut aus in dem blauen Kleide mit den weißen Tupfen und dem kirschroten Aufputz.

So groß wie Mally Kastner war Rosl Schramböck nicht, aber Mally fand sich selbst überlebensgroß, und Rosls Größe kam ihr gerade als die richtige vor. Sie war unstreitig sehr fesch und überhaupt ein prächtiges Mädel mit ihren frischrosigen Wangen, ihrem glänzenden braunen Haar, den munteren dunklen Augen und dem lachenden Mund. Der Gesamteindruck war so vorteilhaft, daß man sich gar nicht fragte, ob ihre Züge eigentlich hübsch seien.

Vor allem pflegte sie immer guter Laune zu sein, und von harmloser Gemütsart war sie auch.

Sie begrüßte den herzutretenden Franz mit kameradschaftlicher Freundlichkeit, und Mally bemerkte zu ihrer Genugtuung, daß ihr Bruder seinerseits die

Ankommenden herzlicher bewillkommte, als es sonst seine Art war.

Die Rosl freilich maß mit einem anderen Maßstab. Sie fand ihn noch immer zu vornehm reserviert. „Man merkt's halt gleich, daß er am ‚Englischen Hof' erzogen ist," spöttelte sie.

Dieser Witz mit dem „Englischen Hof" — so hieß das Kastnersche Hotel in Wien — war durchaus nicht neu, und Franz verzog denn auch kaum einen Mundwinkel.

„Ui je, und heuer ist er schon gar nicht zu genießen!" rief Mally.

„Nein, das gibt's nicht!" trumpfte die Rosl auf.

„In Ihrer Anwesenheit werd' ich's schon nicht sein," sagte Franz gemessen.

„Da schau her!" rief die Rosl erfreut. „Das klingt ja beinahe wie ein Kompliment! Für den Herrn Franzl ist das doch alles mögliche — nicht?"

„Und ob!" stimmte Mally zu. „So was hat die Welt noch nicht erlebt."

„Ihr sollt ja da heroben ein wahres Weltwunder von Kellnerin haben," sagte Rosl jetzt, sich überall umblickend. „Die Herren, die mit uns heraufgefahren sind, die haben sie nicht schlecht gepriesen. Wo ist sie denn? Ich bin sehr neugierig, sie zu sehen."

„Dort steht sie," sagte Mally trocken.

„Ach die?" fragte Rosl mit großen Augen. „Na, hübsch ist sie schon, aber für eine solche Merkwürdigkeit hätt' ich sie nicht gehalten."

Mally rief nun die Gretl herbei, um sie ihrem Vater vorzustellen, und Fräulein Rosl konnte merken, daß die Herren das junge Mädchen sofort höher werteten als sie, denn die beiden Alten lachten gleich über das ganze Gesicht, als die Gretl herantrat und mit ihrer gewöhnlichen Artigkeit vor ihnen knickste.

Kaſtner ſenior ſtieß ſeinen Freund Schramböck heimlich mit dem Ellbogen an, und dieſer erklärte unverfroren: „Donnerwetter! Wenn ich ſo ein junger Schnüffel wär', ich ſtieg auch alle Tag' von da unten herauf, um mein Bier da zu trinken, wo ſo ein ſcharmantes Mauſerl es einem bringt."

„Geh, Vatter, übertreib nicht!" rief Rosl lachend. „Du wirſt auch in deiner Jugend kein großer Freund vom Bergſteigen geweſen ſein. — Ich hab' ſchon g'hört, Fräulein Gretl, daß Sie ſo ſchrecklich viel Verehrer haben," wandte ſie ſich munter an Gretl. „Wie iſt das eigentlich, wenn einem ſo der Hof gemacht wird?"

„Das werden Fräulein ſelber wohl beſſer wiſſen als ich," antwortete die Gretl mit der ihr eigenen feinen Schelmerei.

Die beiden alten Herren lachten, und auch die Rosl nahm die Antwort mit großer Heiterkeit auf.

„Nein, nein, ich werd' von den Herren nicht ſo verwöhnt," behauptete ſie und ſah dabei wie vorwurfsvoll zu Franz auf.

Es war ein heiterer Hochſommerabend, an dem das Sonnenlicht ſpät und langſam ſchwand, aber von dem nahen Wald kam ein feuchter Hauch, und ſo zogen ſich die Penſionsgäſte zumeiſt bald zurück.

Als der Neumond ſchmal und hochgelb über den jenſeitigen Bergen am Himmel heraufzog, wurde es ſtille im Gaſthausgarten des Waldhofs. Nur wenige Tiſche unter den Bäumen waren noch beſetzt. Da ſaßen einige Touriſten, die von der „Verbotenen Alm" heruntergekommen waren, in einer anderen Ecke ein ältliches Ehepaar aus der Penſion, und ganz allein, möglichſt fern von allen anderen, ſtützte Doktor Liſt ſein Haupt in die Hand, während das Lichtpünktchen ſeiner Zigarre aus dem Dunkel flimmerte.

Kaſtners und Schramböcks ſaßen an einem Tiſche unter dem Glasdach, da die alten Herren die Abendfeuchte fürchteten.

Rosl plauderte munter darauf los, zu Mally und Franz gewendet, aber Franz hatte für ihre ſcherzhafteſten Bemerkungen nur ein zerſtreutes Lächeln. Er blickte unmutig hinaus in den Gartenwinkel, wo Doktor Liſt ſaß und ſchon wieder mit ſeinem Ring an ſein Glas geklopft hatte, ſo daß Gretl hin zu ihm mußte, um nach ſeinem Begehr zu fragen. Dabei ſchien es, als ob er gar nichts brauchte, denn die Kellnerin ging nicht wieder weg.

„Was wünſchen Sie, Herr Doktor?“ fragte Gretl höflich.

„Nichts anderes, als daß Sie ſich ein biſſel um mich umſchauen. Man exiſtiert ja gar nicht für Sie! So lange wohne ich jetzt ſchon hier, und niemals kann ich Ihrer habhaft werden. Ein ſo dauerhafter Gaſt wie ich verdient doch etwas Rückſicht. Setzen Sie ſich doch ein biſſel zu mir, Fräulein Gretl.“

„Es iſt mir verboten, mich zu den Gäſten zu ſetzen,“ lehnte Gretl ängſtlich ab.

„Von wem denn? Vom Fräulein Mally? Oder von dem jungen Herrn, dieſem Haustyrannen? Kehren Sie ſich doch nicht daran!“

Gretl warf einen ſcheuen Blick nach der Veranda.

„Er dreht uns den Rücken zu,“ ſagte Liſt. „Da hat er keine Augen.“

Zögernd nahm Gretl auf dem Stuhl Platz, den er ihr hinſchob.

„Und wenn auch!“ fuhr Doktor Liſt fort. „Was brauchen Sie ſich denn von dem Grobian ſo tyranniſieren zu laſſen? Das haben Sie gar nicht nötig. Sie ſind doch die Hauptperſon hier. Nur Ihretwegen ſind

wir alle heraufgekommen. Ihnen danken Kaſtners den guten Beſuch, den ſie haben. Und Sie laſſen ſich noch ſo behandeln!“

„Für den guten Beſuch kann ich nichts,“ lehnte die Gretl ab. „Die letzten Sommer her ſoll es hier immer geregnet haben. Heuer ſcheint die Sonne. Das iſt doch nicht mein Verdienſt.“

„Daß jetzt die Glücksſonne da oben ſcheint, das iſt einzig Ihr Verdienſt,“ beharrte der junge Schriftſteller. „Zum Waldhof heißt es hier. Lächerlich! Es ſollte heißen: Zur ſchönen Gretl!“

„Jetzt fangen der Herr Doktor auch noch an, mir Komplimente zu machen!“ wehrte Gretl ab. „Da gibt's doch noch andere! Zum Beiſpiel —“

„Die da drüben?“ unterbrach Doktor Liſt ſie wegwerfend. „Die Braut des jungen Kaſtner?“

„Braut?“ fragte die Gretl gedehnt und wurde ganz rot dabei. „Wer ſagt denn, daß ſie ſeine Braut iſt?“

„Das kann man ſich an den Fingern abzählen,“ meinte Liſt gleichmütig. „Sie iſt ja ſo weit gar nicht übel, aber mit Ihnen jedenfalls nicht zu vergleichen. Schon das ewige Gelächter! Es fällt mir bereits auf die Nerven.“

„Das iſt ja grad das Nette, daß ſie ſo heiter iſt,“ wandte Gretl ein.

„Meinetwegen! Sie wird ihre gute Laune auch noch brauchen, wenn ſie den ſteifen Peter kriegt. Spielt immer den engliſchen Lord. Den Spleen hat er freilich, als ob er wirklich einer wär'.“

„Gretl!“ ſcholl von drüben Franzens Stimme in ſehr ungehaltenem Tone.

„Laſſen Sie ihn nur brüllen, Gretl! Bleiben Sie nur ruhig da! Wenn er was braucht, warum ruft er

nicht die Resi? Sie laufen sich genug die Füße ab den ganzen Tag!“

Doch die Gretl war schon hinübergehuscht, wo Franz ihr barsch zurief: „Der Herr Schramböck hat nichts zu trinken. Warum passen Sie denn nicht auf? Wo stecken Sie denn?“

Gretl nahm still das leere Glas und eilte damit weg.

„Was sind S' denn so wild?“ fragte Fräulein Rosl befremdet. „Schad't dem Vatter gar nichts, wenn sein Glasl eine Weil' leer ist. Der Doktor sagt eh, es wär' am besten, der Vatter gäbe das Trinken ganz auf. Wenn Sie so streng mit den Kellnerinnen sind, da fürcht' ich mich ja vor Ihnen. Denn von morgen an will ich doch auch beim Bedienen helfen.“

„Ui je, das wird a Freud' für den Glaserer sein!“ spöttelte Schramböck, versetzte aber seinem Nachbarn, dem alten Kastner, einen heimlichen Ellbogenstoß, denn ihm schien die Geschichte sich ja sehr gut anzulassen.

Am nächsten Morgen gab es in der Tat statt eines Dirndls deren zwei, denn auch Fräulein Rosl hatte sich in ein Bauerngewand geworfen. Sie gefiel sich in ihrem rosa Kleid, dem weißen Mullhemdchen und dem weißen Schürzchen sehr gut, und sie sah darin auch wirklich ganz hübsch aus, aber Mally fand doch bei sich, daß die Rosl bei der Umwandlung just nicht gewonnen hatte, weil sie im Dirndlanzug gewissermaßen „echter“ aussah als die Gretl. Bei dieser wirkte gerade der Gegensatz zwischen ihrer feinen Erscheinung und der ländlichen Gewandung so reizvoll. Sie sah aus wie eine zierliche Schauspielerin, die eine Bauernrolle gibt. Die Rosl hingegen schien ihr durch diesen Aufzug ein wenig vergröbert zu werden.

Ihre Hilfe war übrigens mehr gut gemeint als wirksam.

Überflüssig war eine Hilfe an diesem Tage aber durchaus nicht. Es war ein heißer Sonntag. Heiß in doppeltem Sinne. Vom frühen Vormittag an kamen Leute, und am Mittag erschienen so viele unerwartete Gäste, daß die erfahrene Wiener Hotelköchin, die Mally jetzt hatte, und die doch schon ganz andere Aufgaben bewältigt hatte, kaum mehr wußte, wo ihr der Kopf stand. Die Resi und sogar die Lini, das Küchenmädchen, mußten ordentlich helfen. Wie besessen rannten sie hin und her und schwitzten. Auch Fräulein Rosl fühlte bald, wie ihr vor Hitze die Stirnlöckchen aufgingen, und sie war sich dabei bewußt, eigentlich kaum etwas Nennenswertes zu leisten. Sie konnte sich's nicht merken, wer das oder jenes verlangt hatte, und verlor bei dem Rufen und Winken von allen Seiten bald den Kopf.

Da mußte sie wirklich den Franz bewundern, der in dem Rummel nichts von seiner kühlen Ruhe und Gemessenheit einbüßte, und noch mehr bewunderte sie die Gretl, die außerordentlich schnell und gewandt bediente und sich dabei gar nicht zu erhitzen schien. Nur um ein weniges vertiefte sich ihr wunderschönes Wangenrot, und ihre Stirnlöckchen konnten auch nicht aufgehen, weil ihr Haar sich natürlich wellte und niemals eines Brenneisens bedurfte.

Ganz erschöpft fiel Fräulein Rosl im Anrichtzimmer neben Mally auf einen Stuhl und rief, sich Kühlung zufächelnd: „So was ist kein Spaß! Meiner Seel, das ist kein Spaß!"

Mally lachte. Sie hatte sich's gedacht, daß Rosl den Geschmack an dem Kellnerinnenspiel bald verlieren würde. Heute ging es wirklich gar zu toll zu, und wäre die Gretl nicht so flink, man wüßte rein nicht, was anfangen.

Der Franz hatte es wahrhaftig nicht nötig, heute auch noch mit ihr zu brummen, aber er konnte es doch nicht laſſen, zumal es junge Herren gab, die mitten in der Hitze des Gefechtes auch noch die Kellnerin anhimmeln mußten und beanſpruchten, ſie ſolle ihnen Gehör ſchenken.

Je toller es zuging, in deſto ſtrahlendere Laune geriet der alte Kaſtner, denn es war ja wirklich großartig, wie dieſes Stiefkind von Unternehmung ſich entwickelt hatte. Nun war gar kein Zweifel mehr, daß er es mit großem Vorteil wieder verkaufen konnte, ſobald er nur wollte.

Erſt am ſpäten Abend wurde es ruhig. Kaſtners und Schramböcks unternahmen, als es leer geworden war, einen kleinen Abendſpaziergang, und ſo brauchte die Gretl keine Rüge des jungen Chefs zu befürchten, wenn ſie ſich auf Doktor Liſts Wunſch wieder auf einige Minuten zu ihm an ſeinen Tiſch ſetzte.

„Heute haben Sie ſich wieder ſchön abgehetzt!“ ſtellte Doktor Liſt ärgerlich feſt.

„Es hat ja alles mitgeholfen,“ lenkte die Gretl ab. „Sogar die Fräulein Rosl hat ſich nützlich gemacht.“

„Hat der Kuh den Schwanz aufgebunden!“ ſpöttelte Liſt.

„Na ja, ſie kennt ſich halt noch nicht aus,“ geſtand Gretl zu. „Aber es war doch ſchön von ihr, daß ſie geholfen hat. Sie iſt überhaupt ein ſehr liebes Mädchen. Das muß man ihr ſchon laſſen.“

„Ich laſſ' es ihr gern. Ich laſſ' ihr auch den hochnaſigen Franzl,“ verſicherte Doktor Liſt. „Reden wir von was anderem. Sagen Sie, Fräulein Gretl, wollen Sie denn Kellnerin bleiben? Das paßt doch gar nicht für Sie!“

„Nein, ich will nicht Kellnerin bleiben,“ geſtand

Gretl zu. „Das war nur so eine Idee von mir, um schnell was zu verdienen. Die Mutter ist nämlich seit dem Tod des Vaters leidend und lebt jetzt bei ihrem Bruder in Zirl. Aber später machen wir uns zusammen in Innsbruck oder in Wien ein Geschäft auf. Wir wissen noch nicht recht was für eines."

„Kommen Sie im Herbst nach Wien!" riet der Doktor. „Es wird sich schon ein Posten für Sie finden."

Die kleine Gesellschaft kam von ihrem Abendspaziergang unerwartet rasch zurück, und so sah Franz die Gretl noch, wie sie bei Doktor List saß. Sie erhob sich zwar schnell und verließ den Tisch, aber Franz warf ihr doch im Vorübergehen einen verächtlichen Blick zu.

„Als ob ich das größte Verbrechen begangen hätt'!" sagte sich die Gretl mit angstvollem Herzklopfen. Unsinn! Was brauchte sie sich aufzuregen? Sie tat doch nichts Schlechtes, und wenn er schon mit jemand herumkommandieren mußte, so sollte er sich an seine Braut halten!

Ihre Mutmaßung erhielt neue Nahrung dadurch, daß Fräulein Rosl, als die alten Herren an einem der nächsten Tage abreisten, nicht mit ihnen fuhr, sondern dablieb, unentwegt im Dirndlkostüm herumging, sich ein wenig an der Bedienung der Gäste beteiligte und überhaupt sich ganz so gebärdete, als gehöre sie zum Hause.

Wenn nichts zu tun war, saßen Mally, die Rosl und Franz immer beisammen, und der junge Herr, der bisher höchstens mit einem Mundwinkel gelächelt hatte, kam plötzlich allen viel vergnügter vor als bisher.

Für die Pensionsgäste, die an der herkömmlichen Sommerlangweile litten, war es eine Zerstreuung, da einen Roman zu wittern, und gar manches Augen-

paar beobachtete interessiert den Verkehr des jungen Hausregenten mit dem Wiener Fräulein, und mancher wohlwollende Blick folgte dem jungen Paare, wenn es einen gemeinschaftlichen Spaziergang antrat.

Auf solchen Spaziergängen hatten die beiden genug Gelegenheit, sich einander zu nähern und ins reine zu kommen.

Mally hoffte immerhin, daß die Sache sich machen werde. Dann allerdings nicht darum, weil der Franz wirklich verliebt war, sondern weil er diese Partie für vernünftig und entsprechend hielt.

Wäre es nur schon so weit! Sie wußte selber nicht, warum sie, die sonst so Gemütsruhige, in dieser Sache von einer solchen Unruhe ergriffen war und es nicht erwarten konnte, daß die Entscheidung fiel. Aber ihr schien der Franz von einer Gefahr bedroht, von der er selber nichts zu ahnen schien, die aber nichtsdestoweniger wie eine Gewitterwolke an diesem sonst so blauen Sommerhimmel hing.

Endlich konnte sie es also nicht lassen, Franz zu fragen: „Na, wie ist's? Wird die Rosl nun meine Schwägerin oder nicht?“

„Hast du vielleicht die Absicht, einen ihrer Brüder zu heiraten?“ fragte Franz spöttisch zurück. „Ich möchte dir jedenfalls raten, es abzuwarten,“ setzte er nach einer Pause hinzu. „Wer weiß denn, ob sie will?“

„Sie beweist das schon durch ihre Anwesenheit auf dem Waldhof,“ entgegnete Mally ernst. „Wenn es was werden soll, mußt du sie aber fragen, ehe sie abreist.“

„Na, sie reist ja noch nicht ab!“ versetzte Franz, das Gespräch abbrechend.

Nun war Mally gerade so klug wie zuvor.

Die Saison schritt vor, und die Pensionsgäste des

Waldhofs wechſelten. Aber für jeden Abreiſenden fand ſich wieder Erſatz, und kein Zimmer blieb leer.

Auch von Sankt Barbara reiſten viele ab, die ſtändige Beſucher des Waldhofs geweſen waren. Unter anderen die beiden Herren, die zuerſt durch Gretls Anblick hinaufgelockt worden waren: der Landgerichtsrat und der Generalauditor.

Jeder von ihnen brachte der Gretl ein Abſchiedsgeſchenk, Holzſchnitzereien und Moſaikſchmuckſachen, die in Sankt Barbara als Andenken verkauft wurden. Gretl hatte an dem geſchnitzten Rahmen, der eine Muttergottes enthielt und wie ein kleiner Flügelaltar verſchloſſen werden konnte, eine ebenſo kindliche Freude wie an dem Halsſchmuck, und es war wieder nur Franz, der es ihr verübelte, daß ſie dieſe Geſchenke angenommen hatte.

„Warum ſoll ſie es denn nicht annehmen?“ fragte die Rosl erſtaunt. „Eine Kellnerin iſt doch keine Hofdame, daß ſie gar ſo zimperlich ſein ſoll!“

Auch der kraushaarige Bruno hatte fort müſſen, denn ſeine Mutter fand, daß der „Kellnerinnenwahnſinn“ gar zu ſehr in ihm überhandnehme.

Dafür kamen die jungen Poſt- und Bahnangeſtellten von Sankt Barbara ſehr fleißig herauf, da es ihnen ihre Zeit nun geſtattete.

Alſo hatte Franz auch häufig genug Gelegenheit, die Gretl anzubrummen, weil ſie um ihrer Bewunderer willen die übrigen Penſions- und Hotelgäſte vernachläſſige.

Die Gretl war aber auch nicht mehr ſo ſchmiegſam wie anfangs. Früher war ſie ſtets erſchrocken gelaufen, wenn Franz ſie zornig von irgend einem Tiſche fortrief. Jetzt tat ſie gar oft, als habe ſie nichts gehört, wodurch ſie natürlich Franzens Unmut nur noch ſteigerte.

Mally und auch die Rosl lenkten dann stets ab, und Mally ermangelte nicht, ihrem Bruder Vorwürfe darüber zu machen, daß er so den Wüterich spiele.

„Was soll denn die Rosl von dir denken?“ fragte sie ihn einmal. „Sie hat so schon gesagt, du scheinst Anlage zur Eifersucht zu haben.“

Diese Vorstellungen Mallys brachten es zuwege, daß Franz nicht mehr lospolterte, wenn er Gretl bei den Gästen stehen und sich mit ihnen unterhalten sah. Er legte dann aber seinen Grimm in Blicke, die um so wütender waren. Da er nicht donnern sollte, blitzte er wenigstens.

Mally dankte es wohl ihrem Walkürenformat, daß die Herren sie mehr wie eine Respektsperson behandelten als wie ein junges Mädchen, Rosl Schramböck hingegen flößte keine solche Scheu ein und verhielt sich durchaus nicht ablehnend.

Aber sie konnte sich mit den Herren unterhalten, so viel sie wollte, Franz wurde nie unruhig, und Mally machte sich ihre Gedanken darüber.

Es kamen jetzt trübe Tage, an denen der Besuch von Sankt Barbara nachließ, und da die Gretl seit ihrer Ankunft nicht im Ort drunten gewesen war, gab ihr Mally einen Nachmittag frei. Sie solle nur hinuntergehen, man könnte sie schon einmal für ein paar Stunden entbehren.

Die beiden Damen und Franz saßen gerade zusammen auf der Hausbank, als die Gretl, zum Ausgehen gekleidet, zu ihnen trat.

Rosl starrte die schlanke junge Dame in der schwarzen Kleidung mit dem großen durchsichtigen Hut ganz erstaunt an und erkannte in dieser vornehmen Erscheinung die Gretl beinahe nicht wieder.

„Meiner Seel, das hätt' ich mir nicht vorgestellt,

daß Sie in Zivil so ausſehen!“ rief ſie überraſcht. „Wie eine noble Dame! — Nicht wahr, Mally?“

Mally ſelber hatte beinahe vergeſſen, wie die Gretl bei der Ankunft ausgeſehen hatte, und war gleichfalls betroffen von der natürlichen Anmut ihrer Erſcheinung.

Der junge Herr des Hauſes hingegen blickte finſter hinüber, wo eben der Doktor Liſt zum Vorſchein kam und nach einem leichten Lüften des Hutes den Weg abwärts betrat.

„Mir ſcheint, der Doktor Liſt geht auch nach Sankt Barbara hinunter,“ ſagte Fräulein Rosl lächelnd.

„Ja, mit mir,“ geſtand die Gretl einfach.

„Sonſt ſchreibt er doch um dieſe Zeit!“

„Heut iſt er mit ſeiner Schreiberei ſchon fertig und will ſie auf die Poſt geben,“ erzählte Gretl. „Er hat geſagt, er wird mich unten herumführen und mir alles zeigen.“

„Dann laſſen Sie ihn nicht länger warten,“ riet Mally. — „Adieu, Gretl, und viel Vergnügen!“

„Und hüten Sie ſich vor dem Doktor! Das iſt ein Schlankl!“ rief ihr die Rosl mit heller Stimme zu, abſichtlich ſo laut, daß der es hören ſollte.

Gretl grüßte zum Abſchied auch den jungen Chef, erntete als Dank aber nur ein unwilliges Knurren und einen verächtlichen Blick.

„Gott weiß, was er jetzt wieder von mir denkt, weil ich mit dem Doktor geh'!“ ſagte ſich Gretl beklommen.

Die drei blieben noch lange beieinander ſitzen, aber der Franz ſprach kein Wort mehr.

„Gar nicht ſo unmöglich, daß die Gretl da heroben noch ihr Glück macht,“ ſagte die Rosl. „Vielleicht heiratet ſie der Doktor noch.“

„Der denkt grad ans Heiraten!“ brummte Franz.

Etwas elegiſch erwähnte Fräulein Rosl auch ihrer

baldigen Abreiſe. Ihre Mutter hätte nun ihre Marienbader Kur beendigt und ginge zur Nachkur nach Baden bei Wien. Dort müßte ſie ihr unbedingt Geſellſchaft leiſten.

Mally erhob ſich ſchließlich, da ſie, wie ſie ſagte, an ihren Büchern zu tun hatte.

„Geh doch noch ein biſſel mit der Rosl ſpazieren!“ forderte ſie ihren Bruder auf.

Die Rosl wartete Franzens Einwilligung nicht erſt ab. Sie war gleich bereit.

Ehe ſie ſich auf den Weg machten, warf Mally ihrem Bruder einen bedeutſamen Blick zu, den er ſehr wohl verſtand. Es war eine Aufforderung, die Gelegenheit endlich zu benützen.

Sie ſchlugen den oberen Weg ein, der längs des Bergrückens nach der nächſten Ortſchaft führte. Für gewöhnlich war er ſehr ſonnig, aber heute an dieſem bewölkten Tage konnte man ihn gut gehen.

Die Koſten der Unterhaltung trug zumeiſt die Rosl.

Plötzlich ermannte ſich Franz, und wie aus der Piſtole geſchoſſen, begann er: „Unſere Väter ſähen es gern, wenn aus uns beiden ein Paar würde. Wie ſtellen Sie ſich dazu, Fräulein Roſa?“

Schon daß er Roſa zu ihr ſagte, empfand ſie als eine halbe Beleidigung. „Weil unſere Herren Väter es wünſchen, deshalb muß es noch lange nicht ſein!“ antwortete ſie gedehnt. „Nur wenn wir ſelber, wenn Sie — wenn es Ihr tiefſter Herzenswunſch iſt, Herr Franz. So wie man in einen ſauren Apfel beißt, ſo will die Rosl Schramböck nicht gefreit werden. Können Sie alſo mit gutem Gewiſſen behaupten, daß Sie — daß Sie ohne mich nicht leben können —“

„Warum denn gar ſo romantiſch!“ murmelte Franz. „Es paßt bei uns alles ja ganz gut zuſammen, und man wird oft glücklicher in einer ſolchen Ehe, in einer —“

„Vernunftehe!“ ergänzte Rosl scharf. „Warum scheuen Sie sich, das auszusprechen? Wenn Sie schon so ehrlich sind, daß Sie mir keine Komödie vorspielen wollen, dann dürfen Sie sich vor dem Wort auch nicht schrecken. Aber ich muß Ihnen sagen, ich will von einer Vernunftehe nichts wissen.“

„Was noch fehlt, kann ja noch kommen,“ wandte er ein.

In diesem Augenblick wollte er wirklich Rosls Jawort. Ihm schien, als ob es ihn vor einer großen Gefahr retten könnte, wenn sie ihm ihre Hand versprach.

„Dann verschieben wir halt alles Weitere auf die Zeit, wo das Fehlende gekommen ist,“ erklärte Rosl rasch. „Ich sag' nicht ja, und ich sag' nicht nein. Keines von uns beiden ist gebunden. Wir wollen im Herbst öfters zusammenkommen. Da werden wir ja sehen, ob sich das noch einfindet, was ich nun einmal für unumgänglich notwendig erachte, wenn ich an den Altar treten soll.“

— — — — — — — — — — — — —

Gretl und ihr Begleiter waren durch den Ort bis zur Bahn geschlendert. Dort gab Doktor List sein Manuskript auf, und Gretl wartete einstweilen in den Anlagen hinter dem Bahnhof auf ihn. Hernach gingen sie in den Ort zurück, und nun wartete er vor einigen Läden, in denen Gretl sich ein paar Kleinigkeiten beschaffte, die ihr fehlten.

Dann schlug er ihr eine Stärkung bei dem Zuckerbäcker des Ortes vor.

Es gab da einen kleinen Garten. Sie ließen sich nieder, und Gretl bestellte sich ein Eis mit der Bedingung, daß sie es selbst zahlen dürfe.

„Ich habe jetzt so viele Trinkgelder eingenommen, daß ich auch einmal selber eines geben will,“ sagte sie.

„Es ist mir immer ein Dorn im Auge, wenn ich Sie mit der Ledertasche sehe," bemerkte List. „Heute, wo ich Sie zum ersten Male in Ihrer bürgerlichen Tracht sehe, erkenne ich aber erst recht, wie wenig Sie zur Kellnerin geschaffen sind."

„Ich geh' ja auch nicht wieder als Kellnerin," versicherte Gretl mit leicht bebender Stimme.

„Kommen Sie doch nach Wien, sobald es da oben aus ist!" riet List. „Ich werde mich für Sie bemühen, und ich bin sicher, ich kann Ihnen eine glänzende Stellung verschaffen. Eine, wo Sie am Abend frei sind und noch etwas vom Leben genießen können: Theater, Konzerte, hübsche Kleider und wenig Mühe. Würde Sie das nicht locken?"

„Wer weiß, was ich dafür geben müßte!" antwortete Gretl bedenklich. „Meine Mutter würde es jedenfalls nicht erlauben. Nein, solange die Mutter nicht mit mir nach Wien gehen kann, such' ich mir lieber eine Stelle in Innsbruck."

List schwieg. Es stand bei ihm fest, daß er sie noch überreden würde, nach Wien zu kommen. Bis jetzt hatte er ihr seiner Arbeit wegen, die erst fertig werden mußte, nicht viel Zeit widmen können. Aber fortan war ihm der Stein von der Seele, nun wollte er sich angelegentlich damit beschäftigen, diesem reizenden Geschöpf etwas Weltverstand beizubringen.

Nun wollte Gretl sofort den Heimweg zum Waldhof hinauf antreten. Allein Doktor List erklärte, sie dürfe nicht so schnell wieder in ihr Joch zurück. Sie wollten lieber noch zum „Grünen Weiher" gehen und von dort erst zum Waldhof zurück.

Gretl war ein wenig neugierig, den „Grünen Weiher" zu sehen, von dem sie schon so viel gehört hatte, und sie kannte ja die Entfernungen nicht genau und glaubte

daher, daß sie rechtzeitig zurück sein könnte, um oben beim Abendessen zu bedienen.

In der Tat lag der „Grüne Weiher“ nicht sehr weit entfernt von Sankt Barbara, aber List erzählte dem jungen Mädchen auf dem Wege so viel, daß sie weit länger brauchten als nötig.

Gar manches, was er sprach, gefiel Gretl nicht recht, befremdete sie sogar. Er war eben für sie ein Mensch aus einer anderen Welt. Eigentlich sympathisch war er ihr nie gewesen, aber er hatte sie doch immer so achtungsvoll behandelt, gar nicht wie eine Kellnerin, und so war sie von jedem Mißtrauen ihm gegenüber weit entfernt.

Auf dem Wege, der zumeist durch schönen Wald führte, kamen ihnen viele Sommerfrischler von Sankt Barbara entgegen, die auch den Waldhof schon besucht hatten, und gar mancher erstaunte Blick streifte die schlanke, jugendliche Gestalt in dem schwarzen Kleid, aber nur die wenigsten erkannten in der feinen jungen Dame die reizende Kellnerin vom Waldhof oben.

Als sie an ihrem Ziele anlangten und der „Grüne Weiher“ mit seiner kleinen Flottille von Booten vor ihnen lag, dunkelte es schon, denn jetzt, gegen Ende August, waren die Tage schon merklich kürzer.

Die Sonne sank, und ein wohltuend gleichmäßiger Schatten breitete sich über den Kessel, in dem der Weiher und das Restaurant an seinem Ufer lagen.

Gretl wollte nichts genießen, aber List beruhigte ihre Ungeduld.

„Weshalb haben Sie es denn so eilig?“ fragte er. „Es ist doch ohnehin Ihr erster Ausgang in der ganzen Zeit. Und vor wem fürchten Sie sich denn? Wenn der junge Kastner brummt, so lassen Sie ihn einfach brummen.“

Er bequemte sich schließlich aber doch dazu, bald wieder aufzubrechen.

Der Weg führte auch jetzt größtenteils durch Wald, und es wurde hier bereits ziemlich finster.

Schon waren sie dem Ausgang nahe, als List beinahe plötzlich seine bisherige Zurückhaltung aufgab, Gretls Arm faßte und den Versuch machte, sie an sich zu ziehen.

„Gretl!“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Komm mit mir nach Wien! Du sollst es gut haben! Ein Leben wie eine Prinzessin sollst du führen!“

Aber rasch und entschieden machte sie sich frei. „Verzeihen Sie, Herr Doktor!“ rief sie lachend. „Aber ich kann Sie wirklich nicht heiraten!“

List war verblüfft. Wer hatte denn vom Heiraten gesprochen? War die wirklich so naiv, daß sie seine Worte als Heiratsantrag auffaßte?

„Wieso wissen Sie das denn gleich so bestimmt, daß Sie mich nicht heiraten können?“ fragte er.

„Das spürt man doch,“ erklärte Gretl sanft.

„Das bringt mich auf die Idee, daß Sie den schon kennen, den Sie heiraten möchten,“ sagte er mißtrauisch. „Hab' ich recht?“

„Nein,“ antwortete Gretl. „Aber jetzt müssen wir uns eilen. Es wird spät, und ich komm' nicht mehr zurecht, um beim Nachtmahl zu bedienen. Herr Kastner wird böse sein und —“

„Na, was macht denn das?“ fragte List kühl. „Soll er halt selber den Kellner spielen, der hochnasige Patron! Wird ihm nichts schaden.“

Der Weg zog sich mehr in die Länge, als Gretl gedacht hatte, und als sie die Höhe erreichten, war die Abendbrotstunde richtig vorüber.

Als sie dem Waldhof zuschritten, löste sich eine Gestalt aus dem Dunkel los, und eine zornige Stimme

fuhr Gretl an: „Also jetzt endlich kommen Sie! Wer hat Ihnen erlaubt, so lang auszubleiben?“

„Wir haben uns etwas verspätet,“ mengte sich List ein.

„Das war vorauszusehen, da sie ja mit Ihnen gegangen ist!“ antwortete Franz Kastner höhnisch.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fuhr List auf. „Ich muß doch sehr bitten —“

„Und ich muß Sie bitten, sich hier nicht einzumengen. Was ich mit meiner Kellnerin zu verhandeln habe, kümmert Sie gar nichts. Verschwinden Sie lieber!“ setzte er herrisch hinzu.

List machte Miene, sich in der ersten Wut auf Franz zu stürzen, aber er hatte schon in diesem Augenblick die Empfindung, daß Tätlichkeiten zwischen ihm und diesem Bärenmenschen lächerlich seien.

Und da standen auch schon Mally und Rosl wie aus dem Boden gewachsen zwischen den Streitenden.

„Was gibt es denn da?“ fragte Mally.

„In unerhörter Weise angeflegelt hat er mich, Ihr edler Bruder!“ schrie List wütend. „Ein schönes Benehmen dem Gast gegenüber! Das soll Ihnen teuer zu stehen kommen! Ich werde es schon verbreiten, wie man da oben behandelt wird!“

„Aber was ist denn —“

Gretl fiel ein: „Entschuldigen Sie, Fräulein, daß ich so spät gekommen bin. Wir haben uns die Zeit nicht gut berechnet und —“

„Ach, wegen der Verspätung war's ja gar nicht!“ fiel ihr List ins Wort. „Nur weil Sie mit mir gewesen sind. Er wär' halt lieber selber derjenige —“

„Hüten Sie Ihre Zunge!“ rief Franz drohend.

„Wenn es nicht blinde Eifersucht war, weshalb fielen Sie denn so über mich her?“ rief List heraus-

fordernd. „Übrigens ist dieser vom Zaun gebrochene Streit ganz unter meiner Würde. — Ich bitte um meine Rechnung, Fräulein, ich reise morgen ab.“

„Das ist das Gescheiteste, was Sie tun können,“ lobte Franz grimmig.

„Ich bitt' Sie, Franzl,“ beschwichtigte ihn Rosl, „seien Sie doch still!“

„Von mir aus wird die lächerliche Szene jedenfalls nicht fortgesetzt,“ sagte List, sich zum Gehen wendend. „Sie sind wirklich sehr gütig, Fräulein, sich noch um den Frieden zu bemühen,“ bemerkte er vor dem Gehen zu Rosl und sah sie dabei in einer Weise an, daß viele Worte nicht deutlicher sein konnten.

„Sonst haben Sie sich keinen gewußt?“ herrschte Franz, nachdem List kaum verschwunden war, die wie erstarrt dastehende Gretl an. „Grad mit dem haben Sie gehen müssen? Wenn Sie sich mit dem einlassen, da gehen Sie einer netten Zukunft entgegen!“

Gretl öffnete den Mund, um sich zu verteidigen, aber sie brachte kein Wort hervor, und als Mally ihr einen Wink gab, eilte sie fluchtartig davon.

Die anderen drei standen noch eine Weile, redeten aber kein Wort miteinander. Und in dieser nächtlichen Finsternis ging der jungen Hausregentin ein Licht auf und der Rosl vielleicht auch. —

Am nächsten Morgen fuhr Doktor List richtig ab. Und nach dem Mittagessen bat Gretl Mally, sich doch für die letzten Wochen eine Aushilfskellnerin zu besorgen und sie gehen zu lassen.

„So wollen Sie mich im Stich lassen, Gretl?“ fragte Mally kopfschüttelnd. „Das hab' ich aber wirklich nicht um Sie verdient!“

„Gewiß nicht,“ stimmte die Gretl niedergeschlagen zu. „Aber ich kann doch nicht länger in einem Haus

bleiben, wo jemand eine so schlechte Meinung von mir hat wie —“

„Wir reden noch über die Sache,“ tröstete Mally abbrechend. Bei sich fragte sie sich aber, ob sie nicht besser daran täte, sie ziehen zu lassen.

Aber es widerstrebte ihr doch, daß das junge Mädchen, das sich nichts hatte zuschulden kommen lassen, auf diese Weise aus dem Haus gehen sollte.

Das stellte sie Gretl vor, und diese blieb, weil sie einsah, daß Mally recht hatte.

Statt ihrer reiste in den nächsten Tagen Rosl Schramböck ab, die von ihrer Mutter schon mehrmals heimbeordert worden war.

Sie war bis zuletzt freundlich mit der Gretl, sah sie aber zuweilen so neugierig und sonderbar an, daß das junge Mädchen sich unter diesem Blick ganz befangen fühlte.

„Auf Wiedersehen in Wien!“ sagte ihr die Rosl zum Abschied.

Gretl schüttelte den Kopf. „Ich komm' nicht nach Wien.“

„Wollen Sie wetten, daß wir uns diesen Winter in Wien wiedersehen?“ fragte die Rosl lächelnd.

Zwischen der Rosl und dem Franz war es zu keiner Aussprache mehr gekommen, und die Mally sah ein, daß es besser war, wenn sie selbst die Rosl zur Bahn brachte, anstatt den Bruder damit zu beauftragen. Diese beiden hatten einander offenbar nichts mehr unter vier Augen zu sagen. —

Es wurde nun nach und nach stiller auf dem Waldhof. Für manchen abreisenden Pensionsgast kam kein Ersatz mehr, und auch aus Sankt Barbara kamen die Kurgäste nicht mehr so zahlreich herauf.

Gretl bediente nach wie vor pflichttreu im Hause,

aber das alte freudige Spiel war es nicht mehr. Ihre frühere Heiterkeit war verschwunden, und in ihrer jetzt häufigeren freien Zeit sah man sie nicht im Hause. Sie verkroch sich in ihrem Giebelstübchen, aus dem sie dann blaß und still wieder zum Vorschein kam.

Franz legte ihr nichts mehr in den Weg. Er tadelte sie nicht mehr, aber er sprach auch nicht mit ihr.

In den nächsten Tagen regnete es ununterbrochen. Vom 1. September ab sollte auch das Auto nicht mehr verkehren, und da die Resi sich unterdessen neben der Gretl genügend eingearbeitet hatte, konnte sie den Rest der Saison wohl auch allein auskommen.

So trat die Gretl wieder vor Mally hin und bat sie um ihre Entlassung.

Mally sträubte sich wohl, allein es geschah mehr der Form wegen, denn es schien ihr selbst angezeigt, daß das junge Mädchen nun wieder heimging und Vergessen sich auf diese Sommerepisode senkte. Also gab sie mit freundlichen Worten ihre Einwilligung.

Gretl ging und packte ihren schwarzen Koffer, steckte die in ein stattliches Paket Banknoten umgewandelten Trinkgelder — von denen sie sich zuschwur, daß es die ersten und letzten sein sollten — in ihr Täschchen und schlüpfte wieder in das schwarze Kleid, in dem sie gekommen war.

Ihre Rolle als Sommerkellnerin war ausgespielt.

„Man glaubt's gar nicht, daß das die Gretl ist," sagte die Resi, als sie das schlanke junge Mädchen verwundert betrachtete.

„Jetzt gibt's auch keine Gretl mehr," antwortete das junge Mädchen. „Sie hat sich wieder in die Blandine Thurgauer zurückverwandelt."

Sie nahm vom ganzen Hause freundlichen Abschied. Nur einer fehlte — der junge Herr.

Blandine bat, Mally möge ihm ihre Empfehlung ausrichten. Dazu hielt sie sich für verpflichtet, aber besser war's jedenfalls, er war nicht da.

„Schade!" seufzte Mally leise, als Blandine hinter der Umzäunung verschwunden war.

Blandine war viel zu früh auf den Bahnhof gekommen, es war noch lange bis zur Abfahrt. Nachdem sie den Sepp, der ihr Gepäck brachte, freigebig abgelohnt und ihren Handkoffer aufgegeben hatte, setzte sie sich in das leere Wartezimmer.

Durch das Fenster konnte sie noch den Waldhof erblicken. Den übergoß die Morgensonne mit ihrem Schein.

Warum war ihr denn nur gar so bang zumute? Sie sollte doch froh sein, daß sie fortkam!

Aber es half nichts, sie mußte sogar ihr Tüchlein ziehen, um sich die Augen zu wischen.

Als sie es wieder wegstecken wollte, erschrak sie. Eine hohe Gestalt trat auf sie zu.

„Weshalb weinen Sie, Blandine?" fragte Franz mit einer ganz anderen Stimme als sonst. „Ist's Ihnen denn gar so schlimm gegangen bei uns oben?"

„Ich hab' mich über nichts und über niemand zu beklagen gehabt," antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, aber mit einem Anflug von Trotz in den Mienen. „Nur —"

„Über mich," ergänzte Franz trocken. „Ja, ich hab's zu arg getrieben. Sie haben sich ohnehin so plagen müssen und nun auch noch —"

„Warum sind Sie denn nur immer so bös gewesen?" fragte Blandine und errötete.

„Warum?" Franz blickte einen Augenblick verlegen vor sich hin, aber dann sah er auf und geradeswegs in Gretls schöne fragende Augen. Der Ausdruck seines Blickes war auf einmal so sprechend, daß

er gar nichts mehr zu reden gebraucht hätte. „Warum?“ Er beugte sich zu ihr und flüsterte ihr zu: „Weil ich dir viel zu gut war, Blandine!“

„Deshalb waren Sie so bös?“ fragte sie. „Das kann ich aber wirklich nicht verstehen.“

„Sehr gut ist das zu verstehen,“ widersprach er. „Wenn einer zusehen muß, wie die Mannsbilder wie die Fliegen um das Mädel herumsummen, das er am liebsten unter eine Glasglocke stellen möchte, daß der wütend wird, wenn —“

„Aber ich hab' doch nichts dafür können!“

„Und nun gar der Doktor List —“

„Der? Na, den hab' ich doch bedienen müssen —“

„Das ist jetzt aus! Sie werden keinem mehr ein Glas Bier bringen. Keine Trinkgelder mehr —“

„Nein, das tu' ich auch nicht mehr,“ bestätigte Blandine ernsthaft. „Ich fang' was anderes an.“

„Dazu bin ich ja gekommen, Ihnen eine andere Stellung anzubieten,“ sagte Franz eifrig. „Frau Kastner junior — wollen Sie die Stellung nicht haben? — Willst du, Gretl?“

„Sie sollen aber doch die Rosl heiraten?“ rief Blandine, der tausend Teufelchen aus den Schelmenaugen blitzten.

„Sollen!“ rief er. „Aber ich mag nicht, und ich will nicht, und ich —“

„Aber was wird denn die Fräulein Mally sagen? Und gar der Herr Vater und die Frau Mutter in Wien?“

„Gar nix. Und ich sag' jetzt auch nix mehr!“

Und da zog er sie an sich und küßte sie und küßte sie immer wieder.

Und da sagte sie auch nichts mehr.

Aus der Geschichte der Polizei.

Von Wilhelm Fischer.

Mit 15 Bildern nach alten Originalen.

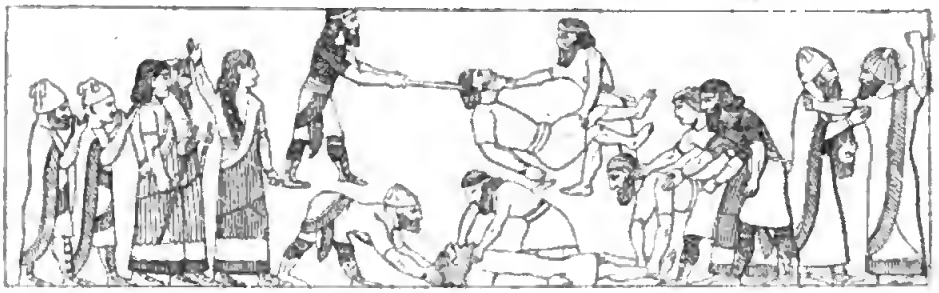
(Nachdruck verboten.)

Die Polizei ist ein Institut der modernen Welt. Aber zu behaupten, wie es G. Zimmermann tut, daß es im Altertum und Mittelalter keine der modernen Polizei ähnlichen Behörden, keine unserem Schutzmann, unserem „Fahnder“ entsprechenden Beamten gab, heißt Tatsachen verkennen und einseitig entstellen. In Wirklichkeit arbeitet die Polizei gewisser Staaten noch mit den nicht einmal immer ganz einwandfreien Mitteln der assyrischen, persischen, ägyptischen, griechischen und römischen Geheimpolizei. Die aediles plebeji im alten Rom hatten ausdrücklich die Straßen-, Markt- und Sicherheitspolizei zu besorgen. Der Stadtpräfekt von Rom war zwar kein Polizeipräsident im modernen Sinn, aber der Fülle der in seiner Hand vereinigten Polizeigewalten wegen fast mächtiger wie die Cäsaren. Und war nicht Fouché, der Polizeiminister Napoleons, mächtiger im Lande als der Soldatenkaiser selbst?

Fouché war einer der Begründer der modernen Polizei, der zu seiner Bereicherung an Macht und Geld „seine“ Geheimpolizei ganz nach dem Vorbild der sogenannten Sykophanten griechischer Tyrannen und der Delatoren römischer Cäsaren organisierte.

Alles ist schon dagewesen, heißt es auch hier.

Der ägyptiſche und aſſyriſche „Schutzmann“ war allerdings Transporteur, Folterer und Büttel in einer



Polizeiliches Foltern aſſyriſcher Verbrecher.

Perſon (vergleiche unſere ſechs erſten Bilder), aber er hatte doch auch ſelbſtändige polizeiliche und polizei-

Zählen der abgeſchlagenen Köpfe.

richterliche Diſziplinargewalt. Die perſiſche Geheimpolizei war das Vorbild der geheimen Polizei unter

Verhaftung von Dieben bei den alten Ägyptern.

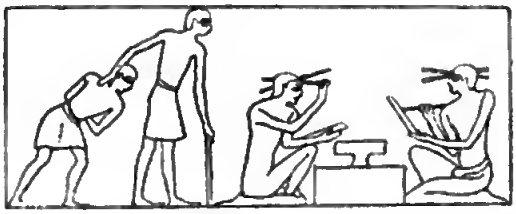
den römiſchen Kaiſern, die „das Glück, denken zu dürfen, was man will, und ſagen zu dürfen, was man

denkt", dem Volke verwehrten. In seiner Darstellung der Majestätsprozesse, die sich wie ein leitender Faden durch die innere Geschichte jener Schreckenszeit zieht, hat Tacitus, wie L. Friedländer ausdrücklich betont, nur jene höhergestellten, den Blicken der Mitwelt ausgesetzten Delatoren gebrandmarkt, die ihr schändliches Gewerbe in Hoffnung auf hohe Gunst und Beförderung trieben; die im höchsten Grade verderbliche Tätigkeit der im Verborgenen schleichenden bezahlten Späher und Horcher zu schildern, überließ er anderen.

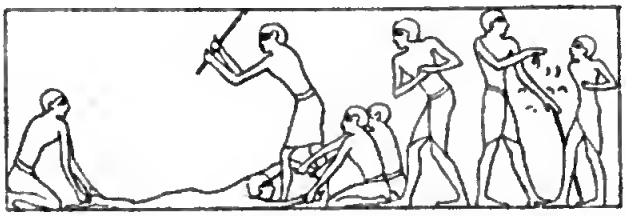
Diese Art von Polizei stellt Dio Cassius an den Pranger. „Die Spione," schreibt er, „sind Leute, die Unschuldige aus Haß, oder weil sie nicht zahlen, oder weil ihre Feinde es wollen, denunzieren." Claudius hatte in den Familien der Vornehmen Spione, Nero, wie Plinius berichtet, in der römischen Demimonde zahlreiche Kundschafterinnen, die mehr Hinrichtungen veranlaßten als sein eigener Haß. Kaiser Hadrian machte aus seinen Gendarmen, dem Korps der Furiere, den Frumentaren, sogar Provokateure. „Ein Soldat," sagt Epiktet, „setzt sich in bürgerlicher Tracht neben dich und fängt an vom Kaiser übel zu reden. Sagst du auch, was du denkst, dann wirst du in Ketten gelegt und ins Gefängnis geworfen." Aristides stellt von der Regierung dieses Kaisers fest, das ganze Reich sei niedergedrückt und von Furcht geknechtet gewesen, da in allen Städten Spione behorchten, was man sprach, und jedermann vor seinem Schatten zitterte. Dieses Unwesen war durch die römische Klatsch- und Skandalsucht großgezogen. Denn ein Mann, der Sklaven und Klienten hatte, besaß bald keine Privatgeheimnisse mehr. „Schwiegen seine Sklaven," sagt Juvanal, „so redeten seine Pferde und Hunde, seine Türen und Wände."

Die Geschichte der geheimen Polizei wenigstens be-

weiſt uns, daß alles, was dageweſen iſt, wieder erſcheint, daß die Wege, die nach Rom führen, auch fort von Rom geleiten. Es iſt erwieſen, daß Königin Katharina von Medici aus ihrem „Geſchwader“ junger ſchöner Hofdamen ganz gefährliche Spioninnen machte. Und zu der Pariſer Schreckenszeit war die Furcht vor den Delatoren des Wohlfahrtsausſchuſſes ſo groß, daß Camille Desmoulins in ſeinem Vieux Cordelier die Fanatiker und Diktatoren des „Berges“ unter dem Beifall der Menge und auf Anregung Dantons zur Mäßigung und Menſchlichkeit aufforderte, indem er die damalige polizeiliche Tyrannei mit der Neros verglich. Dieſer Vergleich, der in Paris gut verſtanden wurde und der wenige Monate ſpäter Danton und Desmoulins den Kopf koſtete, zeigt uns, daß die polizeilichen Schattenſeiten des Altertums ſich auch in der modernen Welt verhängnisvoll zeigen konnten.



Ägyptiſche Verbrecher werden vor Gericht gebracht.



Baſtonade bei den alten Ägyptern.

Gefeſſelte ägyptiſche Diebe werden dem Richter vorgeführt.

Das hängt in erster Linie mit dem Mißbrauch der Macht zusammen, der besonders im Mittelalter häufig war, wie überall dort, wo viel Machtfülle waltet. Das beweist schlagend die Geschichte der Polizei im Mittelalter. Wenn auch trotz der kaiserlichen Polizeiverordnungen, die von den wenigsten beachtet wurden, im Mittelalter die Polizei als Staatsanstalt nicht existierte, so bestand sie dem Wesen nach doch in der Gemeindepolizei der Reichsstädte, den landes- oder grundherrlichen Machtbefugnissen der Dynasten und Kapitel, in der Landeshoheit der Fürsten und in der Reichspolizeigewalt des Kaisers.

Die Sicherheitspolizei war allerdings in der Hand der Justiz, die ihren Zweck, abzuschrecken und vor Verbrechen zu warnen, durch barbarische Strafen zu erreichen strebte. Strafen allein hielt sie für das beste Mittel zur Verhütung von Verbrechen. Wie die Justiz regierte auch sie mit Büttel und Henker.

Der Reichsabschied von 1500 gab Gesetze wider Pfeifer, Schalksnarren, Bettler und Zigeuner; gegen Wucher, Betrug, Gotteslästern, Schwören, Zutrinken und den Kleiderluxus. Die Reichspolizeiverordnung von 1530 ordnete die Rechte der Zünfte und wandte sich gegen die bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnissen eingerissene Verschwendung. 1548 folgte eine neue Reichspolizeiverordnung, 1577 die dritte. Man befolgte den Grundsatz, eine neue Polizeiverordnung zu erlassen, wenn die alte „an vielen Orten in Vergeß gestellet und ihr in mannigfachem Weg zuwider gehandelt“ wurde, wie der Eingang zur Polizeiverordnung von 1577, der letzten im Reich, ausdrücklich feststellt.

Auch die deutschen Landesherren und Magistrate erließen besondere Polizeigesetze, deren Durchführung den Gerichten, den Hofräten und den Magistraten an-

vertraut war, während von der Reichsgewalt die Kreisoberſten dazu erſehen waren. Die Exekutivpolizei lag in den Händen der Vögte und Amtmänner, der Scharwächter, Büttel und der oft militäriſch und auf dem Lande durch die Hinterſaſſen komplettierten ſogenannten „Streifen“.

In Frankreich lag vor Ludwig XIV. die oberſte

Abführung ins Gefängnis.
Nach einem Holzſchnitt aus dem Jahre 1512.

Polizeigewalt zu Paris und anderen Städten in den Händen der Notablen, die unter dem Vorſitz des Stadtprevots ihre Maßnahmen berieten und beſchloſſen. Außerhalb der Städte handhabten die königlichen Juſtizbeamten, die Parlamente und Lehnsherrſchaften die Polizei mit Unterſtützung der Maréchauſſée, einer Art von Gendarmerietruppe zu Pferde. Als Mitte des 17. Jahrhunderts Paris und Frankreich

von den Räuberbanden der Rougets und Grisons heimgesucht, die Unsicherheit in der Hauptstadt bedrohlich wurde und besonders die Morde zunahmen, bestimmte Ludwig durch Edikt vom März 1667 in betreff der Sicherheit der Stadt, der Propstei und der Grafschaft Paris, daß die Polizei einem königlichen Beamten, der den Titel Lieutenant général de la police führe, zu unterstellen sei. Damit war die Polizei den Händen der Munizipalität entwunden und die gesamte Beamtenschaft einem einzelnen Manne, eben dem Generalpolizeileutnant, unterstellt, der niemand verantwortlich war als dem König. Im Jahre 1699 wurde das Edikt auf ganz Frankreich ausgedehnt.

Der erste Generalpolizeileutnant von Paris war Gabriel Nikolaus de la Reynie, ein Mann, dessen Tugenden und Leistungen selbst ein Saint-Simon alle Anerkennung zollte. „La Reynie," schreibt der hervorragende Pamphletist, „war ein Mann von großer Tugendhaftigkeit und hoher Begabung, der in einer Stellung, die er sozusagen geschaffen hatte und die geeignet war, den Haß aller zu erwecken, sich die hohe Achtung aller erwarb." Er hatte bloß 42 Angestellte in seinen Schreibstuben und 48 Polizeiinspektoren unter sich. Die Exekutivpolizei bestand aus 60 Sergeanten und der Maréchaussée von Paris. Die bewaffnete Macht, die ihm für Polizeizwecke zur Verfügung stand, setzte sich aus der Pariser Stadtgarde von 111 Mann zu Pferde und 875 Mann Infanterie und aus einer Kompanie von 76 Bogenschützen zu Fuß zusammen, die unter dem Befehl eines Brigadiers standen.

La Reynie war ein Polizeigenie ersten Ranges, das sich in der großen Giftmordtragödie, deren Heldinnen die Marquise Brinvilliers und die Zauberin La Voisin waren, ebenso bewährte wie in der Bekämpfung der

Pariſer Verbrecherbanden. Ihm verdankte Paris die Errichtung der Scharwache, die Aufſtellung der öffentlichen Laternen, die Straßenreinigung, Maßnahmen

Gerichtsbote zu Straßburg 1630.

in ſanitärer Hinſicht und eine Menge von modernem Geiſt getragener Verordnungen, die noch heute beſtehen. Dreißig Jahre war er im Amte, aus dem er eine Art Miniſterpoſten ſchuf. Im Juni 1709 ſtarb er im Alter von vierundachtzig Jahren zu Paris. Sein Nachfolger,

Marc-René Georges Voyer de Paulmy, Marquis von Argenson, war einer jener Polizeichefs, über die man das meiste Gute und das meiste Schlechte gesagt hat. Einer seiner Zeitgenossen schildert ihn als großen, brünetten Mann, der so schwarz von Gesicht war, „daß er Schrecken erregte". In der Öffentlichkeit stolz, hart, unzugänglich, war er dagegen in seinem Privatleben der sanfteste, liebenswürdigste Mann. Er war aber so allgemein verhaßt, daß, als seine irdische Hülle am 10. Mai 1721 in die Kirche gebracht wurde, das Volk den Zug mit Verwünschungen begleitete. Die Weiber hielten die Pferde des Leichenwagens an und schrieen: „Ah, da liegt das wilde Tier, das uns so viel Böses zugefügt hat!"

Die Ursache dieses Volkshasses war der höfische Mißbrauch des von Argenson eingeführten Systems der „lettres de cachet" und die Folge eines sehr ungeschickten Versuchs der Errichtung einer Sittenpolizei, wobei wohl zu verstehen ist, daß im Volke derartige Neuerungen als Staatsstreiche bewertet, empfunden und behandelt werden mußten, obschon die Sittenpolizei an und für sich notwendig war. Argenson, von dem sein eigener Sohn sagte, daß seine Privatmoral keine vollständig reine war, hatte dazu kein Recht.

Dieser Sohn, Pierre Argenson, war ein Freund Ludwigs XV. und als Nachfolger seines Vaters einer der Polizeichefs, denen die Bevölkerung zujauchzte. Er ist derjenige, der aus dem winkeligen alten Paris das neue Paris „begründete". Ihm verdankt es die Elysäischen Felder, die Rue Royale und eine Anzahl von Parken, auch paßte er die Polizei in jeder Form den Interessen der Pariser an, die ihn schon deshalb auf den Händen trugen, weil es ihm gelang, den Räuber Cartouche und seine Bande, die jahrelang Paris

Gabriel Nikolaus de la Reynie.
Nach dem Gemälde von Mignard.

in Schrecken ſetzen konnten, der gerechten Vergeltung zuzuführen und zu verhaften.

Anders waren ſeine Nachfolger Herault (1725 bis 1746) und Berryer (1747—1757) geartet. Von Herault ſchreibt Dulaure in ſeiner Geſchichte von Paris: „Die

strengsten und schärfsten Maßregeln, von denen er glaubte, daß sie ihn am leichtesten und schnellsten zum Ziele führen würden, wählte er. Auch hatte er nur Ohren für seine Kreaturen und blieb niemals auf der Bahn des gesetzlichen Verfahrens." Seine zahlreichen Häscher drangen selbst während der Nacht in die Wohnungen der Bürger, überstiegen die Mauern, sprengten die Türen, achteten weder Alter noch Geschlecht.

Ähnlich wirkte auch Generalpolizeileutnant Berryer, ein Günstling der Pompadour. Er war es auch, der, um seiner Gönnerin und dem König gefällig zu sein, das sogenannte „Schwarze Kabinett" errichtete. In diesem ließ er die intimsten Briefe an und von solchen Personen öffnen und kopieren, deren Geheimnisse nach seiner Annahme den König interessierten.

Gabriel de Sartine, der von 1759 bis 1776 amtierte, war ein ebenso fähiger als ehrgeiziger Polizeichef, der im Laufe der Zeit durch seine persönliche Geschicklichkeit der bestunterrichtete Polizeichef Europas war.

Der eigentliche Erfinder der sogenannten politischen Polizei des Ancien régime war sein Nachfolger im Amt, der berühmte Lenoir, der von 1776 bis 1785 Generalpolizeileutnant war. Selbst Parlamentsräte, Ritter des Ludwigsordens, Höflinge und die vornehmsten Damen der Gesellschaft dienten ihm als Spione. Seine Kreaturen waren als Domestiken in den Häusern der oberen Zehntausend untergebracht. Die Camelots, die Pfandleiher, die Kuppler, die Dirnen waren in seinen Diensten; um sie bezahlen zu können, machte er sich die Bankhalter der Spielhäuser tributpflichtig.

Der letzte Generalpolizeileutnant des Ancien régime war Herr Thiroux de Crosne. Persönlich ein anständiger, in seinem Amt gerechter Mann, wurde er in einem Augenblick an die Spitze der Polizei gestellt, wo das

alte Königtum in ſeinen Fundamenten bedroht war; das Verhängnis konnte er nicht mehr beſchwören. Am 24. April 1794 wurde de Crosne guillotiniert; er iſt wie ſein König als Opfer der Sünden ſeiner Vorgänger geſtorben.

Während der ganzen Revolution bis zum Direktorium war die Polizei nichts als eine einfache Gemeindeanſtalt. Der Sicherheitsausſchuß, der die politiſche Polizei leitete und auch ſonſt das römiſche Delatorenunweſen ſchuf, gliederte dem ſtädtiſchen Nachforſchungskomitee einen organiſierten Spionierdienſt unter dem berüchtigten Spion Heron an, dem etliche zwanzig Souschefs beigegeben wurden. Dieſe befehligten ihrerſeits ganze Kompanien von Häſchern und Lockſpitzeln. Senart, der Agent des revolutionären Ausſchuſſes, ſchreibt in ſeinen Memoiren von dieſer Geſellſchaft: „Jeder einzelne Mann aus dieſer Truppe war ein unter den Befehlen des Wohlfahrts- und des allgemeinen Sicherheitsausſchuſſes ſtehender und der Leitung Herons unterſtellter Mouchard. Robespierre verwendete dieſen Herrn, um den allgemeinen Sicherheits-

Polizeikommiſſär und Scharwächter unter Ludwig XIV.

ausschuß überwachen zu lassen, und der Sicherheitsausschuß bediente sich seiner, um den Wohlfahrtsausschuß zu beobachten."

Auch Robespierre hatte seine besondere Polizei, die viele Agenten in den Kluben und Spione in den Gefängnissen unterhielt und dafür sorgte, daß die Guillotine nicht feierte.

Unter dem Direktorium wurde die gesamte Polizei Frankreichs einem besonderen Ministerium untergeordnet. Der erste republikanische Polizeiminister war der Rechtsgelehrte Merlin de Douai, dem in raschem Wechsel nicht weniger als sieben Minister in nicht ganz zweieinhalb Jahren folgten. Mit der von Barras unterstützten Wahl Fouchés zum Polizeiminister, die der Vorläufer des 18. Brumaire war, tritt ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der modernen Polizei ein.

Der ehemalige Oratorianer Joseph Fouché und spätere Herzog von Otranto war der Begründer der bonapartistischen Mouchardpolizei, die in sich alle Greuel und Schändlichkeiten der alten römischen Kaiserpolizei, alle Spitzfindigkeiten und Kniffe der machiavellistischen Polizei der Signoria von Venedig und des Ancien régime vereinte. Aus der Geschichte seiner Vorgänger wußte er sehr wohl, daß die Republik ihm weder eine sichere Stellung noch Macht und Reichtum gewährleisten konnte. Deshalb förderte er Napoleon, dessen Ehrgeiz er kannte, in der Hoffnung, daß die Zivilgewalt ihm später zufallen würde. War er auch nicht gerade der Macher, so war er doch der indirekte Organisator des Staatsstreiches vom 18. Brumaire, zu dessen Gelingen er durch sein pflichtwidriges Verhalten am meisten beitrug. Fouché hatte bei allen Vorgängen, die im Leben, im Aufstieg und im Niedergang Napoleons von Wichtigkeit waren, seine Hände im

Spiel, einerlei, ob er Polizeiminiſter war oder nicht, denn er beſaß ſeine eigene geheime Polizei. Bourienne wirft ihm ſogar vor, daß er auch an der Verſchwörung

Gabriel de Sartine, Generalpolizeileutnant von 1759 bis 1776.

Cadoudals und Pichegrus und der des Generals Mallet beteiligt geweſen ſei.

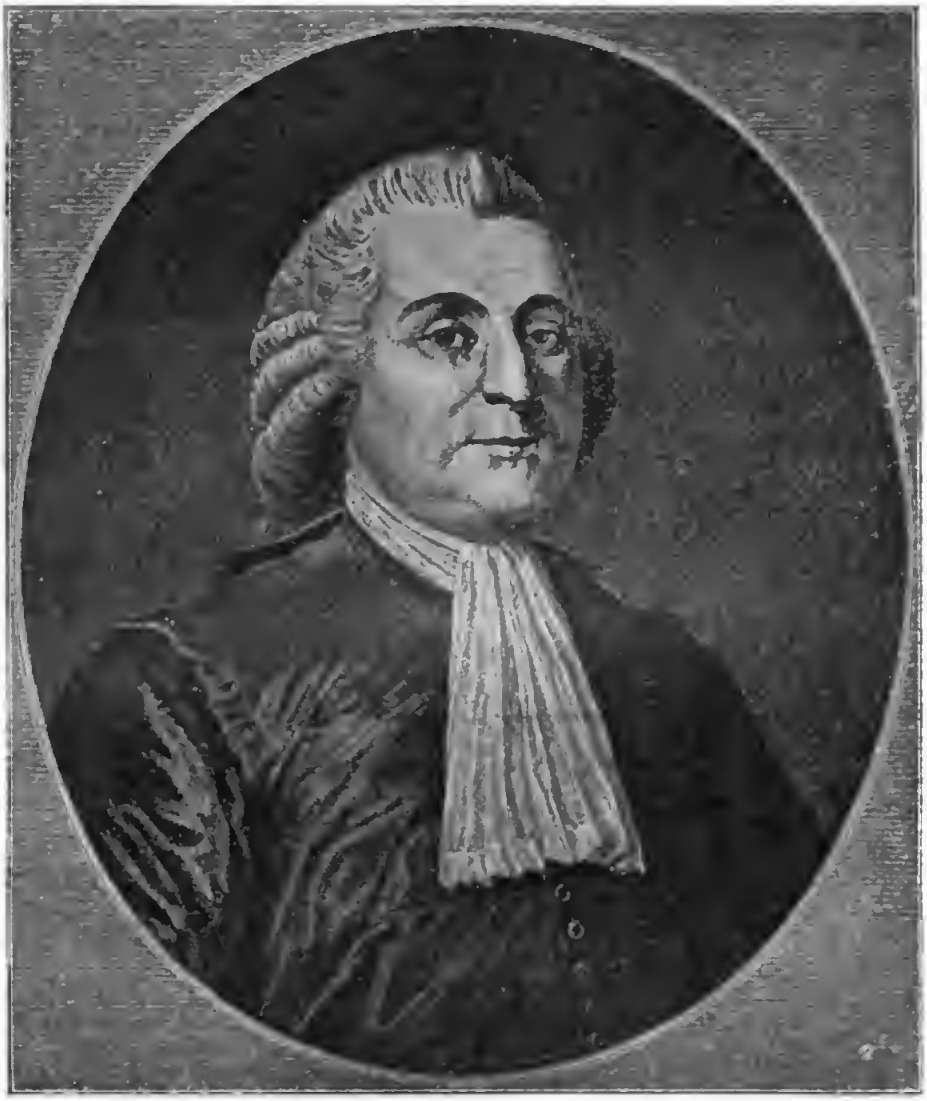
Als Polizeimann ſelbſt bewies Fouché durch ſeine Organiſation der geheimen Polizei und des groß-zügigen Spionageweſens — Fouché beſoldete zeit-

weilig dreihunderttauſend geheime Spione —, das alles in den Schatten ſtellte, was die römiſchen Tyrannen, die Signoria und die Könige von Neapel zur höchſten Vollendung in dieſer Beziehung gebracht hatten, daß auch ihn der elektriſche Strom des Genies, der aus einfachen Soldaten Feldherren machte, durchpulſte, daß auch er einer der großen Auserwählten jener Epoche war. Er war entſchieden das größte Polizeigenie aller Zeiten!

Die ſchöpferiſche Energie dieſes Mannes, deſſen Verdienſte der Kaiſer, der ihm übrigens nicht über den Weg traute, mit dem Herzogshut belohnte, ſteht in der Geſchichte unerreicht da. Seine Sicherheitspolizei, ſeine Ordnungs- und ſeine Straßenpolizei waren für unſere Polizei und die Polizei anderer Länder ebenſo vorbildlich, als es die Gendarmerie Savarys und die Napoleoniſche Organiſation der Landespolizei und andere waren. Ebenſo verwerflich aber war auch ſeine Lockſpitzelei und ſeine geheime weibliche Polizei, die aus den meiſten Pariſer Salonen zu Napoleons Glanzzeiten Fouchéſche „Mauſefallen“ machten. Unter dieſen „Mauſefallen“ war der Salon der ſchönen Kreolin Hamelin der berühmteſte. Frau Hamelin galt allgemein für reich; ihr Mann war nicht umſonſt Armeelieferant. Wem fiel es ein, nur zu mutmaßen, daß jeder Diener in dieſem Hauſe ein Mouchard und die Hausherrin ſelbſt eine ebenſo gutbezahlte, als eifrige Spionin Fouchés war? Bald wagte man in ganz Paris nicht mehr laut zu denken; ſtets mußte man fürchten, von irgend einem Gaſt oder Dienſtboten, der im Solde der Polizei ſtand, behorcht und denunziert zu werden.

Nach Dulaure behielt die Reſtauration dieſe „Mauſefallen“ und, was ſchlimmer iſt, auch die Fouchéſchen Agents provocateurs bei. Daß Napoleon III., der auch im Menſchlichen-Allzumenſchlichen ſeinen großen Oheim

kopierte, die weibliche Lockſpitzelei und politiſche Topfguckerei des erſten Kaiſerreichs wieder aufleben ließ



Generalpolizeileutnant Lenoir (1776—1785).

und Morny ſeinen Vorgänger Fouché nachahmte, iſt bekannt.

Charakteriſtiſch für die Polizei Louis Napoleons iſt folgende Geſchichte, die Herrn v. Maupas in Toulon paſſierte. Er war dort Präfekt. Eines Tages fiel es ihm ein, eine Verſchwörung zu entdecken und drei

Polizeiliche Strafen im 18. Jahrhundert zu Wien

Straßenkehren, Abschneiden der Haare, Prügel usw.

Präfekturräte als Mitglieder derſelben zu verhaften. Der Staatsanwalt erklärte ihm, daß er nicht den Schatten eines Grundes zur Erhebung der Anklage gegen die Verhafteten fände. „Seien Sie ganz ruhig,“ ſagte Maupas, „ich erwarte einen ſehr gewandten Polizeiagenten aus Paris, der es ſchon zu machen wiſſen wird.“

Der ehrliche Staatsanwalt aber ſchlug Lärm, und Herr v. Maupas wurde von Napoleon zum Polizeipräfekten von Paris ernannt, wo er den Staatsſtreich vom 2. Dezember organiſierte.

Wir haben der Geſchichte der franzöſiſchen und hauptſächlich der politiſchen Polizei deshalb einen größeren Raum gewährt, weil ihr Einfluß auf die Entwicklung der modernen Polizei überhaupt dazu berechtigt. Es gab ja eine Zeit, in der es bei uns zum guten Ton gehörte, franzöſiſches Weſen, franzöſiſche Sitten und Gebräuche unſerer deutſchen Art aufzupfropfen. Aber was die Polizei betrifft, ſo handelt es ſich nicht um bloße Nachahmung. Auch bei uns ſchlugen die öffentlichen Verhältniſſe eine ähnliche ſtaatspolitiſche Entwicklung ein wie vordem in Frankreich, und durch die vielen Kriege nahm trotz tüchtiger Polizeimaßregeln auch bei uns das Gaunertum ſo überhand, daß unſere alte Polizei verſagte. „Die unaufhörlichen Kriegsbewegungen in Deutſchland,“ bezeugt Avé-Lallemant, „begünſtigten den Zug und Verſteck des Gaunertums außerordentlich, und wenn auch die Einrichtung berittener Sicherheitsbeamten den zahlreichen frechen Poſtberaubungen einigermaßen Abbruch tat und den Reiſenden größeren Schutz gewährte, ſo war damit der ganze übrige Verkehr auf dem Lande und in den Städten durchaus noch nicht hinreichend geſchützt, und ſelbſt die ſehr ſtrengen Kreisbeſchlüſſe in Franken,

Schwaben und am Rhein gegen die Gauner und Vaganten reichten bei weitem zu dieſem Schutze nicht aus.“

Der erſte, der unter den deutſchen Fürſten die Notwendigkeit einer gründlichen Polizeireform erkannte, war Friedrich der Große. Am 20. Februar 1742 entzog er dem Magiſtrat der Hauptſtadt Berlin die Polizei und übertrug deren Verwaltung einem königlichen Polizeidirektor. Daß bei der Reform unſerer Polizei franzöſiſche Erfahrungen benützt und manche Teile der Organiſation der Pariſer Polizei, wo ſie unſerem Bedürfnis entſprachen und in Frankreich ſich bewährt hatten, übernommen wurden, iſt auch durch den internationalen Charakter des Kampfes gegen das Verbrechertum erklärlich. Noch bedeutender wurde der franzöſiſche Einfluß bei Beginn des 19. Jahrhunderts, wo manchmal halb Deutſchland franzöſiſche Polizei hatte. Es wird niemand geben, der dem polizeilichen Wirken zum Beiſpiel des Generalkommiſſärs Jollivet in der Pfalz und des Generalkommiſſärs Jeanbon Saint-André in der Rheinprovinz ſeine Anerkennung verſagen könnte. Was die beiden und ihre Subſtituten Keil, Theremin, Peterſen ohne die Hilfsmittel der modernen Großſtadtpolizei, das heißt ohne

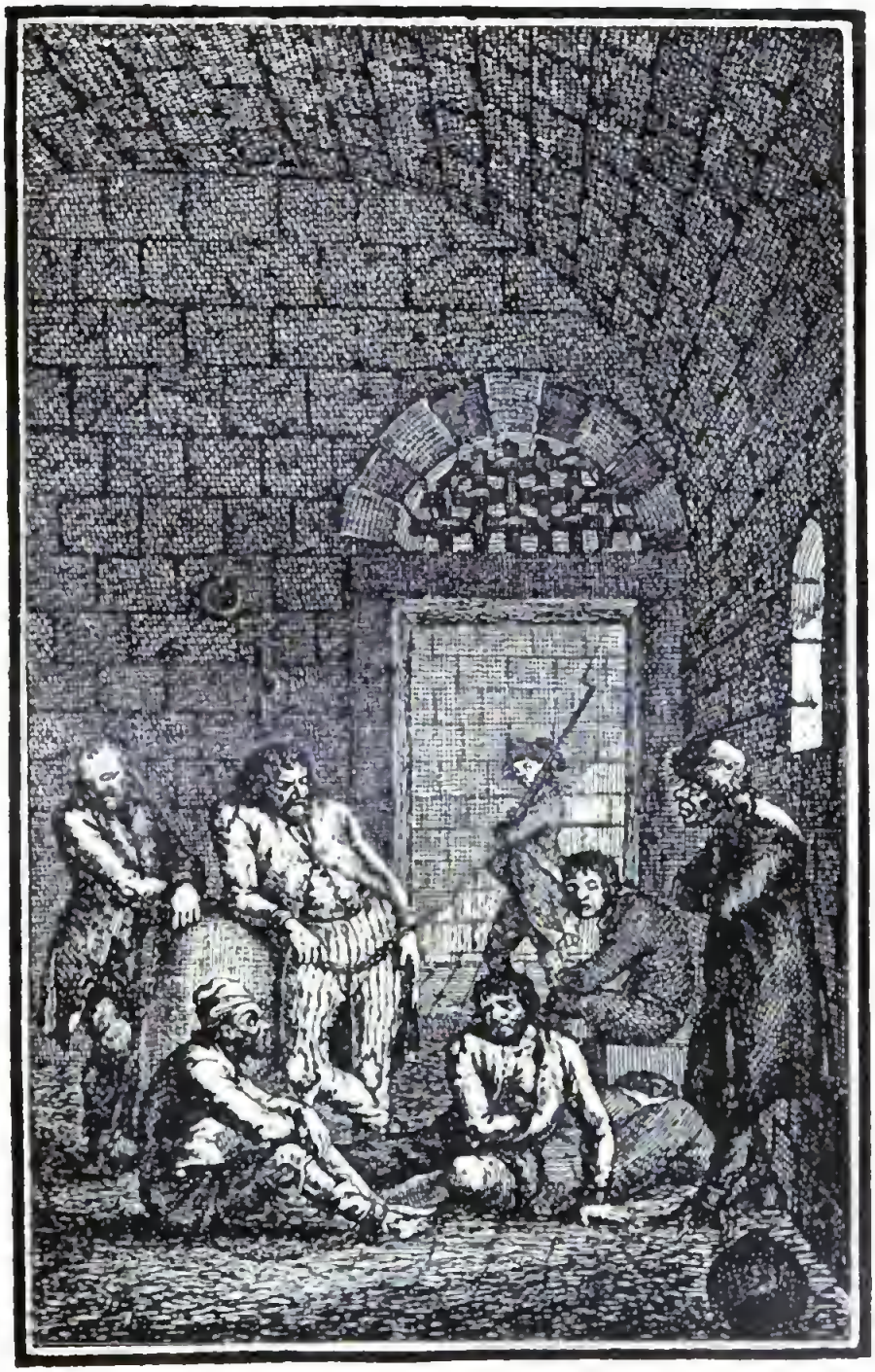
Fouché.

Telegraph, ohne Telephon, ohne Bertillonsche Messungen, ohne Polizeiexperten, ohne die Wunder der Daktyloskopie, ohne die guten Nasen unserer Polizeihunde und ohne die Pflichttreue unserer Beamten, gegen die an Kopfzahl mächtigen, gut organisierten Verbrecherbanden leisteten, ist historisch so bedeutend und vorbildlich gewesen wie bei uns vielleicht nur noch das Wirken des Sulzer Oberamtmanns Schaeffer und des Reichsgrafen Schenk von Kastell, des berühmten „Malefizschenk".

Damals wurden von der „einen, unteilbaren französischen Republik" auf dem eroberten linken Rheinufer vier Departements organisiert, verschiedene kleine Territorien zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt, was die polizeiliche Überwachung und kriminelle Verfolgung der Verbrecher, die vordem von einem Ländchen in das andere flüchten konnten, bedeutend vereinfachte. Die Polizeigewalt, die bisher einer Menge voneinander unabhängiger Persönlichkeiten anvertraut war, lag jetzt in den Händen eines einzigen Mannes; sie erhielt dadurch größere Energie und konnte sich wirksamer und besser betätigen.

Jeder Ort erhielt seinen Polizeiagenten, jeder Kanton seinen Friedensrichter, der Bezirk seinen Direktor der Anklagegeschworenen, das Departement seinen öffentlichen Ankläger, über dem als oberster Polizeibeamter der Generalkommissär stand.

Abgesehen davon, daß der Steckbrief eines Friedensrichters im Gebiet der ganzen Republik vollstreckbar war, stand auch der Zivilpolizei der vorzüglich organisierte Apparat der Gendarmerie und der Fremdenpolizei wirksam zur Verfügung. Die französische Sicherheitspolizei, darüber besteht kein Zweifel, war mustergültig.



Inneres eines Polizeigefängniſſes im 18. Jahrhundert.

Nur die politiſche Spionier- und Provokationspolizei, über die der Polizeiminiſter ſelbſtändig verfügte, deren Unweſen man in Paris noch drückender

empfand wie in den eroberten Provinzen, dem Königreich Westfalen, den Hansestädten und so weiter, wurde, was der 1802 zum bevollmächtigten Minister in Hamburg ernannte Staatsrat Bourienne in seinen Memoiren ungeschminkt bestätigt, von Fouché als verächtliches Werkzeug einer unermeßlichen, großangelegten Intrige dieses einen Menschen gegen alle Welt mißbraucht.

Preußen stand damals, trotzdem die Kriegsjahre und die Zersplitterung der Kompetenzen im Reich die Verbrecher wie Pilze aus der Erde schießen ließen, polizeilich auf der Höhe der Zeit. Zur besseren Bekämpfung des Verbrechertums und weil die Gefängnisse nicht ausreichten, wurde damals von dem preußisch-russischen Deportationsvertrag ausgiebig Gebrauch gemacht und die gefährlichsten Verbrecher nach Sibirien geschafft.

Als Kur-Trier im Januar 1801 zur besseren Bekämpfung der Verbrecher und zur Beratung einheitlicher polizeilicher Maßnahmen gegen dieselben eine Staatenkonferenz in Wetzlar anregte, bei der die französische Republik, Kur-Trier, Oranien-Nassau, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Anhalt-Schaumburg, Solms-Braunfels, Wied-Neuwied, Wied-Runkel, Solms-Laubach, Solms-Loch, Solms-Rödelheim und die Reichsstadt Wetzlar selbst vertreten waren, schloß sich Preußen dem dort beschlossenen Polizeibund sofort an. König Friedrich Wilhelm IV. bildete die „neue Immediat-, Militär- und Sicherheitskommission", an deren Spitze er den Generalmajor v. L'Estoq berief, der sich mit dem Wetzlarer Polizeibund behufs gemeinsamer Streifereien und Nachforschungen verständigte und der Abmachung beitrat, daß es der verbündeten Polizei gestattet war, Verbrecher von einem Gebiet in das andere verfolgen zu können.

Bezeichnend für die damaligen Zustände ist Artikel 9

der Konvention, wonach die betreffenden Landesobrigkeiten ſich feierlichſt verpflichteten, „das in ihren Ländern aufgefangene Geſindel nicht wie in bisher hin und wieder üblich geweſenen Art über die Grenze zu ſchicken und dadurch ihren Nachbaren zu moleſtieren“. Außerdem beſchloß man ein einheitliches Paßregulativ, und endlich ging man auf diplomatiſchem Weg gegen die kleinen Dynaſten vor, deren Ländchen als Schlupfwinkel „zählender“ Verbrecher verſchrieen waren, und ſetzte deren Durchforſchung ſeitens beſtimmter Polizeidelegierten auch in ſolchen Gebieten durch, mit denen Auslieferungsverträge im modernen Sinn der Polizeipolitik nicht einmal beſtanden.

In der als berüchtigter Hehler- und Verbrecherſchlupfwinkel in Verbrecherkreiſen bekannten Baronei Eckederothe bei Gießen intervenierte ſchließlich die heſſiſche Staatsregierung.

Die Zwangslage, in der ſich in jener Zeit ſämtliche Regierungen, die von ihren Landſtänden und Städten mit Petitionen um Maßnahmen zum Schutz des Eigentums geradezu beſtürmt wurden, befanden, bewog ſie trotz tiefgehender politiſcher Gegenſätze dazu, jene zu überbrücken und polizeiliche Bündniſſe zu ſchließen, die der Entwicklung der Polizei ungemein förderlich waren. Weſentlich war dabei auch, daß nun Frankreich, die deutſchen Staaten, Dänemark, Spanien, Schweden, Rußland, England und die nordamerikaniſchen Staaten zum Zweck gemeinſamer Verfolgung und Auslieferung gemeiner Verbrecher Staatsverträge ſchloſſen, bei denen die Erfahrungen der franzöſiſchen Polizei zugrunde gelegt wurden.

Die politiſche Polizei, die ehemalige „höhere oder Staatspolizei“, deren Aufgabe in der Beobachtung des geſamten politiſchen Lebens und der Abwehr der dem

Staate drohenden Gefahren besteht, wurde auch bei uns in früheren Zeiten vielfach dazu benützt, um die politische Selbständigkeit des Volkes hintanzuhalten. Löning, der berühmte Staatsrechtslehrer, sagt in der „Enzyklopädie des Staatsrechts" Band 6: „Der Staat kann sie einmal nicht entbehren; bleibt sie innerhalb der gesetzlichen Schranken, dann ist auch sie ein Hort des politischen und bürgerlichen Rechtes und der Freiheit. Aber allerdings liegt gerade für sie die Gefahr nahe, daß die Polizeigewalt als eine mächtige Waffe mißbraucht werde, um in politischen Kämpfen die den jeweiligen Regierungen feindlichen Parteien und jede der Regierung mißliebige Tätigkeit und Äußerung zu unterdrücken."

In welchem Umfang dies in Frankreich möglich geworden ist, haben wir gesehen. Aber auch bei uns, und zwar ganz besonders in den Zeiten Metternichs und der sogenannten „heiligen Allianz", hat bekanntlich die gesamte deutsche Polizei nicht immer Maß und Ziel gehalten, während unsere Sicherheitspolizei und die übrigen Zweige der Polizei (Gesundheits-, Armen-, Ordnungspolizei) sich in ruhigen, steten Bahnen und in zielbewußtester, modernster Form mit Hilfe der Gesetzgebung, der Wissenschaften und getragen vom Vertrauen unserer besten Bürger entwickeln konnten.

Auf der Wohnungssuche.

Humoreske von Carl Schüler.

(Nachdruck verboten.)

Umziehen steckt an.

Ich glaube, wenn andere Leute nicht umziehen würden, so würde kein Mensch umziehen. Aber so — was andere können, können eben andere auch.

Wenn Lehmanns umziehen — und Lehmanns ziehen in jedem Jahre wenigstens einmal um — dann überkommt sämtliche Frauen, die mit Frau Lehmann befreundet sind, das Umzugsfieber.

Leider ist meine Frau auch mit Frau Lehmann befreundet.

Vor vierzehn Tagen sind Lehmanns wieder umgezogen, und seit dieser Zeit befinden wir uns auf der Wohnungssuche.

Als meine Frau der umgezogenen Frau Lehmann die ersten Blumen in die neue Wohnung gebracht hatte und von dem Gratulationsbesuch zurückkam, rief sie mir enthusiastisch entgegen: „Schatz, ich bin ganz weg!“

Das war natürlich nicht wörtlich zu nehmen. Sie war im Gegenteil wieder da, und an ihrer linken Hand baumelten, wie immer, ihre Einkaufspakete.

„Sechs Pakete — an jedem Finger eins!“ sagte sie, mich vergnügt und stolz anlächelnd.

„Seit wann hast du denn sechs Finger an der Hand?“

„Wieso? Wer behauptet denn das?“

„Du sagtest, du hättest sechs Pakete, an jedem Finger eins.“

Sie sah mich überlegen an, schüttelte voll gütiger Nachsicht das Köpfchen, gab mir einen Kuß und sagte zu mir: „Du lieber Dummkopf!“

Während ich sie von der Last der Pakete befreite und sie selbst damit beschäftigt war, vor dem Spiegel den Fischnetzschleier von ihrem Hut zu lösen, kam die Erklärung für ihr „Wegsein“.

„Frau Lehmann hat jetzt ein entzückendes Fräulein,“ sagte sie. „So ein Fräulein ist eigentlich ein riesig praktisches Möbel. Das kostet gar nichts. Man nimmt so ein Fräulein als zur Familie gehörig. Wenn man Besorgungen macht, nimmt man das Fräulein mit, dann braucht man doch nicht immer die vielen Pakete zu tragen.“

„Ich denke, das macht dir Vergnügen!“

„Du glaubst wohl schon, ich will ein Fräulein haben? Das ist ja bei dieser Wohnung ganz ausgeschlossen. — Ach, Lehmanns neue Wohnung! Schatz, die mußt du sehen! Nein, wirklich, die Leute schreiten doch mit der Zeit fort! Ein dicker echter Läufer auf der Treppe bis in die vierte Etage! Alle Zimmer mit zweierlei Tapete, oben hell und unten dunkel! Ein Vakuumreiniger, elektrisch, zum Anschrauben oder so ähnlich! — Und denke dir — drei Klosetts! Ein hochherrschaftliches mit tiefliegender Badewanne, echte Emaille, eines für die Dienstboten und eines für das Fräulein!“

„Donnerwetter, da ist ja das Fräulein aber fein 'raus!“

„Alles mit Zentralheizung, mit künstlicher Ventilation, warmem und kaltem Wasser, selbsttätigem Fahrstuhl, Telephon beim Portier, Müllschachtleitung in der Küche, eingebautem Eisschrank und einem Parkett-

boden so glatt, daß man auf ihm ausrutschen könnte, wenn man nicht wüßte, wie man darauf zu gehen hat. Kurz — eine Wohnung für moderne Kulturmenschen!“

Das war ein gehöriger Hieb. Meine Frau blickte mich auch ganz triumphierend an, sie war offenbar stolz auf diesen gut vorbereiteten Hieb. Kulturmensch! Heutzutage will doch auch der ärmste Mann ein Kulturmensch sein. —

Beim Abendessen sagte meine Frau plötzlich: „Das arme Fräulein!“

„Welches arme Fräulein?“

„Frau Lehmann versteht es nicht, mit ihrem Fräulein umzugehen. Das ist nun schon das vierte Fräulein in diesem Jahr. Wenn ich so ein Fräulein hätte —“

„Aber, Schatz, in dieser Wohnung? Das geht wirklich nicht. Wir haben hier nur ein —“

Meine Frau sprang mir auf den Schoß und küßte mich stürmisch. „Das ist zu lieb von dir!“

„Was denn?“

„Daß du einsiehst, daß wir eine neue Wohnung haben müssen. So eine, wie Lehmanns haben. Ich habe mir auch schon eine Wohnung angesehen und — rate mal, was ich noch getan habe?“

„Du hast schon eine neue Wohnung gemietet!“ stöhnte ich.

„O nein, das würde ich nie tun ohne dich. Ohne dich tue ich überhaupt nichts. Nur mit dem Fräulein habe ich gesprochen. Frau Lehmann hat ihr nämlich gekündigt, und da habe ich ihr gesagt, daß sie bei uns eintreten könnte. Frau Lehmann hat nichts dagegen. Sie hat das Fräulein sehr gelobt. Aber sie kommt nicht mit ihr aus. Du weißt ja, wie Frau Lehmann ist. Leicht kommt mit Frau Lehmann überhaupt niemand aus. Das Fräulein wird dir sehr gefallen. Sonst muß man

immer noch für Inserate Geld ausgeben — uns kostet das Fräulein gar nichts!“

„Hast du sie denn schon fest engagiert?“

„Aber, Schatz, ich bitte dich, streich dir doch den Schnurrbart hoch! Wenn du schon den Schnurrbart nicht englisch trägst, so laß ihn dir wenigstens nicht bis in den Mund hängen!“

„Laß doch jetzt meinen Schnurrbart! Hast du das Fräulein fest engagiert? Ja oder nein!“

„Wenn du ja doch eine neue Wohnung mieten willst, nehmen wir selbstverständlich gleich eine Wohnung, in der ein Zimmer für das Fräulein ist. Das ist doch jetzt bei jeder besseren Wohnung. Ich verstehe wirklich nicht, was du willst.“

„Also du hast das Fräulein engagiert?“

„Aber davon reden wir doch schon seit einer Stunde! Wo du nur immer deine Gedanken hast! Ach Gott, ich hab's nicht leicht! — Das Fräulein ist aus sehr guter Familie, es hat sogar ein eigenes Klavier.“

„Um Gottes willen!“

„Aber ich bitte dich, das ist doch sehr nett. Ich nehme wieder Gesangstunden, und dann kann mich Fräulein Ziegenspeck begleiten.“

„Das Fräulein heißt Ziegenspeck?“

„Ich bitte dich, mach darüber keine Witze, wenigstens nicht in ihrer Gegenwart! Ich möchte dich überhaupt bitten, dich dem Fräulein gegenüber immer angemessen zu betragen. Nicht wahr, Schatz, das tust du schon aus Rücksicht auf mich? So viel Rücksicht kann doch schließlich jede Frau verlangen. In ihrer Gegenwart mußt du natürlich auch mir gegenüber zurückhaltender sein. Sie ist erst achtzehn Jahre alt.“

„Das kann ja sehr gemütlich werden!“ seufzte ich. —

Am anderen Tag schrieb ich an meinen Hauswirt

einen eingeschriebenen Entschuldigungsbrief, in dem ich ihm die Wohnung kündigte.

Jeden Nachmittag, von vier Uhr an, besehen wir uns nun Wohnungen. Unsere neue Wohnung soll die der Frau Lehmann noch übertreffen — in was, das weiß ich allerdings nicht, aber meine Frau sagt, wir dürften uns diesmal nicht blamieren.

Die Umsicht einer Frau lernt man erst ganz kennen und schätzen, wenn man mit ihr auf die Wohnungssuche geht.

Sie denkt an alles. Sie denkt an Sachen, auf die unsereiner nicht einmal im Traum verfallen würde. Und doch ist das Denken an diese Sachen die Hauptsache, sagt sie.

Zum Beispiel: Wir gehen nebeneinander auf dem Bürgersteig einer ganz neuen Straße einher, in der fertige, unfertige und solche Häuser, die noch gar nicht da sind, stehen. Plötzlich fährt aus einem mir unbekannt gebliebenen Grund ein hochbeladener Strohwagen langsam an uns vorbei. In demselben Augenblick macht meine Frau linksumkehrt, bleibt wie angewurzelt stehen und fängt an krampfhaft und andauernd ihr Handtäschchen zu schütteln wie etwa der Reichstagspräsident seine Glocke.

„Was ist dir denn, liebes Kind?“ frage ich ganz erschrocken.

„Hast du denn den Heuwagen nicht gesehen?“

„Entschuldige, das war ja Stroh!“

„Heu und Stroh ist dasselbe,“ belehrte sie mich. „Wenn ein Heuwagen links an einem vorbeifährt, schüttelt man seine Geldtasche — das bringt Glück.“

„Der Strohwagen, der für dich ein Heuwagen ist, fuhr aber doch rechts an uns vorbei!“

„Deshalb habe ich mich doch auch umgedreht! Da-

durch hatte ich ihn doch zur Linken!“ entgegnete meine Frau und lächelte mich an.

Kein indischer Fakir, kein afrikanischer Fetischpriester kann die Kniffe und Pfiffe, mit denen man böse Geister verjagt und gute einfängt, besser loshaben als meine Frau.

Sie weiß, was man wissen muß, um Glück zu haben.

Die wenigsten Menschen wissen das, sonst könnte unmöglich so viel Unglück in der Welt sein.

Große Freude macht es meiner Frau, wenn uns auf unseren Wegen ein Schimmel begegnet. Das bedeutet nämlich auch Glück. Aber das ist alles nichts gegen die Begegnung mit einem — Leichenwagen.

Eine solche Begegnung bringt mehr Glück, als der Heuwagen und der Schimmel zusammengenommen.

„Das Ideal eines glücklichen Zusammentreffens wäre also, wenn uns ein mit Heu beladener Leichenwagen, der von einem Schimmel gezogen wird, begegnen würde!“ sagte ich. „Was meinst du, das wäre eine Sache?“

Die Augen meiner Frau leuchteten. „Wenn wir so einem Wagen begegneten, kaufte ich dir sofort ein Los in der Klassenlotterie!“ rief sie ganz entzückt. Aber gleich darauf setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Schade, daß es so was nicht gibt! Die Menschen sind doch zu dumm!“

Es gibt eben nichts Vollkommenes in der Welt.

Wir mußten uns schon mit unserem Heuwagen, der eigentlich gar kein Heuwagen war, für diesmal begnügen.

Täglich besichtigen wir vierzehn bis zwanzig Wohnungen. Es stehen ja in Berlin und seinen Vororten, laut statistischer Aufnahme, elftausendachthundertundsiebenundvierzig Wohnungen leer. Man hat also

die Auswahl, und meine Frau nimmt die Sache gründlich.

Zum Ausmeſſen der Zimmer bedient ſich meine Frau eines Schrittes, den ſie ſich eigens für dieſen Zweck einſtudiert hat. Sie behauptet von dieſem Schritt, daß er genau ein Meter lang iſt.

Es gibt Baumeiſter, Hausverwalter und Portiers, die den Meterſchritt meiner Frau anzweifeln. Dann entſpinnt ſich jedesmal eine anregende Debatte, denn meine Frau ſchwört auf das richtige Maß ihres Schrittes und zieht ihn allen anderen Meßapparaten vor. Ich bedaure jeden Baumeiſter, jeden Hausverwalter und jeden Portier, der ſich mit meiner Frau in einen Streit über das richtige Maß ihres Schrittes einläßt. Der Mann verliert jedesmal den Prozeß.

Am liebſten möchte meine Frau auch die Höhe der Zimmer abſchreiten. Da ſie aber keine Fliege iſt, die an den Wänden und Decken herumkrabbeln kann, ſo muß ſie ſich leider auf die Angaben der Baumeiſter, Hausverwalter und Portiers verlaſſen, gegen die ſie in ihrer Geſamtheit von einem tiefgehenden Mißtrauen erfüllt iſt.

Die Maße unſerer größeren Möbel hat meine Frau ſämtlich in den Beinen. Sie ſchreitet die Stellen ab, auf die das Büfett geſtellt werden ſoll, oder mein Schreibtiſch, oder die Betten, oder das Klavier des Fräulein Ziegenſpeck. Alles ſoll vorteilhaft ſtehen, damit es richtig zur Geltung kommt.

Sehr hinderlich iſt uns bei der Auswahl der Wohnung die Wohnung der Frau Lehmann.

Die Diele iſt bei Lehmanns größer und heller, die Tapeten in den Zimmern haben geſchmackvollere Muſter, die Loggia bei Lehmanns iſt lauſchiger, und wenn wirklich mal alles zutrifft und genau ſo iſt wie bei

Lehmanns, dann fehlt der dritte kleine Ort für das Fräulein.

Alles könnte ich Frau Lehmann verzeihen, aber daß sie in ihrer Wohnung ein drittes Klosett hat, das verzeihe ich ihr nicht. Deshalb laufe ich seit vierzehn Tagen treppauf, treppab, deshalb höre ich täglich vierzehn- bis zwanzigmal meine Frau gegen Baumeister, Hausverwalter und Portiers ihren Meterschritt verteidigen, deshalb höre ich einige hundert Male: „Das ist bei Lehmanns viel größer, viel moderner, viel lauschiger — und Lehmanns haben drei Klosetts!“

Als wir gestern wieder gemeinsam auf die Wohnungssuche gingen — meine Frau wie immer hoffnungsfreudig, mutig, gefaßt den bevorstehenden Kämpfen entgegenblickend, ich weniger zuversichtlich und nur darauf bedacht, nicht die Straßen zu passieren, die wir schon abgegrast hatten und in denen uns Baumeister, Hausverwalter und Portiers mit mißliebigen Blicken verfolgen — da passierte etwas Merkwürdiges.

Meine Frau flatterte plötzlich quer über den Straßendamm. Erst vom jenseitigen Bürgersteig aus winkte sie mir lebhaft und sichtlich freudig erregt zu. Ich blickte mich um und erkannte, warum meine Frau auf die andere Seite der Straße gelaufen war. Ein Heuwagen, ein richtiger Heuwagen, der von einem einsichtsvollen Fuhrmann mit zwei Schimmeln bespannt worden war, fuhr die Straße herauf. Stolz marschierte meine Frau neben dem Wagen her, links von ihm. Und hinter ihr und vor ihr schritten, hüpften und tänzelten andere junge und ältere Damen, die gleichfalls die geheimnisvolle Macht kannten, die ein mit Schimmeln beladener Heuwagen auszuüben vermag. Und auf dem Bürgersteig, auf dem ich zurückgeblieben war, standen noch einige Herren, denen die Frauen und Bräute ebenfalls

entlaufen waren, und blickten kopfschüttelnd nach der sonderbaren Prozession hinüber.

„Was ist denn nur los?“ fragte mich ein vorübergehender Herr, anscheinend ein unverheiratetes Subjekt, was ich aus dem vergnügten Lächeln schloß, das seine Lippen bei der Frage umspielte.

„Das Notwendigste ist, daß man auf der linken Seite einen Heuwagen hat,“ antwortete ich etwas unwirsch.

Nach einiger Zeit fanden sich die zusammengehörigen Paare wieder zusammen, und auch ich gelangte wieder an die Seite meiner Frau.

Sie war überglücklich.

„Nun, Schatz, das war doch Heu? Oder hältst du diesmal wieder das Heu für Stroh?“ rief sie triumphierend.

„Nein, das war Heu,“ bestätigte ich.

„Und gleich zwei Schimmel! Schatz, zwei Schimmel! Hast du die zwei Schimmel gesehen?“

„Gesehen und gezählt. Es waren wirklich zwei Schimmel,“ bestätigte ich.

„Heute haben wir Glück! Heute finden wir eine passende Wohnung!“ behauptete meine Frau sehr bestimmt.

Und wir hatten Glück! Zwar nicht gleich, denn so schnell wirkt auch ein Heuwagen, der mit zwei Schimmeln bespannt ist, nicht, aber es kam.

Zehn Wohnungen hatte meine Frau mit ihrem Meterschritt bereits kreuz und quer durchmessen, da fanden wir einen Neubau, den der Baumeister, wie ich bald merken sollte, mit Recht einen Rohbau nannte. In diesem Rohbau, an dem zu lesen war: „Besondere Wünsche der Mieter werden berücksichtigt,“ fiel ich durch ein loses Brettergefüge in den Keller. Da mir bei dem Sturz außer einigen Hautabschürfungen nichts passiert war, was man als schwere Verletzung hätte

bezeichnen können, so führte meine Frau sofort den Heuwagen und die Schimmel ins Treffen.

„Da hast du den Beweis, daß er uns Glück gebracht hat!“ triumphierte sie. „Jeder andere Mensch hätte bei dem Sturz das Genick gebrochen.“

„Liebes Kind,“ erwiderte ich, während der Baumeister und sein Polier, unter dem Vorwand meinen Überzieher reinigen zu wollen, ihre an Verkalkung leidenden Hände an mir abputzten, „ich habe ja rechts von deinem Heuwagen gestanden.“

„Hat die gnädige Frau ein Furagegeschäft?“ fragte der Baumeister, der neugierig war, zu erfahren, mit wem er es zu tun habe. „Ich brauche nämlich viel Stroh.“

Ich erklärte ihm, daß wir nicht damit handelten.

Inzwischen hatte sich meine Frau, wenn ich mich so ausdrücken darf, meinen Fall in den Keller noch einmal durch den Kopf gehen lassen. „Richtig, Schatz,“ sagte sie nach einigem Besinnen, „du hast ja rechts von dem Heuwagen gestanden. Das bringt natürlich Unglück. Da hast du die Erklärung für deinen Fall in den Keller. Wärst du mit mir auf die andere Seite der Straße gelaufen, dann hättest du mir den Schreck erspart. Du siehst, das mit dem Heuwagen stimmt jedesmal!“

Mein schwarzer Mantel war unter den Händen seiner Reiniger staubgrau geworden, und nun behaupteten beide, es wäre nichts mehr zu sehen.

Darauf gingen wir an die Besichtigung der Wohnung. Meine Frau hüpfte kreuz und quer über Balken und Bretter und gab dem Baumeister, wie gewöhnlich, eine Meterzahl an, die mit seinen Berechnungen durchaus nicht übereinstimmte. Da alles in dem Haus unfertig war, so konnten nur wenige Vergleiche mit der Wohnung der Frau Lehmann gezogen werden, und diese

fielen durchaus zugunsten der Wohnung aus, da der Baumeister ein ungewöhnlich überzeugender Redner war.

Als meine Frau gerade zum dritten Male sagte, das und das ist in der Wohnung der Frau Lehmann so und so, da passierte das Wunderbare, da kam das Glück, auf das meine Frau mit Spannung gewartet hatte.

Es stellte sich nämlich heraus, daß der Baumeister sich rühmen durfte, auch Eigentümer des Hauses zu sein, in dem Frau Lehmann wohnte. Weiter stellte sich heraus, daß die Wohnungen in dem Rohbau genau so eingerichtet werden sollten wie in dem anderen Haus.

Nachdem dies einwandfrei festgestellt worden war, fragte meine Frau der Vorsicht wegen: „Wir bekommen also drei — na, Sie wissen schon — eines für uns, eines für die Dienstmädchen und eines für das Fräulein — genau wie bei Frau Lehmann?“

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau,“ entgegnete der sympathische Bauherr, „Frau Lehmann schafft ihr Fräulein ab und läßt sich von mir das eine in eine Speisekammer umbauen.“

Meine Frau sah mich fragend an. „Ob wir das auch tun?“

„Wenn Frau Lehmann es praktischer findet —“

Meine Frau warf selbstbewußt das Köpfchen zurück. „Was brauchen wir uns nach Frau Lehmann zu richten!“ entschied sie sehr bestimmt. „Herr Baumeister, wir wünschen unbedingt drei.“

„Schön!“ erwiderte der gefällige Baumeister.

„Wir mieten also die Wohnung. Aber wir wünschen drei Tage Bedenkzeit!“ —

Morgen ist der dritte Tag um. Wenn sich bis dahin meine Frau nicht anders besonnen hat, glaube auch ich daran, daß ein Heuwagen mit Schimmeln Glück bringt.

Deutsche Baumwolle.

Von Th. v. Wittenbergk.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wenn auch zurzeit, wie es vor einer Reihe von Jahren der Fall war, keine Baumwollnot herrscht und Nordamerika als Hauptproduktionsland die Preise nicht willkürlich in die Höhe schrauben kann, so ist es immerhin von Wert, daß unsere Textilindustrie von den nordamerikanischen und anderen Bezugsländern nach Möglichkeit unabhängig gemacht wird.

Schon aus diesem Grunde ist es freudig zu begrüßen, daß wir unter unseren Kolonien in Deutsch-Ostafrika ein Gebiet besitzen, das, wie der steigende Anbau und Export beweisen, sich zur Gewinnung von Baumwolle vortrefflich eignet und in absehbarer Zukunft auch auf dem Weltmarkt auf die Preisbestimmung einen gewichtigen Einfluß ausüben wird.

Die Hauptmenge der Baumwolle wird bis jetzt noch von den Eingeborenen geliefert. Allerdings läßt diese Wolle hinsichtlich der Güte vielfach zu wünschen übrig. Aber die Regierung ist bestrebt, die Pflanzungen der Eingeborenen sachgemäß zu heben. Zu diesem Zweck sind Gouvernements-Baumwollstationen eingerichtet worden, an deren Spitze erfahrene Landwirte stehen. Sie gehen den Eingeborenen mit Belehrungen und praktischen Anweisungen zur Hand, erproben durch Anbauversuche die Verwendbarkeit der einzelnen Spielarten, stellen den Eingeborenen fehlerfreies Saatgut

zur Verfügung und sorgen für die Bekämpfung der Baumwollschädlinge sowie der an den Pflanzen auftretenden Krankheiten.

Die Baumwollpflanze entwickelt sich je nach den

Baumwollblüte.

Arten zu Kräutern oder fast baumähnlichen Sträuchern. Ihre Blätter sind meist gelappt, zuweilen aber auch ungeteilt. Die gelben oder roten Blüten stehen einzeln in den Blattwinkeln. Aus ihnen bilden sich die fünfklappigen Kapseln, die die Größe einer Walnuß oder eines Apfels erreichen. Aus den Kapseln quellen die den rundlichen oder auch eckigen Samenkörnern ansitzenden langen Wollhaare hervor.

Die Baumwollpflanze liebt einen humosen, an Kali und Kalk reichen Boden. Sie gedeiht am besten bei einer mittleren Jahrestemperatur von 19 bis 25 Grad Celsius und bedarf andauernden Sonnenscheins bei

Baumwollkapseln.

ausreichender Feuchtigkeit. Indessen werden ihr lange Regenperioden, namentlich kurz vor der Ernte, leicht schädlich.

Die von den Eingeborenen gewonnene Baumwolle wird von den eingesessenen Pflanzern aufgekauft, da sie erst noch entkörnt werden muß. Wie schon angedeutet, wechselt ihre Güte beträchtlich. Daher wird sie zunächst auf ihre Qualität geprüft. Man unterscheidet erste,

zweite und dritte Qualität. Schon eine geringe Beimischung von dritter Qualität zur ersten verringert den Verkaufspreis erheblich. An die Prüfung schließt sich die Abwiegung der angebotenen Baumwollmenge.

Eingeborenenbaumwolle wird auf ihre Qualität geprüft.

Häufig setzen jedoch die Eingeborenen ihre Ernte nicht unmittelbar an die Pflanzer ab. Vielmehr haben sich die indischen Händler zwischen die Eingeborenen und die Pflanzer einzuschieben gewußt. Sie kaufen die Baumwolle von den Eingeborenen auf und geben sie dann an die Pflanzer weiter, wodurch natürlich der Einkaufspreis erhöht wird.

Für Baumwollplantagen großen Stils, die von europäischen Pflanzern angelegt und geleitet werden, eignen sich in Deutsch-Ostafrika vornehmlich die weiten Niederungen der größeren Flüsse. Der Boden ist hier

Abwiegen und Ankauf von Eingeborenenbaumwolle.

vortrefflich, die Regenzeiten liegen günstig, und das jungfräuliche Gelände ist meist nur mit vereinzelten Baumbeständen bedeckt.

Infolgedessen ist das Ausroden der Bäume und Sträucher nur mit verhältnismäßig geringer Arbeit und wenig Unkosten verbunden. Nach der Beseitigung des alten Pflanzenwuchses wird bei der Erstanlage einer Baumwollpflanzung der Boden mittels des Pfluges umgebrochen. Als Pflugtiere dienen Ochsen

und die sehr genügsamen und leistungsfähigen einheimischen Maulesel. Nicht selten wird aber auch der Dampfpflug verwandt, und es ruft einen eigentümlichen Eindruck hervor, die muskulösen Negergestalten mit diesem modernen landwirtschaftlichen Gerät arbeiten zu sehen, als wäre es ihnen eine längst bekannte Sache. An das Pflügen schließt sich dann das Eineggen des umgebrochenen Geländes.

Im Mohorobezirk, wo bereits zehn ausgedehnte Baumwollplantagen bestehen, setzt die kleine Regenzeit im Dezember ein und erstreckt sich über den Januar,

Dampfpflug beim Umbrechen eines Baumwollfeldes.

während die große Regenzeit vom April bis Juni dauert. In der Zwischenzeit herrscht sonnige Witterung. Bei der Anlage einer neuen Kultur wird daher mit der Aussaat des Samens im April begonnen, da jetzt die Regengüsse dem Boden die erforderliche Feuchtigkeit

verliehen haben. Die Pflanzlöcher, die 1,25 Meter voneinander entfernt ſind, werden in Reihen mit einem Abſtand von 1,50 Meter angeordnet. In jedes Pflanzenloch werden ſechs bis zehn Samenkörner gelegt, worauf über ſie Erde gebreitet wird. Damit ſie nach Wunſch

Eingeborene beim Eggen eines Baumwollfeldes.

keimen, dürfen die Samenkörner nicht flacher als 1 und nicht tiefer als 2 Zentimeter zu liegen kommen. Etwa zwei Wochen nach der Keimung werden die ſchwächſten Pflänzchen herausgezogen, ſo daß nur noch die vier kräftigſten übrigbleiben. Man läßt dieſe Anzahl vorerſt noch in jedem Pflanzloch ſtehen, für den Fall, daß das eine oder andere etwa zugrunde gehen ſollte. Dann werden die Pflänzchen angehäufelt.

Sind die übriggelaſſenen bis zu einer Höhe von ungefähr 40 Zentimetern herangewachſen, ſo werden noch-

mals die überschüssigen herausgezogen. Es bleiben nun in jedem Pflanzloch nur die beiden kräftigsten zurück. Sie entwickeln sich jetzt ziemlich schnell, setzen Blüten an, und von Anfang September bis Ende November

Reifes Baumwollfeld.

sind die Kapseln so weit vorgeschritten, daß die Baumwolle durch Frauen und Kinder abgeerntet werden kann. Die Arbeiterinnen lassen die Kapselwände stehen und entnehmen ihnen nur die haarigen Samenkörner, da die Kapseln leicht zerbrechen und die Bruchstücke nur schwer aus der Baumwolle entfernt werden können.

Transport von Rohbaumwolle zur Reinigungsanstalt (Sinerei).

Eine fleißige Arbeiterin sammelt an einem Tag 50 Kilogramm und mehr ein.

Die gepflückte Baumwolle wird in Säcke geschüttet und nun durch Mauleselgespanne nach der Farm geschafft. Vorerst werden die Säcke in luftige Hürden entleert, damit die Baumwolle in der Sonne gut austrocknet. Darauf wird sie nach Qualitäten sortiert, da, wie schon er-

Sortierkasten für Baumwolle.

wähnt, die Beimischung einer schlechteren Qualität zu einer besseren den Verkaufspreis beträchtlich herabdrückt.

Nun wandert die Baumwolle in die Gin- oder Entkörnungsmaschine, durch die die Baumwollfasern von den etwa pfefferkorngroßen Samen abgelöst werden. Die Baumwolle läuft durch glatte oder geriffelte Walzen, wobei die Samen von den Fasern abspringen. Mittels einer hydraulischen Presse werden jetzt die Fasern zu Ballen zu-

Reinigen der Baumwolle mit der Ginmaſchine.

ſammengedrückt. Ein Ballen von etwa 250 Kilogramm Gewicht hat ungefähr den Umfang von $^3/_4$ Kubikmetern.

Die durch die Entkörnung abfallenden Samen werden entweder, wenn sie sich dazu eignen, wieder zur Aussaat benützt oder in Säcke verpackt und wie die Baumwolle selbst nach Europa versandt. Hier wird aus den Samenkörnern durch Pressung ein rotbraunes, fettes Öl gewonnen, das ähnlich wie Leinöl riecht und schmeckt. Nach dem Waschen mit Wasserdampf und dem Ausbleichen mit Kalilauge wird es hellgelb und schmeckt nun nußartig. Man verwendet es zur Herstellung von Kunstbutter und als Speiseöl und in der Seifenfabrikation. Die Rückstände von den Körnern werden zu Ölkuchen verarbeitet.

Ist der Boden gut, so kann er zwei- bis dreimal mit Baumwolle bepflanzt werden. Bei der Bepflanzung mit der ägyptischen Spielart oder der Sea-Island-Baumwolle liefert ein Hektar durchschnittlich 250 Kilogramm.

Nach der Aberntung müssen auf Anordnung des Gouvernements, um eine Einnistung und Weiterverbreitung der Schädlinge zu verhindern, die oberirdischen Teile der Baumwollstauden oder bei ausdauernden Pflanzen die abgeschnittenen Stücke verbrannt werden.

Wie erwähnt, wird ein Teil der Samenkörner wieder zur Aussaat benützt. Jedoch bedarf es hierzu einer Genehmigung des landwirtschaftlichen Sachverständigen der Regierung. Erst nachdem dieser die Samen auf ihre Güte und namentlich auf ihr Freisein von Schädlingen geprüft hat, dürfen sie zur Aussaat verwendet oder zu demselben Zweck auch weiterverkauft werden. Aus Ägypten eingeführter Samen wird vor der Ablieferung an den Besteller an der Küste ebenfalls geprüft und bei Vorhandensein von Schädlingen vernichtet.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der Bruder des Königs. — In Amerika hat jedermann das Recht, dem erwählten Präsidenten des Landes die Hand zu schütteln. Es ist ein bestimmter Tag in der Woche festgesetzt, an dem der nordamerikanische Präsident allgemeinen Empfang hat. Von vormittags elf bis nachmittags vier Uhr hat im Weißen Hause in Washington an jenem Tage jedermann, sei es auch der zerlumpteste Strolch, Zutritt. In langem Zuge defilieren die Besucher an dem Präsidenten vorüber, schütteln ihm die Hand, und gewöhnlich stellen sie noch die Frage an ihn: „Wie geht es Ihnen, Herr Präsident?“

Die meisten der bisherigen Präsidenten haben diese Verpflichtung des Händeschüttelns mit allen möglichen Besuchern für die schwerste Bürde ihres Amtes erklärt, und manchmal sind der Besucher so viele, und unter diesen schütteln eine ganze Menge ihm so energisch die Hand, daß der Präsident des Abends seinen Arm vor Müdigkeit und Schmerzen kaum rühren kann.

Die Amerikaner nun, die nach Europa kommen, sind überzeugt, daß hier dieselben Verhältnisse herrschen wie bei ihnen, und deshalb haben die amerikanischen Gesandten in Europa eine schwere Last mit den reisenden Amerikanern und Amerikanerinnen, die entweder eine Einladung zu Hofe oder eine Bekanntschaft mit dem Regenten vermittelt haben wollen.

Andrew White, der amerikanische Gelehrte, der zweimal amerikanischer Vertreter in Berlin war, hat uns in seinen „Erinnerungen“ sein Leid über den Ärger und die Umständlichkeiten geklagt, die ihm seine Landsleute durch ihre Forderungen betreffs Zutritt zum Hofe, Einladung zu den Hoffestlichkeiten und Vermittlung von persönlichen Bekanntschaften

mit den regierenden Fürſtlichkeiten verurſacht haben. Ein einfaches Abweiſen nützt nichts. Beſonders die Amerikanerinnen, die zu einer Hoffeſtlichkeit eingeladen ſein wollen, ſind nicht ſo leicht abzuſchütteln. Man muß mit dieſen Damen auch vorſichtig ſein. Wie in allen Republiken, ſo ſpielen auch in Amerika die Damen eine große Rolle und beſitzen große Macht, wenn ſie die Frauen oder Töchter von einflußreichen Politikern ſind. Wenn eine ſolche Dame ihren Willen nicht durchſetzen kann, bei Hofe nicht vorgeſtellt und zu den Feſtlichkeiten nicht eingeladen wird, dann ſchreibt ſie nach Hauſe, der amerikaniſche Geſandte an dem und dem Hofe nehme die Rechte der Amerikaner nicht wahr, ſei ohne jeden Einfluß, verſtehe ſich nicht durchzuſetzen und ſo weiter. Die amerikaniſchen Geſandten und Botſchafter ſind daher gewöhnlich etwas nervös, wenn ihnen Landsleute gemeldet werden, die ſie perſönlich ſprechen wollen, und wenn ſie vermuten, daß es ſich um Einladungen zu Hofe handelt, verleugnen ſie ſich lieber, ſolange ſie können.

Der jetzt noch in London amtierende amerikaniſche Geſandte Whitelaw Reid hat beſonders viel unter den zudringlichen Landsleuten zu leiden, die an den engliſchen Hof kommen wollen, und man erzählt von ihm mannigfache Anekdoten, wie er ſich gegen dieſe Zudringlichen wehrt. Die nachfolgende Geſchichte hat den Vorzug, wahr zu ſein.

Ein rauhbeiniger Hinterwäldler aus Arizona, einem der weſtlichen Staaten von Nordamerika, war zum erſten Male nach London gekommen. Mr. Brown und ſeine Frau waren natürlich ſehr begierig, auch an den Hof zu gelangen. Um dieſen Zweck zu erreichen, waren Mr. und Mrs. Brown in der Botſchaft wiederholt erſchienen, hatten hier auch erklärt, was ſie wollten, aber merkwürdigerweiſe war der Botſchafter ſtets ſo beſchäftigt, daß ſie nie zu ihm gelangen konnten.

Doch man hatte nicht mit der amerikaniſchen Zähigkeit gerechnet.

Whitelaw Reid fuhr eines Tages in ſeiner Galakutſche zu einer Hoffeſtlichkeit im Londoner Buckinghampalaſt. Als er vor dem Tor aus ſeiner Kutſche ſtieg, ſtürzten ſich ein Herr und eine Dame auf ihn — Mr. und Mrs. Brown. Sie faßten

ihn rechts und links unter dem Arm und erklärten: „Endlich haben wir Sie erwischt. Sie müssen uns mit in das Schloß hineinnehmen. Wir wollen dem König und der Königin die Hand schütteln.“

„Das geht nicht,“ erwiderte verzweifelt der Gesandte.

„Wie?“ fragte Brown entrüstet. „Ist der König von England nicht ein Freund der Amerikaner? Will er die Dreistigkeit haben, freie amerikanische Bürger zurückzuweisen, wenn sie ihm freundschaftlich die Hand schütteln wollen?“

„Die Königin wird es sicher nicht ablehnen,“ meinte Mrs. Brown, „einer freien amerikanischen Dame die Hand zu reichen. Ich bin ebenso eine Lady wie die Königin.“

Der Gesandte war unterdes in das Vestibül des Schlosses getreten, und die Wachen in altertümlicher Tracht, die am Fuße der großen Treppe standen und den Gesandten kannten, ließen nicht nur ihn, sondern auch seine Begleiter passieren. Auf der Treppe noch machte der Botschafter vergeblich den Arizonaleuten klar, daß man beim Könige erst um eine Audienz einkommen müsse, daß diese erst nach längerem Verhandeln bewilligt würde und daß ohne diese Erlaubnis es nicht möglich sei, den König zu sehen. Alle seine Gründe verfingen nicht.

„Wenn Sie nur wollen,“ sagte Mr. Brown, „so wird der König uns empfangen. Ich kann mir nicht denken, daß Sie so wenig Einfluß hier haben. Wofür sind Sie Vertreter des mächtigen amerikanischen Freistaates?“

Inzwischen war der Botschafter mit seinen beiden Begleitern bis zu dem Treppenabsatz gelangt, von dem es in den Vorsaal vor dem Festraume hineinging.

„Warten Sie hier einen Augenblick,“ erklärte der Verzweifelte zu Mr. und Mrs. Brown; „ich will einmal hineingehen und sehen, was sich machen läßt.“

Vielleicht hatte der bedrängte Diplomat die Absicht, den aufdringlichen Landsleuten zu entwischen. Als er aber in den Vorsaal trat, fand er hier einen Lakaien in vollster Gala. Dieser Lakai trug rote Kniehosen, weißseidene Strümpfe, schwarze Schuhe mit goldenen Schnallen. Das Kostbarste an ihm aber war sein roter Rock, der ihm bis an die Knie reichte.

Dieser Rock war mit goldenen Stickereien überladen, und besonders der springende Löwe, das Wappen von England, kehrte auf diesen Stickereien immer wieder. Außerdem trug der Lakai eine weiße Perücke mit Zopf und Seitenlocken. An der Wand stand ein großer Stuhl, der einem Thronsessel ähnlich sah.

Whitelaw Reid sprach einige Worte mit dem sich tief verbeugenden Lakaien und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Binnen wenigen Sekunden war die Verabredung getroffen. Dann ging Whitelaw Reid wieder auf die Treppe hinaus, um seine Landsleute abzuholen.

„Meine Frau meinte schon, Sie wollten uns entwischen," erklärte Mr. Brown, „aber das wäre Ihnen nicht gelungen. Wir wären Ihnen nachgekommen und hätten Sie gefunden, wo Sie auch gewesen wären."

„Sehr liebenswürdig von Ihnen," entgegnete Reid mit heuchlerischem Lächeln. „Ich habe inzwischen etwas für Sie getan. Der König ist jetzt außerordentlich beschäftigt, denn er regiert. Aber der Bruder des Königs ist da und will Sie empfangen."

„Wenn der König regiert," sagte Mr. Brown, „so tut er seine Pflicht und Schuldigkeit, und es wäre unrecht, wenn wir ihn darin stören wollten. Begnügen wir uns also mit dem Bruder."

Der Gesandte führte das Ehepaar in den Vorsaal, wo der Diener gravitätisch auf dem Sessel saß. Er stellte Mr. und Mrs. Brown aus Arizona der „Königlichen Hoheit" vor.

Brown reichte dem angeblichen Prinzen die Hand, schüttelte sie kräftig und sagte: „Wie geht es Ihnen, königlicher Bruder?"

„Gut, sehr gut, Herr Brown," antwortete der Lakai.

Dann schüttelte auch Mrs. Brown ihm die Hand und sprach den Wunsch aus, seine Frau kennen zu lernen.

„Bedaure," entgegnete der Lakai, „meine Frau ist krank, liegt zu Bett und kann niemand empfangen."

„Das tut mir leid," erwiderte Frau Brown. „Sagen Sie ihr, ich lasse ihr gute Besserung wünschen, und ich bedauerte sehr, daß sie nicht Gelegenheit hatte, eine amerikanische Lady wie mich kennen zu lernen."

„Sie wird jedenfalls sehr unglücklich sein," sagte der Lakai.

Der Gesandte brachte jetzt das Ehepaar wieder hinaus und die Treppe hinunter, empfing unten mit heuchlerischer Miene ihre Danksagungen, wenn auch Mrs. Brown immer wieder darüber klagte, daß sie sich mit dem Bruder des Königs hatte begnügen müssen, während sie doch ein Recht darauf gehabt hätte, dem Könige selbst die Hand zu schütteln, und atmete tief auf, als sich die Tür hinter den hartnäckigen Besuchern geschlossen hatte. A. O. K.

Allerlei über Frauenschönheit aus alter Zeit. — Man erzählt von dem griechischen Maler Zeuxis, daß er eines Tages den Auftrag erhalten habe, ein Bildnis der schönen Helena nach seiner Phantasie zu schaffen und sie so schön zu malen, als es ihm irgend möglich sei. Er bat die schönsten Mädchen und Frauen der Stadt zu sich, musterte sie alle ganz genau und das Schönste, das jede besaß, eine Hand, einen Fuß, Hals, Mund oder Augen, das benützte er für sein Bild und setzte so aus einzelnen vollendeten Schönheiten ein Idealbild zusammen, das wirklich die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte.

Ein ähnliches „kombiniertes" Schönheitsideal stellt ein alter spanischer Schriftsteller auf, wenn er sagt, daß dreißigerlei zur Schönheit einer Frau gehöre. Diese dreißig Dinge sind:

Drei Dinge müssen weiß sein: Haut, Zähne, Hände.
Drei schwarz: Augen, Augenbrauen, Lider.
Drei rot: Lippen, Wangen, Nägel.
Drei lang: Körper, Haare, Hände.
Drei kurz: Zähne, Ohren, Füße.
Drei breit: Brust, Stirn und der Raum zwischen den Brauen.
Drei eng: Mund, Taille, Fußknöchel.
Drei dick: Arme, Hüften, Waden.
Drei dünn: Finger, Haare, Lippen.
Drei klein: Nase, Kopf, Zehen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß manches, was der alte Spanier um 1450 herum schön fand, auch heute noch als Vorzug gilt. Im allgemeinen wird es wohl aber auch zur Zeit jenes galanten

Autors kein lebendes Exemplar, das sämtliche dreißig Eigenschaften in sich vereinigte, gegeben haben.

Ein anderer Schriftsteller der damaligen Zeit hat uns auch einen drastischen Begriff von Frauenhäßlichkeit überliefert. Er beschreibt seine eigene Frau wie folgt: „Sie gleicht einer alten, tranigen Küchenlampe und ihr Leib einem großen, schlechtgebauten Schranke. Ihre Gesichtsfarbe erinnert an die einer schlechtgemalten Maske, ihre Taille an eine Kirchenglocke oder einen Mühlstein. Das Gesicht nimmt sich aus wie ein altertümliches Götzenbild, Blick und Gang wie der eines grausligen Nachtgespenstes, so daß ich sie für ein Alräunchen halten würde, wenn ich ihr unvermutet des Nachts begegnete."

Über die Macht der Frauenschönheit, insbesondere der der persischen Jungfrauen, äußerte Alexander der Große einmal im Kreise seiner Freunde, sie brächte den Augen derer, die sie betrachteten, großen Schaden. Er selbst grüßte zum Beispiel die in seiner Gefangenschaft befindlichen Töchter des Königs Darius nur mit zu Boden gesenktem Blick und wich überhaupt ihrem Anblick so viel als möglich aus. Er, der sonst so furchtlose Held, fürchtete, von der Schönheit dieser Jungfrauen gefesselt zu werden.

Etwas Ähnliches berichtet die Sage über den Propheten Mohammed. Danach sollen die Frauen der alten Königstadt Schiras in Persien besonders schön gewesen sein. Ihre weiße Haut, ihre herrlichen, strahlenden Augen, ihre Grazie und Liebenswürdigkeit genossen in aller Welt einen so hohen Ruf, daß selbst der Prophet Mohammed es nicht gewagt haben soll, Schiras auch nur ein einziges Mal zu betreten, aus Furcht, der Anblick dieser reizenden Frauen könne seine Seele vom Paradiese ausschließen.

Don Juan d'Austria, der zum ersten Male die Königin Marguerite von Navarra sah, die als die schönste Frau ihrer Zeit galt, rief aus: „Wenn diese königliche Schönheit auch mehr göttlichen als menschlichen Ursprungs ist, wird sie doch viel mehr die Menschen zugrunde richten, als sie erlösen!"

Und ein polnischer Gesandter äußerte beim Anblick derselben Königin: „Nein, ich will nichts mehr nach solcher Schönheit

ſehen, ich möchte vielmehr tun wie manche Türken, die zum Grabe des Propheten gewallfahrt ſind.“

„Und was tun dieſe?“ fragte lächelnd die Königin.

„Sie laſſen ſich die Augen mit glühendem Erz ausbrennen, weil ſie Schöneres auf Erden doch nicht mehr ſehen können und wollen!“ war die Antwort des galanten Polen. O. Th. St.

Ein Fernſprecher mit zwei Mikrophonen. — Bekanntlich läßt die telephoniſche Übertragung oftmals die genügende Deut-

Fig. 1.

Fig. 2.

lichkeit der geſprochenen Worte vermiſſen. Obwohl ſich die Konſtrukteure bemüht haben, den Bau der Fernſprechapparate immer feiner auszugeſtalten, hat ſich auf dieſem Wege der erwähnte Übelſtand nicht völlig beſeitigen laſſen.

Ein franzöſiſcher Gelehrter, Doktor Jules Glover, glaubt jetzt die wahre Fehlerquelle entdeckt zu haben. Nach ſeiner Anſicht

ſtoßen die Schallwellen, die beim Sprechen vom Kehlkopf her fortſchwingen, gegen das Gaumenſegel und werden hier in zwei ungleiche Gruppen geſpalten. Die eine Gruppe pflanzt ſich durch den Mund, die andere durch die Naſe fort. Es iſt klar, daß bei den bisherigen Fernſprechapparaten die zweite Gruppe nicht zur Geltung kommt, da ihre Schwingungen nicht auf das Mikrophon übertragen werden. Darunter leidet dann natürlich die Fortleitung und damit die Deutlichkeit der geſprochenen Worte.

Fig. 3.

Aus dieſer Überlegung heraus hat Doktor Glover einen Fernſprecher konſtruiert, der mit zwei Schalltrichtern und zwei Mikrophonen ausgeſtattet iſt (Fig. 1—3). Auf dieſe Weiſe werden beide Gruppen von Schallwellen aufgefangen und durch das Telephon fortgepflanzt. Der Erfinder hat ſeinen Apparat der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vorgeführt, wo die Klarheit der übertragenen Worte lobend anerkannt wurde. Der Apparat dürfte namentlich bei langen Fernſprechleitungen von gutem Nutzen ſein. Th. S.

Der beförderte Fremdenlegionär. — Als kürzlich der franzöſiſche General Bailloud Caſablanca beſuchte, luden ihn die militäriſchen Autoritäten zu einem Diner ein. Es war vortrefflich. Der in Paris verwöhnte Beſucher hatte nicht geglaubt, daß man in dem unkultivierten Marokko ſo auserleſene Tafel-

genüsse haben könne. Auf seine Frage nach dem Koch wurde ihm bedeutet, daß es ein Fremdenlegionär sei.

„Rufen Sie ihn," sagte er. „Ich muß ihm meine Anerkennung aussprechen."

Der Soldat kam, ein großer, etwas blasiert dreinschauender Mensch. Man sah ihm an, daß er einst bessere Tage verlebt hatte.

„Ausgezeichnet, mein Sohn," sprach der General ihn an. „Du führst eine famose Küche. Etabliere dich, wenn dein Dienst zu Ende ist. Ich werde gern dein Kunde. Wie heißt du, mein Sohn?"

„Man nennt mich den Senator, mein General."

„Wie?"

Die Umstehenden erklärten dem General, daß der Legionär in der Tat diese parlamentarische Bezeichnung habe, und der hohe Gast entließ ihn mit erneuten Worten des Wohlwollens.

Nach Frankreich zurückgekehrt, erzählte Bailloud dem General Lyautey von seinen Tafelfreuden in Casablanca, und als dieser seinerseits den Ort besuchte, ließ er sich ebenfalls an der empfohlenen Stelle ein Diner servieren. Beim Dessert ließ auch er den legionären Kochkünstler rufen.

„Du machst deine Sache sehr gut, mein Sohn. Ich wußte es schon durch den General Bailloud. Nicht wahr, du bist der Senator?"

„Vergebung, mein General, mit dem Senator ist es aus. Ich bin jetzt der Minister."

Später erklärte man dem General das Rätsel. Der Legionär hatte nämlich einen französischen Senator als Bruder. Dieser war beim Ministerwechsel zum Minister ernannt worden und hatte so auch die „Beförderung" seines kochenden Bruders in Casablanca verursacht. H. W.

Eine Schlangenprozession. — Cocullo ist ein kleines, in den Abruzzen gelegenes Bergstädtchen. Dort begeht man alljährlich am 4. August zu Ehren des heiligen Dominikus von Foligno eine in ihrer Art wohl einzig dastehende kirchliche Feier. Nach einer Legende verlieh der genannte Heilige dem Orte die besondere Gnade, daß jeder, der von einem tollen Hunde oder

einer giftigen Schlange gebissen war und dann schnell nach dem kleinen Kirchlein von Cocullo wallfahrtete, sofort geheilt wurde. In dankbarer Erinnerung an diesen Gnadenbeweis wird noch heute die Schlangenprozession veranstaltet.

In den Abruzzen gibt es außer einigen ungiftigen Schlangen auch zwei unserer heimischen Kreuzotter verwandte Arten, die infolge der Gefährlichkeit ihres Bisses überaus gefürchtet sind und wegen ihres häufigen Vorkommens geradezu eine Landplage bilden. In der zweiten Hälfte des Juli stellen die jungen Leute von Cocullo diesen giftigen Reptilien mit größtem Eifer nach, um möglichst viele lebend einzufangen. Immer zu zweien durchstreifen sie die Schluchten der Berge. Sobald irgendwo eine Otter entdeckt ist, hindert der eine sie am Entschlüpfen, während der andere sie mit einem an der Spitze gegabelten Stock fest an den Boden zu klemmen versucht. Ist dies geglückt, so drückt der erste mit einem ebensolchen Stock dem Reptil den Kopf nieder und hält ihm gleichzeitig seinen Filzhut dicht vor den Rachen. Wütend schnappt das gefangene Tier nach der Krempe. Kaum hat die Otter aber ihre Zähne in den dicken, festen Stoff eingehauen, so reißt der Schlangenfänger den Hut mit kurzem Ruck zurück und bricht ihr dabei die nach hinten gekrümmten Giftzähne aus. Gelingt das nicht beim ersten Male, so wird das Experiment wiederholt. Die Schlange ist nun unschädlich gemacht und wandert zu den übrigen in einen ledernen Sack.

Auf diese Weise fangen manche Burschen bis zu einem halben Dutzend Ottern an einem Tage. Die Schlangen werden dann in einen Behälter getan und bis zum Prozessionstage aufbewahrt. Ältere Leute aus Cocullo und dessen Umgegend, die nicht mehr imstande sind, selbst auf die Schlangenjagd zu gehen, kaufen sich einige Ottern, um an dem Feste der Sitte gemäß teilnehmen zu können. Die jungen Mädchen wieder lassen sich von ihren Verehrern diese gesuchte Ware schenken, und es gilt unter den Schönen des Bergstädtchens als ein Zeichen besonderer Beliebtheit, wenn man recht viele der züngelnden Reptilien besitzt.

Bei der Prozession, die sich von der Kirche zunächst durch

die Straßen der Stadt bewegt und dann zu dem alten Gotteshause zurückkehrt, trägt jeder Teilnehmer dem Heiligen zu Ehren eine Schlange. Ist der Zug wieder in die Kirche gelangt, vor deren rechtem Seitenaltar die Statue des heiligen Dominikus in einer springbrunnenartigen Vertiefung steht, so werden die Ottern in diesen steinernen Behälter gelegt, oder man hängt sie an die Statue des Heiligen, der dann mit den sich hin und her ringelnden Reptilien bald über und über bedeckt ist. Hierauf spricht der Priester den Segen über die versammelte Gemeinde. Damit ist die seltsame Feier beendet. Die Schlangen werden getötet und vielfach in getrocknetem Zustande als Schutzmittel gegen Blitzschlag und anderes Unheil an den Gebäuden angenagelt.

Daß dieser eigenartige Brauch auch seine praktische Seite hat, ist leicht einzusehen. Denn nach dem Tage der Schlangenprozession dürfte es schwer halten, in der Nähe von Cocullo irgendwo noch ein giftiges Reptil zu finden. Die Gegend ist von ihnen für den Rest des Jahres gründlich gesäubert. W. K.

Das Taschengeld der Kinder. — Sollen unsere Kinder regelmäßig Taschengeld in die Hände bekommen?

Die Frage ist schon oft aufgeworfen, manchmal entschieden verneint, aber auch ebenso bestimmt bejaht worden. Es gibt Eltern, die ihren Kindern grundsätzlich keinen Pfennig Geld zur freien Verfügung in die Hände geben, auch wenn die Kinder schon größer geworden sind, andere, die diesen kleinen Posten ein für allemal in ihre Wirtschaftsaufstellung mit aufnehmen.

Wer von beiden handelt nun richtig?

Es mag zugegeben werden, daß kein allzu großer Nachteil daraus erwächst, wenn Kindern kein Taschengeld gewährt wird, vorausgesetzt, daß nur sonst die gesamte Erziehung in einem vernünftigen Sinne geleitet wird; es ist auch richtig, daß Kinder in den meisten Fällen sich noch nicht selbst Geld verdienen, daß sie deshalb seinen Wert auch noch nicht recht zu schätzen wissen; es mag ferner zugegeben werden, daß vielleicht gerade das Taschengeld, besonders wenn die sorgsame Aufsicht fehlt, zu mancherlei Unarten verleitet, zur Naschsucht, zur Ver-

schwendung, zur Begehrlichkeit, daß sich also sein eigentlicher erziehlicher Zweck gerade in sein Gegenteil verkehrt; man kann es auch verstehen, wenn Eltern sich genau um alle Ausgaben für ihr Kind kümmern und eben deshalb ein Taschengeld vorläufig für überflüssig erachten. Und doch kann man die gestellte Frage mit guten Gründen auch wieder bejahen, eben dann, wenn die Erziehung versteht, die Sache so auszunützen, daß dem Kinde ein Gewinn davon bleibt.

Wenn dem Kinde vielleicht vom zwölften Jahre an ein Taschengeld gewährt wird, so soll das natürlich aus rein erziehlichen Gründen geschehen; es soll ein Gewinn dabei herauskommen. In erster Linie soll das Kind mit dem Gelde richtig umgehen lernen, es soll seinen Wert einschätzen, da ja von dieser Kunst häufig der ganze spätere Erfolg im Leben abhängt. Sonst kommt es wohl vor, daß es für seine Eltern größere oder kleinere Summen fortträgt, aber eigentlich nicht weiß, wieviel es bei sich hat. Wenn es sich seine Bedürfnisse selbst besorgen kann, so erfährt es gar bald genau, welchen Wert die ausgegebene Münze hat, so wird es vielleicht auch manchen Wunsch im Keime ersticken, über dessen Versagen es sonst unglücklich wird und schmollt, wenn er aus Vaters Börse heraus nicht erfüllt wird. Es liegt doch sicher ein gewisser Wert darin, daß das Kind nach eigenem Ermessen über eine kleine Summe verfügen darf, ebenso ein gewisser Reiz, daß es frei damit schalten kann, daß es sich schließlich mit dem zugewiesenen Gelde auch einmal irgend ein Vergnügen gestatten darf. Es muß dabei lernen, sich schon einen Plan über die verschiedenen Ausgaben zu machen, eine gegen die andere abzuwägen, zu entscheiden, zu rechnen, Ordnung zu halten. So wird ein gesunder wirtschaftlicher Sinn geweckt und genährt und das Kind zur Selbständigkeit erzogen. Wer nie am eigenen Beutel den Wert des Geldes kennen lernte, wird vielleicht manchmal teure Mißgriffe machen und erst später nachlernen müssen, was in der Jugend versäumt wurde.

Unseres Erachtens hat das Sparen der Kinder auch nur dann Sinn und erziehlichen Wert, wenn vom eigenen Taschengeld gespart wird, überhaupt vom eigenen Besitz. Denn in

den meiſten anderen Fällen, wo Eltern von Zeit zu Zeit ihren Kindern einige Pfennige, Mark oder gar Goldſtücke in die Büchſe tun, da ſparen eben die Eltern, aber nicht die Kinder. Wer wirklich ſpart, muß ſelbſt ein Opfer bringen. Wenn das Kind einen Teil des Taſchengeldes, den es doch auf irgend eine Weiſe ausgeben könnte, behält, dann ſpart es in Wirklichkeit. Denn dann entſagt es freiwillig einem lockenden Genuß, und gerade darin, in dieſer Selbſtentäußerung, in dieſem Sichſelbſtbeſiegen liegt ein gutes Stück rechter Perſönlichkeitsbildung.

Auch darin liegt ein gewiſſer Wert, daß man mit der Gewährung des Taſchengeldes dem Kinde Vertrauen entgegenbringt; dadurch wird in manchem jugendlichen Herzen das Wollen geweckt werden, dieſes Vertrauen auch durch eine möglichſt weiſe Verwendung des Geldes zu rechtfertigen.

Alles das bisher Geſagte bezieht ſich ſchon auf das ſchulpflichtige Alter. Wachſen die Kinder aber heran, ſo iſt es erſt recht angebracht, ihnen eine gewiſſe Freiheit in den Dingen des Geldes zu gewähren, und das eben auch dann, wenn ſie daheim im Elternhauſe aufwachſen. Vielleicht wendet mancher noch ein, daß das Taſchengeld die Erziehung nur verteuert; das dürfte aber kaum ſtimmen. Denn die notwendigen Ausgaben müſſen doch, ob ſo oder ſo, beſtritten werden, ein billiges Vergnügen werden alle Eltern ihren Kindern gönnen, auch wenn es ein paar Pfennige koſtet, und ſchließlich haben es ja die Eltern immer ſelber in der Hand, die Höhe des Taſchengeldes zu beſtimmen.

Dabei kommt es natürlich immer noch ſehr auf das Wie der Erziehung an. Das Taſchengeld kann zum ſegensreichen Erzieher des Kindes werden, aber ebenſogut auch zu ſeinem Verderber. Als ganz ſelbſtverſtändlich gilt daher, daß Eltern das Geld nicht nur an beſtimmten Tagen auszahlen, ſondern daß ſie ſeine Verwendung auch überwachen. Wenn das nicht geſchähe, ſo müßte man allerdings ein entſchiedener Gegner dieſer Sache ſein. Kontrolle, und zwar recht genaue, muß deshalb auf jeden Fall vorhanden ſein. Die Eltern müſſen wiſſen, wohin jeder Groſchen wandert. Empfehlenswert oder vielmehr erforderlich iſt es daher, daß ſich die Kinder ein Konto-

buch anlegen und jede Ausgabe darin buchen. Vernünftige Eltern werden schon Mittel und Wege finden, um dann über die Ausgaben ihrer Kinder unterrichtet zu sein, ohne diese Kontrolle zu drückend zu machen oder die Jugend der Freude des selbständigen Handelns zu berauben. Auch hierbei schickt sich eines nicht für alle; bei dem einen Kinde wird man strenger leiten und beaufsichtigen müssen, einem anderen wieder kann man mehr Freiheit gewähren.

Jedenfalls bietet sich dabei immer Gelegenheit, das Kind richtig zu führen, hier oder da eine wirtschaftliche Belehrung zu erteilen, vor Verschwendung zu warnen, aber auch vor der ebenso häßlichen Filzigkeit zu bewahren. Auch wird in diesem Falle das gute Beispiel der Eltern mit erziehen. Wenn die Kinder auch noch kein volles Verständnis für die wirtschaftlichen Verhältnisse im Hause haben, so wird es doch nicht an einzelnen Gelegenheiten mangeln, wo das Leben in der Familie auch in ökonomischer Beziehung befruchtend auf die Jugend einwirkt.

Vor allen Dingen ist das Taschengeld in richtiger Höhe zu bemessen. Das Kind soll davon seine notwendigen Ausgaben, vor allen Dingen die für die Schule selbst bestreiten; es soll ihm aber auch darüber hinaus noch eine Kleinigkeit übrigbleiben, um sich, natürlich nicht zu oft, einmal ein besonderes Vergnügen zu leisten, um für Geburtstage ein kleines Geschenk zu machen und um schließlich auch noch etwas zu sparen. Zu diesen Zwecken wird ja schließlich auch sonst den Kindern Geld in die Hände gegeben, warum sollte es dann nicht in der Form von Taschengeld überwiesen werden? Zu hüten hat man sich aber jedenfalls davor, zuviel Geld zu geben. Im Überfluß soll die Jugend nicht aufwachsen; eine gewisse Sparsamkeit sollte für sie ganz selbstverständlich sein, auch in den Häusern der Reichen. Durch zu reichliches Taschengeld wird sie, wenn noch dazu die weise Überwachung mangelt, genußsüchtig, und sie wächst nur zu leicht in jene verächtliche Anschauung hinein, die nichts Entehrendes dabei findet, auf Kosten anderer gut zu leben.

Auf einen besonderen Punkt sei in der Frage des Taschengeldes noch hingewiesen. Es sollte selbstverständlich sein, daß

beide Geschlechter dabei gleich behandelt werden. Solange es sich um kleine Kinder handelt, tritt ja der Unterschied nicht so sehr zutage, wohl aber bei der älteren Jugend. Da geschieht es nur zu häufig, daß dem in der Berufsvorbereitung stehenden Sohne am Monats- oder Quartalsersten sein bestimmter Wechsel regelmäßig zugeht, während die Tochter daheim nicht einen Pfennig in der Tasche hat und sich auch nicht die notwendigen Kleinigkeiten selber kaufen darf. Das ist aber eine unbillige Zurücksetzung. Gerade bei dem Mädchen, das als Tochter zu Hause behalten wird, rechnet man doch darauf, daß es sich später einmal verheirate; es soll also ganz besonders zur Hausfrau erzogen werden. Dazu gehört aber auch die Weckung und Stärkung ihres wirtschaftlichen Sinnes. Wenn das Mädchen nie selbständig mit ein paar Mark umgehen lernte, wie soll es dann als junge Hausfrau auf einmal Übersicht, Einteilung, Ordnung, weise Sparsamkeit beweisen? Gewiß, die Not lehrt ja in vielen Fällen rasch den richtigen Weg einschlagen, aber es gibt doch auch manche Hausfrauen, die ihr Lebtag nicht richtig mit dem Gelde umzugehen verstehen und dadurch den Gatten, sich selbst und ihre Kinder unglücklich machen, und gerade für solche Personen wäre es doch gut gewesen, wenn sie schon in der Jugend, unter der Leitung verständiger Eltern, das richtige Verhältnis von Soll und Haben begriffen hätten.

So dürfen wir wohl zum Schluß noch einmal behaupten, daß es sich durchaus empfiehlt, seinen Kindern von einem bestimmten Alter an ein Taschengeld zu gewähren. Vorausgesetzt wird dabei natürlich immer, daß eine weise Kontrolle ausgeübt werde. Um der erziehlichen Wirkungen willen kann man sich leicht dafür entschließen, und wo sich ein gutes Erziehungsmittel darbietet, soll man es doch auch benützen. H.

Frau Lihungtschang. — Der „Bismarck Chinas" gehörte seinerzeit zu den meistgenannten Persönlichkeiten. Von seiner Frau hat niemand etwas gehört. Aber die Redeweise: „Die besten Frauen sind die, von denen man nicht spricht," scheint für China nicht zuzutreffen. Lihungtschang wenigstens hat offenbar keine so gute Frau gehabt wie Bismarck.

Bei seinem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten unterhielt sich Lihungtschang mit dem Präsidenten Cleveland über Gattinnen und Frauen. Als Lihungtschang sagte, wenn er Präsident von China wäre, dann würde er zwar auch nur, wie in Amerika, eine legitime Frau, aber in jeder Provinz zweifellos eine Nebenfrau, wenn nicht gar mehrere, haben, da lachte Cleveland darüber so, daß ihm die Tränen die Wangen herunterrollten. Er entgegnete: „Hören Sie, ein Mann kann sicherlich eher mit sechzehn oder achtzehn Chinesinnen als mit einem amerikanischen Mädchen fertig werden.“

Das konnte Lihungtschang nicht recht einleuchten, denn er hatte recht schlimme Erfahrungen mit seiner Gattin gehabt. „Ich hatte einst eine Frau,“ meinte er, „die, bevor sie zu mir kam, sehr sanftmütig und liebenswürdig war. Aber schon wenige Wochen nach der Heirat begann sie mich zu behandeln, als wäre ich das letzte Ende und nicht das Haupt des Haushaltes. Ich zahlte ihr zwanzig Pfund Silber und schickte sie fort.“ O. v. B.

Das älteste Bildnis Till Eulenspiegels. — Till Eulenspiegel, der Held des Volksbuches und der gleichnamigen Fischartschen satirischen Dichtung, war als Sohn eines Bauern um das Jahr 1300 in Knittlingen geboren, trieb sich als Schalksnarr in der Welt herum, prellte Bauern, Wirte, Beamte und Fürsten und starb 1350 in Mölln im Lauenburgischen. Hier setzte man ihm viele Jahre später einen Grabstein, auf dem eine Eule, die einen Spiegel hält, zu sehen ist und die Verse zu lesen sind:

„Diesen Stein soll niemand erhaben:
Hier st e h t Eulenspiegel begraben.
Anno Domini MCCCL Jahr.“

Eulenspiegel steht nämlich in der Tat in seinem Grabe, denn, wie das Volksbuch erzählt, brach das Seil, als sein Sarg ins Grab gesenkt werden sollte. „Der Sarg schoß ins Grab, also daß Eulenspiegel auf die Füße zu stehen kam. Da sprachen alle, die dabei standen: ‚Lasset ihn stehen! Er ist wunderlich gewesen in seinem Leben, wunderlich will er auch im Tode sein.‘ Also warfen sie das Grab zu und ließen ihn stehen.“

Zu dem Grabstein, der erst im Jahre 1592 beschrieben wurde,

pilgerten, das bestätigte Fischart, das größte deutsche satirische Genie, jahrhundertelang die Zunftgenossen Eulenspiegels, rei-

sende Handwerksburschen, fahrende Leute aller Art, um sich, wie Dreyer 1631 erzählt, kleine Stücke vom Steine, Splitter vom Grabzaun als Heilmittel gegen — Zahnweh mitzunehmen.

Vnd wie ich auch geſehen hab,
So bringen etlich von dem Grab
Erden vnd ſtück von ſeinem Stein
Vnd laſſen ſolchs einfaſſen rein
In gülden Ring fürs Eulenthumb,
Das von dem größten Schalck herkumb,

meint zwar Fiſchart, aber der Chroniſt Dreyer dürfte beſſer informiert geweſen ſein.

Lange Zeit glaubte man, daß das Möllner Grab das richtige Eulenſpiegels ſei. Da fand man in Damme bei Brügge in Flandern einen Grabſtein mit Eulenſpiegels Namen, der Jahreszahl 1301 und der holländiſchen Inſchrift: „Sta stil ghy die hier voorby gaet, siet hier Thyl Ulenspiegel geseten, en bidt Godt voor de we lugert des snaeck en guichelaer; gestorben 1301“ — der Bitte alſo, zu Gott zu beten, dem Toten ſeine Schwänke und Schelmenſtreiche zu verzeihen.

Die niederländiſchen Künſtler, an erſter Stelle Lucas van Leiden, Jan Mytens, einer der hervorragenderen Kupferſtecher ſeiner Zeit, deſſen Stich wir als älteſtes Bildnis Till Eulenſpiegels reproduzieren, verlangten Eulenſpiegel für ſich, deſſen Erdenwallen durch die beiden Grabſtätten natürlich ſtark diskreditiert war. Vielleicht iſt das ſein beſter Schalksſtreich. Denn zwei Gräber zu haben, den Witz kann ſich nur ein Eulenſpiegel leiſten. W. F.

Fürſt Heinrich und ſeine Kanone. — Nach dem Siebenjährigen Kriege beſchloß der Fürſt Heinrich von L., ſeine Kavallerie um ein Pferd zu vermehren, und gleichzeitig wurde bei der Kanonengießerei in Berlin eine Kanone gekauft. Die Ankunft gab zu einem großen Feſte Anlaß. Die hundertzwanzig Soldaten der Armee wohnten der Schießprobe bei. Leider war das Ergebnis wenig erfreulich, denn am nächſten Tage regnete es aus den Nachbarländern Klagen über Klagen. In diplomatiſchen Kreiſen glaubte man ſchon an eine Kriegserklärung.

Zwei Tage ſpäter wurde die Kanone wieder nach Berlin zurückgeſchickt. Beigefügt war folgender Brief: „Man wolle die Kanone gütigſt zurücknehmen. Wir können ſie unmöglich im Lande behalten, denn ſie ſchießt zu weit, ſo daß Wir alle

Geschosse verlieren, die allemal in die benachbarten Länder fallen." O. v. B.

Die gute und die böse Kröte. — Von unserer Landbevölkerung wird die Kröte verschiedenartig beurteilt und behandelt. Dort, wo der naturgeschichtliche Schulunterricht aufklärend gewirkt hat, erblickt man in der Kröte ein nützliches Geschöpf, das schädliche Insekten und Würmer vertilgt, und läßt ihr Schonung angedeihen. Leider gibt es aber noch viele Gegenden, in denen die Kröte mit offensichtlichem Haß verfolgt, getötet und sogar lebendig verbrannt wird.

Dieser Haß wurzelt im Aberglauben, denn da gilt die Kröte als Helfershelferin der Hexen, die sich in dieses Tier verwandeln sollen, um unerkannt Unheil zu stiften, welcher Aberglaube erst im Mittelalter entstand, als der Hexenwahn anfing seine Opfer zu fordern.

In älteren Volksüberlieferungen erscheint dagegen die Kröte vielfach als ein glückbringendes Geschöpf, das geschont zu werden verdient. Namentlich erwiesen sich Kröten, denen man das Leben rettete, äußerst dankbar. Der Gegenstand, mit dem das geschah, erhielt zauberhafte Kräfte, besonders dann, wenn man die Kröte von einer Schlange befreite. Mit dem Stock, der dazu benützt wurde, konnte man Krankheiten heilen und auch die Fettstoffe in der Milch vermehren.

In einer alten Handschrift aus dem sechzehnten Jahrhundert wird über ein auf diese Weise zu erlangendes Zauberschwert folgende interessante Mitteilung gemacht: „Wenn du dazu kommst, daß eine Kröte und eine Schlange oder Natter miteinander streiten, so ziehe dein Schwert und tue der Kröte einen Beistand und erschlage die Natter, und dies Schwert behalt alsdann. So du dann siehst, daß ein Unfriede ist und die Leute sich mit bloßen Schwertern einander schlagen wollen, so geh hinzu und zeuch dein Schwert auch aus und gebeut ihnen den Frieden, so balden werden und müssen sie Frieden halten."

Diese Art des Aberglaubens, die in der Kröte ein gutes Tier erblickt, hat sich leider nur in wenigen Gegenden erhalten, so zum Beispiel in Tirol, wo es an verschiedenen Orten vom

Volke für ein großes Vergehen betrachtet wird, eine Kröte zu töten. v. J.

Kochkunst und Weltgeschichte. — Die Schlacht bei Marengo war geschlagen; erschöpft und doch aufgeregt saß Napoleon in seinem Zelt. Aber nicht mit stolzen künftigen Siegen beschäftigte sich sein Geist — nein, er wartete ungeduldig auf sein Essen, denn er hatte gewaltigen Hunger. Sein Koch ging draußen mit Selbstmordgedanken um, denn er sollte dem General seine Lieblingsspeise auftragen, ein schönes, saftiges Beefsteak. Fleisch war da in Menge, aber kein Fett! Und ohne Zugabe von Fett war kein saftiges Beefsteak möglich, denn das Fett muß die Poren ausfüllen, damit der Saft darinnen bleibt.

Die Not machte den Koch erfinderisch. Er zerkleinert das Fleisch in fingergroße Stücke, klopft es weich, gibt Pfeffer und Salz dazu und röstet es in der Pfanne — ohne Fett bei schnellem Umkehren. Das Essen schmeckte dem siegreichen Feldherrn vorzüglich; bis auf den heutigen Tag ist es bekannt unter dem Namen „Marengo-Beefsteak".

Viele fürstliche und hochgestellte Personen sicherten sich ein Andenken im Reiche der Küche, das ihnen wohl für immer bleiben wird. Die schöne Margareta von Valois, Schwester des galanten Königs Franz I. von Frankreich, erfand die noch heute beliebte Soupe à la reine, Madame Maintenon die „gewürzten Koteletten". Die Prinzessin Conti überraschte einmal den Hof mit einer Hammelbrust, daran sich Ludwig XIV. geradezu krank aß. Die Herzogin von Villerois gab jährlich über 20 000 Franken aus für die Mast ihres Geflügels; eine Art gefüllte, in feiner, grüner Soße gedämpfte Hühnerbrust trägt heute noch ihren Namen. Eine fein zubereitete Wachtel „à la Mirepoix" hinterließ als Geschenk für die Nachwelt die Marschallin v. Mirepoix, deren geistsprühende Briefe zu den besten schriftstellerischen Arbeiten dieser Art in Frankreich gehören. Die Prinzessin Soubise erfand eine Zwiebelsoße, die noch heute zu Hammelrippchen gegeben wird.

Aber auch Namen hervorragender Männer werden in dem Geschichtsregister der Kochkunst geführt, unter anderen die berühmten Staatsmänner Richelieu und Mazarin, der Herzog

von Montmorency und der Philosoph Montaigue, der ein Buch schrieb von der „Wissenschaft im Genießen". König Ludwig XIII. erfand eine Gattung feiner Kanditen, der Prinz von Condé überstrahlte den Ruhm seiner Siege mit einer Fisolensuppe.

Der Hof Ludwigs XIV. schritt mit seinem Beispiel den raffiniertesten Tafelgenüssen voran. Die königliche Küche bestand aus drei Abteilungen. Die erste besorgte die Tafel des Königs und seiner Kinder; die zweite bildete die Küche für Prinzen und Prinzessinnen, die beim Könige wohnten; die dritte, die „Marschallsküche", hatte die Nahrung zu besorgen für die diensttuenden Kammerherren und die übrige Dienerschaft. Für die Küche waren 383 Beamte und 103 Köche beschäftigt. Die Ausgaben beliefen sich auf 2 600 000 Franken im Jahresdurchschnitt. Der Weinhändler bekam jährlich die Summe von 370 000 Franken, die Wildbret- und Fischhändler 1 200 000 Franken. Darüber hinaus blieb ihnen der König im Jahre 1778 noch 4 Millionen Franken schuldig!

Ein einziges Abendessen, das der Prinz von Soubise dem König gab, der sich namentlich Omeletten aus Fasaneneiern wohlschmecken ließ, kostete volle 240 000 Franken. Die Küche hat nicht zuletzt mit zum Ausbruch der großen Revolution geführt. Fr. H.

Die Handschuhe des Admirals. — Der österreichische Admiral Tegetthoff, der Sieger von Lissa, machte eines Tages bei sehr stürmischem Wetter auf hoher See einem seiner jungen Offiziere Vorhaltungen, weil er Handschuhe trug, deren Reinlichkeit recht zweifelhaft war. Der Leutnant versuchte sich zu entschuldigen: bei dem bösen Wetter sei die Mannschaft so angestrengt, daß er seinem Burschen nicht habe zumuten wollen, auch noch Handschuhe zu waschen.

Da zog Tegetthoff ein blendend weißes Paar Handschuhe aus der Tasche und sagte: „Da, nehmen Sie diese. Ich habe sie mir selbst gewaschen." O. v. B.

Ein praktischer Fischschupper. — Auch für die kleinsten Dienstleistungen in der Küche gibt es heute gar vielerlei praktische Hilfsmittel. Hierzu gehört auch der „Fischschupper", ein an sich ganz einfaches Werkzeug. Während man bisher zum Fischschuppen zumeist Messer benützte, wodurch viel Zeit ge-

braucht wurde und die Schuppenentfernung auch viel Unsauberkeit hervorrief, kann man mit diesem kleinen Apparat, der auf der Unterseite wie ein Reibeisen ausgebildet ist, die gleiche Arbeit in kürzester Frist und sauber herstellen. Der Fischschupper wird als Massenfabrikat hergestellt, so daß der Preis hierfür

Ein praktischer Fischschupper.

sehr gering ist. Zu beziehen ist er von P. Raddatz in Berlin, Leipziger Straße 122. H. H.

Die Rachel auf der Pfaueninsel. — Den Besuchern der idyllischen Pfaueninsel bei Potsdam fällt eine Marmorstatuette der großen französischen Schauspielerin Rachel auf, die sich auf einer von uralten Bäumen umgebenen Rasenfläche auf marmornem Postament erhebt. Damit hat es folgende Bewandtnis.

Im Sommer 1852 hatte König Friedrich Wilhelm IV. lieben Besuch in Potsdam. Sein Schwager, der Zar Nikolaus von Rußland, weilte längere Zeit mit seiner ganzen Familie bei ihm, und um ganz in ländlicher Stille unter sich zu sein, fuhren

die beiden vereinigten Familien täglich mit dem Dampfer nach der Pfaueninsel, von wo sie meist erst spät abends nach dem Schlosse Sanssouci zurückkehrten. Kurzweil aller Art, so auch heitere Vorstellungen auf der erwähnten Rasenfläche, wurde zur Unterhaltung der hohen Gäste veranstaltet.

Da verbreitete sich die Nachricht, die berühmte Rachel halte sich vorübergehend in Berlin auf. Der Zar hatte die Tragödin noch nie spielen sehen und sprach sein Bedauern darüber aus. Sogleich beauftragte der König heimlich den Hofrat Schneider, die Künstlerin nach der Pfaueninsel zu bitten. Sie willigte auch gern ein und fuhr sogleich mit. Unterwegs aber erhoben sich Schwierigkeiten, die beinahe das ganze Projekt zum Scheitern gebracht hätten.

Erst erforschte der Gast von dem Hofmanne, welche Szenerie man denn für ihr Auftreten vorbereitet habe.

„An Szenerie gibt es nur die vielhundertjährigen Parkbäume, als Podium eine herrliche Rasenfläche," lautete sein Bescheid.

Nun war die damals zweiunddreißigjährige Elisa Rachel gerade auf der Höhe ihrer Wirksamkeit und war sich ihrer künstlerischen Bedeutung außerordentlich bewußt. Es empörte sie, daß man es nicht einmal der Mühe für wert gehalten habe, ihr ein Podium zu errichten und Kulissen aufzustellen.

„Was wollen Sie, Mademoiselle?" stellte ihr aber der gewandte Hofrat vor. „Ist es nicht eine Bevorzugung, wenn Sie mit den hohen Potentaten und ihren erlauchten Familiengliedern auf ein und derselben Stufe stehen dürfen? Und wird nicht Ihre Kunst ohne den Theaterplunder auf der schönsten Naturbühne um so unmittelbarere Wirkungen erzielen? Bedenken Sie, wie urteilsfähig und wie klassisch gebildet Ihr heutiges Auditorium ist!"

Die Rachel beruhigte sich denn auch dabei. Jetzt aber war es der Abgesandte des Königs, der eine neue Schwierigkeit zur Sprache brachte. Ihm fiel auf, daß die Schauspielerin ein schwarzes Spitzenkleid anhatte mit schwarzseidenem Unterkleid, aber nichts zum Umziehen bei sich führte.

„Verzeihen Sie die Frage," schnitt er das heikle Thema an, „Sie wollen doch nicht etwa in diesem Anzug vor den Herrschaften spielen?"

„Und warum nicht?“ fragte sie herausfordernd.

„Weil es gegen die höfische Etikette verstoßen würde, wenn jemand in schwarzem Kleide bei Hofe erschiene, falls nicht gerade Hoftrauer angesagt ist.“

„Dann trete ich auch nicht auf,“ erklärte sie gereizt. „Etwas anderes als dies habe ich nicht bei mir. Bitte, fahren Sie mich sogleich nach meinem Hotel zurück.“

„Mademoiselle,“ hielt er ihr vor, „vergessen Sie nicht: Seine Majestät der Zar haben den Wunsch geäußert, Sie spielen zu sehen. Das Tor zu den Hoftheatern in Petersburg erschließt sich Ihnen.“

„Aber was soll ich tun?“ klagte sie, denn damit hatte er ihren Lieblingswunsch berührt. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich nichts mitgenommen habe.“

„Dann müssen wir Ihnen etwas Geeignetes zu beschaffen suchen,“ lautete sein Bescheid, und sogleich gab er dem Kutscher Befehl, sie nicht direkt nach der Havelbucht am Neuen Garten zu fahren, wo das zu benützende Dampfschiff vor Anker lag, sondern erst nach Schloß Glienicke. Dort verlebte die Prinzeß Karl die Sommermonate, und Hofrat Schneider ging zu ihr und stellte ihr die peinliche Verlegenheit der berühmten Schauspielerin vor.

Die Prinzeß erklärte sich gern bereit, mit den nötigen Kleidungsstücken aus ihrer Garderobe auszuhelfen. Nunmehr wurde die Rachel in das Schloß geholt, um von der Kammerfrau der Prinzeß Karl hoffähig eingekleidet zu werden. Danach setzte sie die Reise frohgelaunt fort, und die Vorstellung, die sie auf der stimmungsvollen Naturbühne der Pfaueninsel an diesem Abend gab, riß die dankbaren fürstlichen Zuhörer zu den lautesten Beifallsbezeigungen hin. Sie brachte aus ihren Lieblingsstücken nach eigener Wahl ihre besten Szenen zum Vortrag.

Der Zar erhob sich nach ihrer Schlußverbeugung, küßte ihr vor aller Augen die Hand und lud sie dringend nach Petersburg ein. Der König ließ zum Andenken an den hohen Kunstgenuß, den sie ihnen bereitet hatte, durch Bildhauer Afinger die Büste der Darstellerin anfertigen und am Orte ihres Triumphes aufstellen. C. D.

Der bekehrte Philosoph. — Anaxagoras, der berühmte griechische Mathematiker und Philosoph, ging eines Tages über die Weiden, die seinem reichen Nachbarn, dem Hoplitenanführer Kymenos, gehörten. Mit Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den zahlreichen rotbunten Kühen, die in dem saftreichen Gras ihrer Nahrung nachgingen oder wiederkäuend im Schatten einer Baumgruppe lagen.

Plötzlich fesselte der Jubelsang eines Vögleins sein Ohr, und wie er aufblickte, gewahrte er eine Lerche, die gerade über seinem Haupte in Schraubenlinien in den Äther stieg. Kopfschüttelnd blieb der Philosoph stehen, blickte zu dem Vöglein hinauf und murmelte: „Sind die Dinge in der Natur nicht eigentlich falsch eingerichtet? Diese kleine Lerche, deren Nutzen, abgesehen von der Vertilgung von Insekten, doch eigentlich sehr problematischer Natur ist, darf sich in den freien Äther schwingen. Sie darf der Sonne entgegenfliegen und die Erde mit ihren vielen verbesserungsbedürftigen Einrichtungen hinter sich lassen. Jene große, kräftige Kuh aber, der ihr mannigfaltiger Nutzen allein schon eine Sonderstellung verschaffen müßte, ist trotzdem in ohnmächtiger Schwachheit an die Erde gekettet. Sie kann sich nicht emporschwingen, um ihren Schöpfer zu preisen; sie, die dem Menschen so kostbar ist, muß sich dafür ohne Gnade in sein Joch zwingen lassen. Würde es nicht den Gesetzen von Verdienst und Würdigkeit besser entsprechen, wenn die Kühe fliegen könnten?“

In diesem Augenblick gab es einen leichten „Klaks“.

Ein „Gruß“ von dem Vöglein war nämlich aus dem Äther herabgefallen und hatte den Philosophen mitten auf die hohe Denkerstirn getroffen.

Für einen Augenblick war Anaxagoras verblüfft; dann aber sammelte er sich und sprach bestimmten Tones: „Nein, ich habe mich zu einer anderen Ansicht bekehrt. Es ist doch besser, daß die Lerche da oben keine Kuh war!“ W. G. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Frauen-Schönheit

verleiht ein rosiges, jugendfrischer Antlitz und ein reiner, zarter, schönes Teint. Dies erzeugt die allein echte

Stecknpferd-Seife

die beste Lilienmilchseife v. Bergmann & Co. Radebeul. Stück 50 Pf. Überall zu haben.
Ferner macht der Lilienmilch-Cream „Dada" rote und spröde Haut in einer Nachtweiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Psoriasis

(Schuppenflechte), chron. Hautleiden u. die auf harnsaurer Diathese, beruhend Leiden (Gicht, Nierenaffekt., Arteriosklerose usw.) heilt ohne Salben u. Gifte nach eig. Methode Spezialarzt **Dr. P. E Hartmann, Stuttgart-P. 40** Postfach 126. Auskunft kosten- und portofrei!

Uhren aller Art schon v. 1 ℳ an. Hochmod. **Salonuhren,** in beliebt. Farbe zu den Möbeln passend. **J. M. Jäckle,** Uhrenfabr. u. Versandh., **Schwenningen 1193 a. N.** (württ. Schwarzw.).
Verlangen Sie Katalog über Uhren aller Art, Gold- und Silberwaren.

Bar Geld

an **Jedermann,** auch gegen Ratenrückzahlung, reell, diskret, und schnell verleiht

Carl Winkler, Berlin 26, Friedrichstr. 113 a.

Provision erst bei Auszahlung.
Täglich eingehende Dankschreiben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbes Wörterbuch der deutschen ++ Rechtschreibung. ++

Enthält 100000 Wörter.
Amtlich empfohlen! ◆ Preis M 1.60.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Nasen-former

Eine gute Erfindung ist der neue Universal-Nasenformer „Zello", Modell 16, welcher soeben von dem Spezialisten vorgelegt wird. Dieser so überaus sinnreich konstruierte Apparat wird jedem, welcher mit seiner hochstehenden, dicken oder langen Nase nicht zufrieden ist, einen unschätzbaren Dienst erweisen. Vom Hofrat Professor med. v. Eck u. a. glänzende Anerkennungen. Nacht's tragbar. Preis M. 2.70 mit Präzision-Regulator M. 5.–, desgleichen mit Kautschuk M. 7.–. Bisher 60000 Stück versandt.

Spezialist L. M. BAGINSKI, BERLIN 266, Winterfeldtstr. 34 und RIGA (Russland) Gr. Sohmiedestr. 5.

Entwicklung und Befestigung der Büste

durch unseren unübertroffenen Büstenentwickler!

Schon immer war es der höchste Wunsch einer jeden Dame, eine schöne, volle üste zu besitzen. Nun ist gerade in dieser Hinsicht die größte Mehrzahl unserer amen stiefmütterlich bedacht worden, so daß dieses Manko weidlich von gewissen Leuten ausgenutzt wird, um Salben, Pillen und Tränklein zu horrenden Preisen an den Mann zu bringen; leider helfen diese Sachen nur immer dem Verkäufer, **niemals** aber der Käuferin.

Vorher Nachher

Wir behaupten hiermit, **daß jeder Creme vollständig wertlos** ist. Warum? Weil nur die Massage, welche selbstverständlich bei jeder Einreibung ausgeübt werden muß, von Wert ist. Diese Massage können Sie auch mit Vaseline usw. ausüben, aber bedeutend billiger.

Unser Büstenentwickler **„Thilossia"**, gesetzlich geschützt, ist nun ein Produkt jahrelanger Forschung der bedeutendsten Professoren, so daß selbst jeder Laie sofort davon überzeugt wird, daß mit einem Thilossia-Apparat ein wirklicher Nutzen, also **Vergrößerung und Befestigung der Büste erreicht werden muß.** Unser Thilossia-Apparat saugt täglich mehrmals frisches Blut in die Brüste, dieselben werden voll, straff und ppig, magere Arme und Schulterknochen verschwinden, kurz, ein nie geahnter rfolg tritt ein. Wir haben bisher viele Tausende verkauft und sind die jüngsten ädchen wie ältere Damen gleich entzückt und befriedigt, wie die zahllosen Anrkennungen bezeugen. **Bei Nichterfolg Geld zurück** laut Garantieschein. **Preis** des ompletten Apparates inklusive Massagecreme in Verpackung nur **7,50 M., Porto** tra. Unser Verfahren ist das Billigste, weil der Apparat **nur einmal** angeschafft ird und immer gebrauchsfertig ist, von jeder Dame **ohne Hilfe** anzuwenden. Beor Sie Ihr Geld für nutzlose Quacksalbereien ausgeben, machen Sie mit unserem pparat einen Versuch. Bei Bestellung Körperumfang unter den Armen ringserum um den Brustkorb angeben. Dr. G. Weisbrod & Comp., Waidmannslust.

---

icht-ingfong-Essenz-Destillat

1000000:fach im Gebrauch und bewährt!

Als hausmittel unentbehrlich!

Dtz. 3.80. 30 Fl. franko, nur en gros aus dem

Laboratorium L. Lichtenheldt,

Meuselbach 4 a Th. Wald.

en anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Bin früher und auch jetzt mit Ihrer „Licht-Hingfong" zufrieden und glaube, jeder Kenner schmeckt den Unterschied sofort heraus.

Herr Peter Ketzner in Z.

Über 10000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,

Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

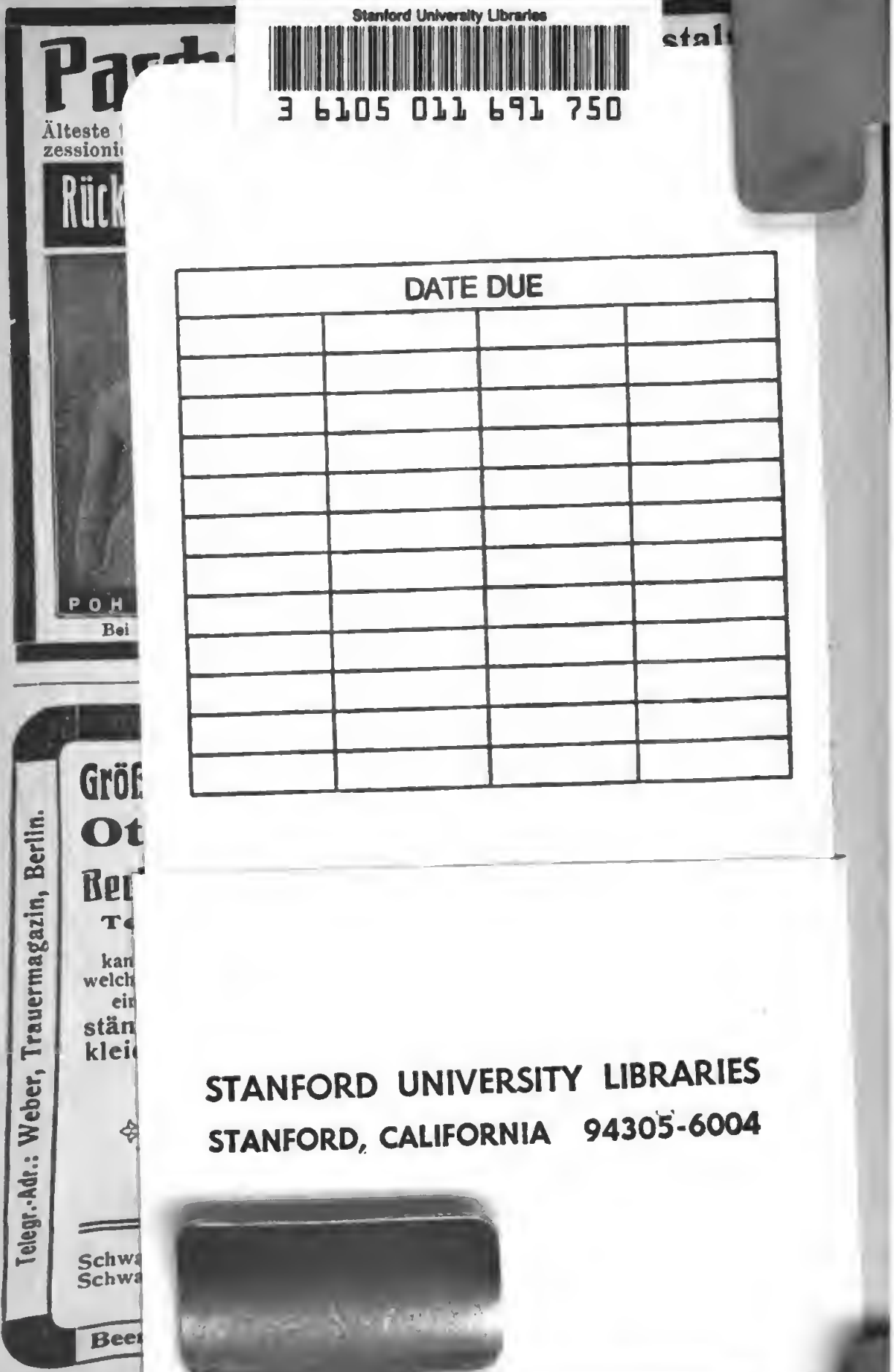
(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) färbt **graues** oder **rotes** Haar **echt blond, braun** od. **schwarz.**

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Telegr.-Adr.: Weber. Trauermagazin. Berlin.

Stanford University Libraries
3 6105 011 691 750



DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004